1. Newspapers – Austria – Vienna – Wiener Zeitung

NARL
Wiener



Wien.
Selbstverlag und Druck der kaiserlichen Wiener Zeitung.
1903.

Zur Geschichte der kaiserlichen WIENER ZEITUNG

8. August

·1703· ·1903·

Wien.
Selbstverlag und Druck der kaiserlichen Wiener Zeitung.
1903.

Zur Geschichte der kaiserlichen WIENER ZEITUNG

8. August

·1703· ·1903·

Wien.

Selbstverlag und Druck der kaiserlichen Wiener Zeitung.

1903.

Vorwort.

Verschiedene Umstände haben eine Festschrift zu dem zweihundertjährigen Jubiläum der „Wiener Zeitung“ erst in einem Zeitpunkt in Angriff nehmen lassen, in welchem es für die Ausarbeitung einer ganz auf Quellen gegründeten und alle Seiten ihres Betriebes umfassenden Geschichte der „Wiener Zeitung“ durch eine einzige Feder zu spät war. Es wurde denn der Entschluß gefaßt, eine Reihe von Autoren mit der Abfassung von Monographien „Zur Geschichte der Wiener Zeitung“ zu betrauen. So ist dieses Buch entstanden. Ein fragmentarischer Charakter haftet ihm so ohne Zweifel an, was ja auch der Titel andeuten soll. Dennoch aber dürften die einzelnen Beiträge zusammen ein ziemlich vollständiges Bild der publizistischen Tätigkeit dieser Zeitung während ihres zwei Jahrhunderte umfassenden Lebens liefern. Die wichtigsten Phasen ihrer äußeren Geschichte werden in dem Aufsatz bezeichnet, der ihr Verhältnis zur Staatsverwaltung schildert: ihre Gründung, ihr erster Aufschwung, die Krisen, die sie zu überstehen hatte, der Übergang aus dem privaten in den staatlichen Betrieb. Es ist ein individuelles Schicksal, das sich da vor uns entwickelt. Hingegen werden in den folgenden Aufsätzen typische Prozesse, die dem Zeitungswesen überhaupt eigen sind, verfolgt: Die Ausbildung der journalistischen Technik und die Entstehung des Inseratenwesens. Es fehlt auch hier nicht an eigentümlichen Zügen, aber in der Hauptsache ist doch alles nur lokaler Reflex einer allgemeinen Entwicklung. Wenn das Verhältnis der Zeitung zu allen großen Geschehnissen, Erscheinungen, Persönlichkeiten der Geschichte des XVIII. und XIX. Jahrhunderts nicht aufgezeigt und nicht dargestellt werden konnte, wie sich das Zeitalter der Aufklärung, die Maria Theresianischen und Josephinischen Reformen, die Richtung der historischen Politik, Romantik, Liberalismus und Konservativismus in ihr spiegelten, so wurde doch wenigstens versucht, Wirkung und Gegenwirkung der französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege und endlich der Bewegung des Jahres 1848 in den Spalten der Zeitung selbst zu verfolgen und zum Teil aktenmäßig zu erklären. Leider mußte auf eine

Darstellung der Beziehungen zur schönen Literatur, insbesondere der deutsch-österreichischen, verzichtet werden, aber die theatralische, musikalische und Kunstkritik der Zeitung ist zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden.

Literarische Vorarbeiten standen für keinen dieser Abschnitte zu Gebote. Denn weder die kurzen Mitteilungen, die sich in Kaltenbaecks „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" über die ersten Nummern des „Wienerischen Diariums" finden,*) noch die dürftigen Ausführungen Kábdebos in einer Reihe von Aufsätzen „Zur Geschichte der Wiener Zeitung" **) können füglich solche genannt werden. Auch was an allgemeinen Darstellungen zur Geschichte des Wiener Zeitungswesens vorlag, lieferte wenig Ausbeute und bedurfte überall der Nachprüfung. Es sind — neben den archivalischen Quellen — fast ausschließlich die vielen Bände der „Wiener Zeitung" selbst, aus denen ihre Geschichte geschöpft werden mußte.***)

Und so dürfte denn diese Festschrift, so fragmentarisch sie auch ist, doch in der Literatur der Geschichte des deutschen Zeitungswesens eine Lücke ausfüllen. Es gibt bis jetzt nur sehr wenig Monographien zu dieser. Wohl haben verschiedene Zeitungsjubiläen während der letzten Jahre einige wertvolle Arbeiten solcher Art zutage gefördert, aber alle diese enthalten mehr oder weniger nur Memorabilien des betreffenden Blattes oder beschäftigen sich nur mit einer Seite des journalistischen Betriebes. Eine umfassende Geschichte des deutschen Zeitungswesens — bis jetzt gibt es doch nur Ansätze zu einer solchen oder mehr oder weniger flüchtige Übersichten — wird dann erst möglich sein, wenn eine Reihe solcher monographischen Darstellungen vorliegen wird. Vielleicht daß dieser Versuch hiezu eine neue Anregung gibt.

Wien, im Juli 1903.

---

*) Im Jahrgang 1853 der „Austria" (Österreichischer Universalkalender) S. 30.

**) In der Beilage der „Wiener Abendpost" vom 1.—3. Dezember 1879.

***) Ein vollständiges Exemplar des „Diariums" und der „Wiener Zeitung" findet sich in der städtischen Bibliothek in Wien; sowohl die Exemplare der k. und k. Hofbibliothek wie der k. k. Universitätsbibliothek sind lückenhaft. Das im Besitz des Comptoirs der kaiserl. „Wiener Zeitung" beginnt mit dem Jahrgange 1758 und ist in der Folge gleichfalls nicht lückenlos.

Inhalt.

Die Geschichte der Wiener Zeitung

in ihrem Verhältnisse zur Staatsverwaltung

auf Grund archivalischer Forschungen dargestellt

von

Ernst Victor Zenker.

I. Die Gründungszeit (1703—17[illegible])

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in geschrifft oder Druck ist vngerecht." Da in jener Zeit die Bücher- und Zeitungszensur noch unbekannt war, kann dieser Zusatz nichts anderes besagen, als daß wir es hier mit einer aus der Hofkanzlei stammenden Publikation zu tun haben.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Zeitung in ihren Anfängen vorwiegend ein Mittel der Höfe und Staatskanzleien war, um der seit der Reformationszeit erwachten und mächtig aufgerüttelten öffentlichen Meinung Nachricht über die bedeutsamsten Staatsakte und wennmöglich auch Richtung zu geben. Man knüpfte daher die Herausgabe und Veröffentlichung von „Novitäten, die den Staat betreffen" sehr bald an Privilegien und verband damit für den Drucker die Verpflichtung, auch alle neu erlassenen Patente, Verordnungen u. dgl. zu veröffentlichen, eine Vereinigung von Funktionen, die schon sehr lebhaft an die spätere Institution der Amtsblätter erinnert. Ein solches Privileg erhielt in Wien schon 1540 der berühmte Drucker Hans Singriener und nach ihm verschiedene andere Drucker.

Durch diese Privilegien, welche ja gewiß dem jungen und in jener stürmischen Zeit nicht gerade immer sehr harmlosen Zeitungswesen noch mehr einen offiziösen Charakter verliehen, wurde die neue Institution doch auch wieder mächtig gefördert; denn erst im Schutze dieser Privilegien konnte die Herstellung und der Vertrieb der Zeitungen rationell betrieben werden, konnte sich vor allem die Periodizität herausbilden, die heute als ein unerläßliches Merkmal einer Zeitung gilt. Wien besaß zu Beginn des XVII. Jahrhunderts, früher als irgend eine andere Stadt, mehrere regelmäßige Zeitungen, ja man darf sagen, daß Wien zu jener Zeit in journalistischer Hinsicht allen anderen Städten Europas voraus war.

Mit dem Ausbruche des großen Krieges sank das äußerst kraftvoll emporblühende Zeitungswesen Wiens jedoch ebenso rasch dahin, wie das des übrigen Deutschland. Während in anderen Staaten (Frankreich, England), welche die neue Institution erst viel später von Deutschland her kennen gelernt hatten, die Journalistik rasch sich zu einem politischen Faktor emporschwang und besonders von den Höfen und leitenden Staatsmännern als ein politisches Machtmittel verwendet wurde, lag das Zeitungswesen in seiner eigentlichen Heimat arg darnieder. Frankreich erhielt durch Richelieus Förderung schon 1631 in Renandots „Gazette de France" seine spätere Hof- und Staatszeitung, England 1665 seine nachmalige „London Gazette". Aber auch im übrigen Deutschland erstanden noch im Laufe des XVII. Jahrhunderts unter dem Schutze der verschiedenen Höfe mehrere große Zeitungen, welche später zu ausgesprochen amtlichen Organen wurden.

Wien hatte während des ganzen XVII. Jahrhunderts eine einzige regelmäßige Zeitung, welche durch längere Zeit erschien und diese war — in italienischer Sprache abgefaßt. Der „Coriere ordinario" war ein privilegiertes und, wie man aus den erhaltenen Bruchstücken ersehen kann, offenbar durch Hofkanzleikreise unterrichtetes Blatt, welches von 1678 bis weit ins XVIII. Jahrhundert hinein erschien. Die „wälsche Zeitung", wie sie kurzweg hieß, wurde anfangs von Gio. Batt. Hacque und später von dessen Witwe geführt, von welcher sie der Drucker Johann van Ghelen übernahm.

Wir begegnen hier zum erstenmale dem Namen jener Druckerfirma, die so innig mit der Geschichte der „Wiener Zeitung" verknüpft ist. Die Familie

van Ghelen stammte aus Westphalen, von wo ein Mitglied zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nach Antwerpen ausgewandert war, um daselbst das Buchdruckergewerbe zu betreiben. Ein Abkömmling dieser renommierten Druckerfamilie, der schon erwähnte Johann van Ghelen, kam in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts nach Wien, kaufte von seiner Schwägerin Hacque deren Druckerei und schien mit Erfolg eine Art Monopol auf die Herausgabe von Zeitungen angestrebt zu haben. Wir sehen ihn im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts als den privilegierten Herausgeber der schon erwähnten „wälschen" und einer lateinischen Zeitung [1]); auch gab er deutsche Flugblattzeitungen heraus und suchte überhaupt das arg darniederliegende Zeitungswesen Wiens mit allen Kräften zu heben. Zu einer großen deutschen Hof- und Staatszeitung kam Wien im XVII. Jahrhundert aber nicht mehr.

Zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts vegetierten in Wien einige wenige Blättchen von sehr zweifelhafter Bedeutung: Die „Mercurij-Zeitung", das „Wiener Blättl" und das „Reichsblättl". Ob eine dieser Zeitungen, von denen uns nur die Namen vorhanden sind, Beziehungen zum Hof oder zur Regierung unterhielten, davon haben wir keine Kenntnis.

Indes scheint das Bedürfnis nach einer ansehnlichen Hofzeitung in den maßgebenden Kreisen selbst wach geworden zu sein. Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts hatte die Regierung durch öffentlichen Anschlag die Anregung zu einem größeren Zeitungsunternehmen gegeben und dem Unternehmer bedeutende Vorteile zugesagt. Auf diese Ermunterung hin erschien im Jahre 1702 im Verlage des Johann Paul Sedlmayer:

„Posttäglicher Mercurius, eine ganz besondere posttägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorangegangenen Novellen mit curiosen Raisonnements und politischen Reflexionen untermenget, und den geneigten Neubegierigen zur beliebigen Vergnügung zusamben getragen."

Der „Mercurius", eine Fortsetzung der früher schon unregelmäßig erschienenen „Mercurij-Zeitung", ging später auf Simon Schmid und von dessen Witwe auf deren zweiten Mann, den niederösterreichischen Landschafts- und Universitätsbuchdrucker Johann Baptist Schilgen über.

Am 8. August 1703 ließ der Buchdrucker Johann Baptist Schönwetter ein dem „Mercurius" ganz ähnliches Blatt erscheinen, betitelt:

„Wiennerisches Diarium | Enthaltend Alles Denkwürdige | so von Tag zu Tag sowohl in dieser Kayserlichen Residentz-Stadt Wienn selbsten sich zugetragen | als auch von andern Orthen auß der gantzen Welt allda nachrichtlich eingeloffen. Mit diesem besondern Anhang | daß auch alle die jenige Persohnen, welche wochentlich allhier gestorben | hingegen was von Vornehmen gebohren, Dann copuliret worden | ferner anhero und von dannen verreiset | darinnen befindlich. Mit Ihro Römischen Kayserlichen Majestät allergnädigsten Privilegio."

Unter dem Titel „Anmerkung" finden wir auf der zweiten Seite der ersten Nummer eine Art Programmartikel, welcher als eine kurze Zusammen-

[1]) Vgl. Dr. A. Mayer „Wiens Buchdruckergeschichte", Wien 1883, I. Bd., S. 320 ff. Die Angaben über Johann van Ghelen bei Wurzbach V. Bd., S. 168, sind ganz falsch. Johann van Ghelen gab weder die „Posttägliche Mercurij-Zeitung" zu Ende des XVII. Jahrhunderts heraus (die wohl mit dem „Posttäglichen Mercurius" gemeint ist), noch erschien das „Wiener Diarium" 1703 in seinem Verlage.

fassung alles dessen angesehen werden kann, was von Anbeginn und lange Zeit hindurch den wesentlichen Inhalt des Diariums ausmachte. Der Artikel lautete:

„Demnach von schon geraumer Zeit hero vielen der Staats Wissenschafft begierigen verlanget worden, angesehen bey diser wegen der Römischen Kayserlichen Residentz in aller Welt höchst geehrt- und berühmtesten Stadt Wienn, insonderheit ein grosser Zu- und Abgang derer bey dasiger Hoff-Staat / auch in dem Bürgerlichen Weesen allda befindlicher hoher und niederer, ferners allerhand ein- und außziehender, so wohl einheimisch- als frembder Persohnen, täglich in grosser Anzahl bemercket wird / daß sothane Verwechslungen und von allerhand Haupt-Ursachen, als Lebens- und Todtes-Zufällen dependirende Veränderlichkeiten zu allerhand, so wohl Christlich- als politischer Betrachtung / jedermann insonderheit aber denen allhiesigen Inwohnern offentlich bekundt und vorgestellet werden möge; Als hat man der Curieusen Welt / absonderlich bey jetzigen Begebenheiten und Kriegs-Läuffen länger nicht enthalten können / mit einem richtigen Wiennerischen Diario oder Tag-Buch hiermit auffzuwarten; Dabey dann zu mehrerer Annehmlichkeit und Satisfaction deß geneigt begierigen Lesers / bevorder von obig zu vermercken habende Persohnen herauß gegebener Lista, jederzeit ein kurtzer Bericht und Extract, als ein Kern derer hin und wider in der Welt merkwürdigsten / wahrhafftigsten / und allerneuesten / so schrifftlich als gedruckter allhier einlaufender Begebenheiten / ohne einigen Oratorischen und Poetischen Schminck / auch Vorurtheil / sondern der blossen Wahrheit derer einkommenden Berichten gemäß / Wochentlich zwey mahl / als Mittewochs und Sambstags / ordentlich vorgestellt werden und in dem so genannten rothen Igel befindlich seyn solle."

Die erste Nummer, datiert: „Mittwochs, den 8. Augusti 1703" enthielt außerdem einen kurzen Bericht über die Armee in Süddeutschland, von einem Gefecht mit den Franzosen am Gardasee, über die Unruhen in Oberungarn, sodann eine Art Lokalbericht: wie der Hof das Fest Portiunkula begangen, von einer in Wien eingelangten Sendung erbeuteter Waffen und Trophäen aus Ungarn, von einer Hofjagd u. dgl. Sodann einen langen Bericht „Auß dem Kayserlichen Feldlager zu Haunßheim vom 28. Julij" und weitere Berichte aus dem Ober-Elsaß, vom Ober-Rheinstrohm, aus Cölln, Berlin, London, dem Haag, Preslau (Breslau), neueste Kriegsnachrichten über die Aktionen im Sukzessionskriege, Hofberichte u. dgl. enthaltend. Den Schluß des Blattes bildet eine „Lista deren, so vom 1. Augusti biß dem 8. ejusdem vor und in der Stadt gestorben" — „Von hohen Vermählungen" — und „Von Hohen und Niedrigen Standts-Persohnen Ankunfft".

Den gleichen Charakter wie die erste Nummer weisen alle übrigen des ersten Jahrganges auf und, sagen wir es gleich, trägt das „Diarium" während des ganzen XVIII. Jahrhunderts. Berichte aus dem Auslande, meist aus anderen ausländischen Zeitungen herausgeschnitten, zum Teile sichtlich auf eigene Korrespondenzen zurückgehend, bilden den Grundstock des Blattes. Nach den Daten zu schließen, war das „Diarium" für die Verkehrsverhältnisse jener Tage immerhin aktuell genug; älter als acht Tage war kaum eine Nachricht, wenn sie nicht von weither kam. Besonders wichtige Ereignisse, größere Schlachten, bedeutende Staatsakte, wie die Deklaration Karls wegen der Sukzession in Spanien, aufsehenerregende Ereignisse, wie der Tod des Kaisers Josef I. u. dgl., wurden noch immer nach uraltem Brauch in der

Form von selbständigen Flugblattzeitungen, „Relationen“, eigens behandelt und gedruckt und dem „Diarium“ bloß als Beilage angeschlossen.

Das „Diarium“ erschien als ein kleines Quartblättchen wie alle Zeitungen damaliger Zeit posttäglich, d. h., so oft die Posten einliefen, zweimal wöchentlich, und zwar, wie es auf dem Titelblatte heißt, Mittwoch und Samstag. Auch diese Erscheinungsform hat das „Diarium“ während des ganzen XVIII. Jahrhunderts beibehalten und an ein öfteres Erscheinen des Blattes wäre nicht zu denken gewesen, da bei den damaligen Verkehrs- und Nachrichtsmitteln auch das dürftigste Material für eine öfter wiederkehrende Zeitung gefehlt hätte.

Das älteste Bureau unserer Zeitung war, wie wir gleichfalls aus dem Titel ersehen, in dem Schönwetter'schen Hause zum „Roten Igel“ am Wildpretmarkt untergebracht, während sich dessen Druckerei, also auch die Druckstätte des Diariums, im alten Regensburgerhof am Lugeck befand.

Über den Mann, welcher das „Diarium“ begründete und durch volle 18 Jahre führte, sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet, wie übrigens über fast alle Personen, welche während des XVIII. Jahrhunderts mit dem Blatte in Verbindung standen. Johann Baptist Schönwetter, der als Buchhändler und Buchdrucker — er wurde später Universitäts- und Hofbuchhändler und Reichshofbuchdrucker — eine hervorragende Stelle in Wien einnahm, war nach Mayer [2]) „ein gebildeter und strebsamer Mann, auch selbst Literat“. Er befaßte sich mit Vorliebe mit dem Druck und der Herausgabe von Zeitungen (Relationen), für welche er selbst den Text verfaßte und war sonach nicht nur der Begründer und erste Drucker, sondern auch der erste Redakteur des „Wiennerischen Diariums“. Das Lebensende des Schönwetter war wohl kein sehr freundliches; er mußte den Verlust des Zeitungsprivilegs, den vollständigen Rückgang seines Geschäftes, Pfändungen, Klagen und öffentliche Feilbietung seiner Druckerei erleben und starb in Armut am 7. April 1741.

Welcher Art das Verhältnis war, in welchem der Hof zu dem „Wiennerischen Diarium“ stand, darüber sind heute nur noch Vermutungen gestattet, da sich aktenmäßige Aufzeichnungen aus jener ersten Kindheit der „Wiener Zeitung“, insbesondere die Verträge mit Schönwetter, wenn solche überhaupt existierten, nicht erhalten haben [3]). Privilegiert war das „Wiennerische Diarium“ von allem Anbeginne, aber ein Privilegium besaß auch Sedlmayer für seinen „Mercurius“. Das Recht der Mitteilung gewisser Hof- und Personalnachrichten hatte allerdings nur das „Diarium“, ob es aber deshalb eine Vorzugsstellung gegenüber dem „Mercurius“ genoß und ob zwischen dem Hofe und Schönwetter auch nur ein Vertragsverhältnis bestand, muß dahingestellt bleiben. Nach dem ältesten Vertrage mit van Ghelen [4]) sollte man allerdings schließen, daß auch mit Schönwetter ein bestimmtes Übereinkommen bestanden habe. Aus einem Majestätsgesuche des Johann Peter van Ghelen vom Jahre 1728 [5]) erfahren

---

[2]) Buchdruckergeschichte. II. Band. S. 14.

[3]) Nach diesen Verträgen hat man schon 1858 vergebens im k. k. Hofkammerarchive gesucht. In einem vom Finanzminister Bruck veranlaßten Dekret vom 8. März 1858 (Z. 2995/44) wird einem unbekannten Frager mitgeteilt, daß die Verträge mit Schönwetter nicht mehr zu finden seien.

[4]) Siehe den Wortlaut des Vertrages vom Jahre 1721 weiter unten.

[5]) K. k. Hofkammerarchiv.

wir ferner, daß Schönwetter das wertvolle Privileg unentgeltlich besaß („die mit einer so schweren Tax für jetzo behaffte vorhin aber freygewesste Verlegung des Wiennerischen Diarij“). In einer aus demselben Jahre stammenden „Allerunterthänigsten Erinnerung“ [6]) wird darauf hingewiesen, daß „Johann Baptist Schönwetter . . . Ihro Kay. May. nicht die geringste Tax gegeben hat“ und aus einer Eingabe desselben van Ghelen vom 19. März 1726 geht hervor, daß sein „antecessor“ für die Publikation der Beförderungen „noch allzeit ist extra recompensiret worden“. Weiter geht unsere Kenntnis von dem Rechtsverhältnisse zwischen dem Hofe und Schönwetter nicht.

Mehr Licht kommt in die Geschichte unserer Zeitung erst mit dem Jahre 1721. In diesem Jahre schlug die in „Projectensachen“ angeordnete Hofkommission vor, die Mittel für den Bau der neuen Hofbibliothek „mittels eines leidentlichen Imposts auf Calender und Zeitungen“ zu bestreiten [7]). Diese Abgabe, welche nicht etwa in Form einer Zeitungssteuer oder eines Zeitungsstempels zu denken ist, sondern in Form eines Pachtschillings für das Privileg des „Diariums“, des „Mercurius“ und des „Coriere“ entrichtet werden sollte, weigerte sich nun Schönwetter zu leisten, während der Besitzer des „Mercurius“, Johann Baptist Schilgen, und der des „Coriere“, van Ghelen, sich zu einem billigen Beitrag gutwillig verstanden. Da sich Schönwetter weigerte „ohngeachtet man ihme dessen bey denen Zeitungen machenden excessiven und usurariam pravitatem fast einlaufenden gewinn, und das er sich andurch mit häusern, Güettern und wissentlich anligen habenden Capitalien vor Kurzen Jahren hero mächtig bereichert habe vorgestellet“ — befahl der Kaiser, daß Schönwetter entweder einen jährlichen Beitrag von 3000 Gulden für das „Diarium“ zu zahlen oder zu gewärtigen habe, daß das Privileg ihm abgenommen und dem Meistbietenden gegeben werde. Allein Schönwetter verharrte auch, als ihm dies vorgestellt wurde, „mit gewöhnlicher vnmanier“ bei seiner Weigerung und so wurde denn das Privileg auf Johann Peter van Ghelen übertragen [8]).

Diese Tatsache war für die Geschichte des „Wiennerischen Diariums“ vielleicht entscheidend für die ganze Zukunft, denn Johann Peter van Ghelen

---

[6]) Ebendaselbst.

[7]) Dieser „Impost auf Calender und Zeitungen“ ist nicht ganz sicher festzustellen, obwohl er in einem offiziellen Berichte der Hofkommission an die Hofkanzlei (Archiv des k. k. Ministeriums des Innern, Fasc. IV. D. 7 ex 1721) erwähnt wird Im Hofkammerarchiv läßt sich dieser Impost nicht finden. Wohl existiert ein gedrucktes Patent Kaiser Karl VI., auf welchem von der Hand eines Archivars oder anderen Beamten mit Tinte die Worte geschrieben wurden: „Impost auf Zeyttungen und Calender“. Aber in dem Patente ist nur davon die Rede, daß sämtliche Kalender vom November 1721 ab mit einem Impost belegt werden sollen. Von Zeitungen wird in dem Patente überhaupt gar nicht gesprochen, und es ist auch sehr wenig glaubwürdig, daß man damals bereits einen allgemeinen Impost auf Zeitungen gelegt hätte, denn erstens hören wir später wieder nichts mehr von einer solchen Abgabe und zweitens waren damals und noch lange Zeit hernach die Zeitungen doch wohl eine zu unbedeutende Sache, als daß es sich verlohnt hätte, sie zu einem Steuerobjekte zu machen. Man wird also annehmen müssen, daß gleichzeitig mit dem Impost auf Kalender und zu demselben Zwecke den drei Wiener Zeitungen die Zahlung eines Pachtschillings für ihre Privilege abgefordert wurde. Aus der Kombination dieser beiden Tatsachen mag dann der „Impost auf Calender und Zeitungen“ entstanden sein.

[8]) Vgl. über die Vorgeschichte des Ghelen'schen Privilegs den wichtigen Bericht der Hofkommission an die Hofkanzlei vom 18. Dezember 1721. Arch. d. k. k. Ministeriums d. Innern. IV. D. 7.

muß, wie sein als Drucker berühmter Vater Johann eine das Mittelmaß überragende Persönlichkeit gewesen sein. Jedenfalls war er ein Mann von Bedeutung für die Entwicklung des Wiener Zeitungswesens. Er war 1673 zu Wien geboren, hatte nach Vollendung seiner Studien die Kunst Gutenbergs und den Buchhandel erlernt, große Reisen durch die Niederlande, Deutschland, Frankreich und Italien gemacht und war dann als ein welterfahrener, verbindungsreicher und geschäftskundiger Mann nach Wien zurückgekehrt, wo er sich vorzugsweise der Redaktion der „Wälschen Zeitung" widmete [9]). Nach dem am 13. Mai 1721 erfolgten Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft und bald darauf — wie wir sahen — auch die Herausgabe des „Diariums". Die technische Herstellung und die Verwaltung zweier posttäglicher Zeitungen neben den sonstigen Geschäftsagenden der Druckerei hätte allein eine enorme Arbeitskraft vorausgesetzt, denn um was die Zeitungen jener Zeit an Ausdehnung und Gehalt hinter einer modernen Zeitung zurückstanden, um eben das waren auch die technischen und Verkehrsmittel mangelhafter und unbeholfener. Geradezu wunderbar erscheint aber die Arbeitskraft dieses Mannes, wenn wir erfahren, daß er auch der geistige Leiter, der journalistische Vertreter seiner Zeitungen war [10]). Ghelen beruft sich wiederholt in Eingaben an den Hof darauf, daß er seinen Zeitungsverlag zu einer Einkommensquelle nicht nur durch den angestrengtesten Fleiß, sondern vor allem auch durch seine „eigene Kopfarbeit" gemacht habe und daß er auch seinen Sohn zur Fortführung dieser Arbeit habe heranbilden lassen. Van Ghelen hatte sich für seine wälschen Zeitungen ein eigenes Korrespondenzbureau eingerichtet, welches Johann Peter durch seine neuen Verbindungen wesentlich erweiterte und nun den Zwecken des „Diariums" dienstbar machte.

Der Übergang des „Diariums" in den Besitz und unter die Leitung eines so tüchtigen Mannes muß also für die weitere Existenz des Blattes von größter Bedeutung gewesen sein.

Am 18. Dezember 1721 wurde mit Ghelen von Seite des Hofes wegen Herausgabe des „Wiennerischen Diarium" ein Vertrag auf 3 Jahre geschlossen; dieser Vertrag ist das älteste urkundliche Dokument zur Geschichte der „Wiener Zeitung", das uns erhalten ist, weshalb wir ihn hier wörtlich reproduzieren wollen.

> Zu vernehmen einen verbindlichen Contract, welcher an heunt zu Endtgesetzten Dato zwischen der Kay: Hof Kammer an ainem; dan den Johann Peter v. Ghelen der Röm: Kay: may: Hof buchdrukhern andern theils erricht und geschlossen worden.
>
> Erstlichen wird auf vorläufig von ihro Kay: und Kathol: May: über den derselben beschehenen gehorbsten Vortrag eingeholte allergnädigste genehmhaltung ihme Johann Peter v. Ghelen die Trukhung des sogenannten Wiennerischen Diarij auf arth und weis, wie der hiesige

---

[9]) Dr. A. Mayer: Wiens Buchdruckergeschichte. II. Band p. 19 ff.

[10]) Nach Kábdebo („Zur Geschichte der Wiener Zeitung" in der Beilage zur „Wiener Abendpost" Nr. 276, 277 und 278 vom 1., 2. und 3. Dezember 1879) führte Ghelen die oberste Leitung des Blattes, der eigentliche Redakteur und Arbeiter war Hieronymus Gmainer, der schon unter Schönwetter extern mitgearbeitet hatte. Gmainer starb am 27. April 1729, und zum erstenmale erschien nunmehr im Wiener Totenprotokolle die Standesbezeichnung „Zeitungs-Schreiber".

Reichshof-Buchdrukherey-Innhaber Johann Baptist Schönwetter vorhin dessenfalls priviligirt war, solchergestalten überlassen, das er van Ghelen, sothanes Diariu vom 3. Jan. des nachst eintrettenden 1722. Jahrs angefangen, durch drey nacheinander folgende Jahr zu verfassen, nach vorläufig eingeholter ordnungsmässiger Censur in Drukh zu bringen, auszugeben und zu verschleissen allein befuegt und berechtiget seyn solle; allermassen dan

Andertens: womit während zeit besagter 3 Jahren von niemand andern, wer der auch seye, neben seiner sothanes Diariu Gedrukht werden möchte, feste Hand zu halten, ihm van gehlen bey solcher gerechtsame zu schüzen und zu beschirmen, per expressum hiemit zu gesagt und versprochen wird. Ingleichen solle

Drittens: durch behörigen Weeg die Verfügung beschehen, womit ihm, van gehlen, gleichwie vorhin dem Schönwetter, die nachrichten der hochen promotionen, tauffen, todtfählen, copulationen und ankhunften prästitis prästandis ausgefolgt werden.

Viertens: Er, van Gehlen, mehrwiderholt wiennerisches Diariu nicht allein ohne unterbruch während Zeit dieser 3 Jahren posttäglich zu continuiren und in Drukh zu befördern, sondern auch in eben den preis, wie der Schönwetter solches vorhin verkhaufet hat und nicht höcher abzugeben und zu verschleissen sich obligiret und beynebens

Fünfftens: Ihro Kay: und Kathol: May: für sothane allergnädigste concession und freyheit nebst beybehaltung der von ihm in Drukh bringenden Wälischen Zeitungen durch mehrerwähnte drey Jahr alljährlichen drey Taussend, drey Hundert, drey und dreyßig Gulden 20 xr. mit quartalligen ratis in das alhiesige Hof-bauambt gegen bancalitätts quitung abzuführen und hieran jederzeit ein quartalliges ratum mit 833 F. 20 xr. anticipatò zu entrichten, solches quantu auch ohngehindt dessen, da in Postsachen künfftig eine änderung erfolgen solte, allstäts richtig abzuführen, sich verbunden und anheischig gemacht.

Sechstens und Schliesslichen: Thuet öffters widerholter van gehlen zu mehrer dessen sicherheit pro Cautione sein ganzes Vermögen liegendes und fahrendes nichts hievon ausgenohmen, zur wahren hypothec constituiren, also und dergestalten, das auch wider besseres Verhoffen sich ereignenden nicht zuhaltungsfahl der Kay: Fiscus ohne widerredt hierauf zu greifen und sich zahlhaft zu machen befuegt und berechtiget seyn soll.

Alles getreulich und ohne Gefährde rc.

Wienn, den 18. Xber 1721.

Jh. Gr. v. Ditrichstein.

Wer sich unter dem Vertrage über die Herausgabe einer Hof- und Staatszeitung einen großen politischen Akt mit geheimen Abmachungen vorgestellt hatte, wird durch das am 18. Dezember 1721 errichtete Instrument einigermaßen enttäuscht sein. Man darf aber nicht außeracht lassen, daß das „Wiennerische Diarium“ jener Zeit keineswegs ein amtliches Organ wie die „Wiener Zeitung“ von heute war, es war vielmehr ein reines Privatunternehmen, für dessen

Privilegierung der Besitzer einfach eine jährliche Beisteuer zum Bau der k. k. Hofbibliothek zu entrichten hatte. Allerdings verpflichtete sich die Hofkanzlei dafür zu sorgen, daß dem Ghelen, gleichwie früher dem Schönwetter „die nachrichten der hechen promotionen, tauffen, todtfählen, copulationen und ankhunften“ ausgefolgt werden. Das ist aber auch die einzige differenzielle Behandlung, welche das Diarium vor anderen Blättern voraus hatte, und wir werden bald sehen, daß auch dieses Vorrecht nicht lange unangetastet blieb. Im Übrigen war das „Wiennerische Diarium“ ebenso wie jede andere Zeitung an die „vorläufig eingeholte, ordnungsmäßige Censur“ gebunden und, nach den Klagen des Besitzers über die Strenge und Rigorosität der Zensur zu schließen, erfreute sich das „Diarium“ auch in dieser Hinsicht keineswegs einer bevorzugten Stellung. Ja, just in der Zeit, in welcher von allen übrigen Blättern der Druck der Zensur genommen war, in der Josefinischen Ära, hatte das „Diarium“, wie wir sehen werden, über eine besonders rauhe Behandlung von Seite der Zensurbehörde zu klagen. Das verhätschelte Schoßkind der amtlichen Kreise war also die junge Staatszeitung gewiß nicht. Das Verhältnis zwischen Ghelen und dem Hofe war nichts weniger als auf politischen Erwägungen aufgebaut. Der Hof erhielt durch das Privileg einen ansehnlichen Beitrag zum Bau einer würdigen Unterkunft für die unschätzbaren Bücherschätze des Kaiserhauses und der Buchhändler dürfte kaum in der Lage gewesen sein, die für jene Zeit beträchtliche Summe von 3333 Gulden jährlich zu zahlen, wenn nicht das „Diarium“ erträgnisreich genug gewesen wäre und wenn nicht Ghelen durch seine Stellung als Herausgeber des Diariums seiner Familie Ansehen und wertvolle Verbindungen und seiner Druckerei namhafte Aufträge erworben hätte. In der Tat nehmen die Zahlungsaufträge, welche die Hofkanzlei der Hofkammer für die von Ghelen geleisteten Buchdruckarbeiten übergab, einen sehr großen Raum in unseren Archiven ein. In diesem Umstande lag aber eben die Gewähr für die Prosperität des „Diariums“, und deshalb bezeichnet der Vertrag von 1721 einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte unserer Zeitung.

Aber auch in einer anderen Richtung wurde das Jahr 1721 für die geschäftliche Konsolidierung des „Diariums“ entscheidend: durch die in diesem Jahre erfolgte Verbindung mit dem sogenannten „Fragamt“ [11]). Dieses Frag- und Kundschaftsamt, ursprünglich mit dem Versatzamt vereinigt, war damals eine Art offizielles Nachfrage- und Auskunftbureau für kommerzielle Angelegenheiten, welches im Jahre 1707 unter Kaiser Josef I. gegründet und von Kaiser Karl VI. wesentlich erweitert worden war. Im Jahre 1721 wurde über Verordnung des Kaisers verfügt, daß die im Programme des Fragamtes aufgezeichneten Gegenstände durch den Druck öffentlich bekannt zu machen seien und gleichzeitig wurde eine offizielle Publikation des Frag- und Kundschaftsamtes, das „Kundschaftsblatt“, anfänglich noch als unregelmäßiger Anhang zum „Diarium“ angeschlossen. Es scheint, daß das Fragamt, welches bis zu dieser Zeit nicht recht prosperieren wollte, von da ab sich erst recht emporschwang und daß man deshalb die Verbindung zwischen „Fragamt“ und „Diarium“ so eng als möglich gestaltete. Im Jahre 1728 übersiedelte das Fragamt an den Sitz des

[11]) Vgl. „Zur Geschichte des Wiener Fragamtes“ (Wiener Kommunal-Kalender 1893, S. 419 ff.).

Diariums, das sich gegenüber dem Hofballhaus im sogenannten Fleckhammer-schen Hause befand[12]), und gleichzeitig wurden die Veröffentlichungen desselben dem Diarium regelmäßig als „Posttägliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten des Kaiserl. Frag- und Kundschaftsamts in Wien" beigeschlossen. Diese Beilagen, deren erste am 14. April 1728 erschien, enthielten außer den offiziellen Verlautbarungen des Amtes auch Anzeigen von Neuvermählungen, Geburten, Kundmachungen von kirchlichen Andachten, Prozessionen, Anzeigen von Lizitationen, Konvokationen, Publikationen von Grundobrigkeiten u. s. w.

Das „Kundschaftsblättl", wie es kurzweg während des ganzen XVIII. Jahrhunderts hieß, war ein Unternehmen für sich, für welches van Ghelen einen eigenen Pachtschilling von 400 fl. zahlte, und einen eigenen Kontrakt hatte[13]). Erst zu Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde es der „Wiener Zeitung" als ein integrierender Bestandteil eingefügt und gleichzeitig mit dieser in Pacht gegeben. Es bildete die eigentliche geschäftliche Grundlage des Diariums, die Haupteinkommensquelle für dessen Herausgeber, und deshalb eben muß die in das Jahr 1721 fallende Verbindung des „Diariums" mit dem „Fragamt" gleichfalls als ein entscheidender Abschnitt in der Geschichte des Blattes angesehen werden.

2. Das Wiener Diarium (Wiener Zeitung) als privilegiertes Privatunternehmen (1721—1812).

Mit dem Jahre 1721 kann die Gründungsepoche der „Wiener Zeitung" als abgeschlossen betrachtet werden. Die Zeit der Kinderkrankheiten war überstanden, das Unternehmen war in eine feste und tüchtige Hand gelangt, und die Grundvesten seines geschäftlichen Gedeihens waren gelegt. Nun konnte es seiner inneren, publizistischen und literarischen Vollendung zusteuern.

Wenn diese Entwicklung nun äußerst langsam vor sich ging und wenn das Blatt in jener Zeit oft auch den bescheidenen Ansprüchen nicht genügte, welche man schon damals an eine große Zeitung zu stellen berechtigt war, so braucht man nach Erklärungsgründen nicht allzu weit zu suchen. In erster Linie kommt hier wie anderwärts wohl der bedauerliche Tiefstand des deutschen Schrift- und Sprachtums in Betracht. Die deutsche Sprache hatte damals in allen besseren Kreisen, auf die ja eine Hofzeitung berechnet war, sozusagen ihren Kurs verloren. Die Gelehrten bedienten sich der lateinischen, der Adel der französischen Sprache, am österreichischen Hofe wurde das Italienische stark gepflegt. Das Deutsche wurde nur in den Ämtern verwendet und in dem entsetzlichen Kurialdeutsch, das sich da bildete — oder, wie das „Diarium" sagt, „ohne einigen Oratorischen auch Poetischen Schminck auch Vorurtheil" — wurden auch die Zeitungen abgefaßt. Daß dieser Umstand ein ernstes Hindernis

---

[12]) Im Jahre 1734 übersiedelte das „Diarium" in das gleichfalls dem Ghelen gehörige sogenannte „neue Michaelerhaus" auf dem Kohlmarkt. — Das Fleckhammer-Haus gegenüber dem Hofballhaus (um 1720) führte nach der Numerierung vom Jahre 1795 die Nummer 4, nach der des Jahres 1822 Nr. 3, dann 1862 die Orientierungs-Nr. 3 Michaelerplatz, und ist seit den ersten Neunzigerjahren verschwunden.

[13]) Nach 1776 legte der Vertreter des Versatzamtes „Protest gegen eine etwaige Vermischung des . . . . durch einen particulare Contract an den van Ghelen'schen Erben gekommenen Kundschaftsblattes" mit dem Diarium ein (Hofkammerarchiv Cam. Fasc. 35 349 ex 1775).

für die Entwicklung des Zeitungswesens sein muß, wird niemand bezweifeln. Man sah und suchte in der Zeitung lediglich die Neuigkeitsvermittlerin, nicht mehr.

Und gerade in dieser Hinsicht konnte sich das „Diarium" nur sehr langsam zum Rang anderer Zeitungen emporringen. Wohl wurde bei der Vertragserneuerung im Jahre 1728 ausdrücklich bewilligt, „daß weilen er van Gehlen zu Compilirung des Wiennerischen Diarij und der Wälschen Zeitung der Correspondenz benöthiget ist, demselben alle auswärtigen so gedruckhte als geschribene Zeitungen, so er desswegen Kommen lasset, iedoch von einer jeden nur ein Exemplar zu seinen selbstaigenen gebrauch . . . . . . frey Vom Brief-Porto, wie bishero geschehen durch das Kay. Postamt passiret werden sollen; jedoch mit der Condition, daß er solche ihme zur Compilirung einlauffende Zeitungen nicht an andere privatos weiters abgeben solle" [14]). Allein zwei Jahre vorher war dem „Diarium" mehr von seinem Nachrichtenstoff genommen worden, als ihm diese Verfügung an interessantem Material zuführen konnte. Unmittelbar nach der Erneuerung des Vertrages im Jahre 1724, bei welcher Gelegenheit der Wortlaut des Vertrages von 1721 aufrecht erhalten wurde, erhob die geheime Hofkanzlei gegen die Veröffentlichung der Ankommenden unbedingt, gegen die der Promotionen zum Teile Einsprache [15]). van Ghelen — der allerdings ein großer Meister in herzbrechenden Klagen und Lamentationen war — jammerte in zahllosen Eingaben, daß durch dieses Verbot das „Diarium" alles, was es interessant gemacht und was die Leute zum Kaufen veranlaßt, verloren habe, da obendrein die Zensur „aniezo sehr scharf, rigoros und auch das geringste, was den Liebhaber Vergnügen Könte, Verbietet, mithin auch mangel der materie, und zu anfüllung des Spatij nichts als Trivialia und oftmahls mehr ad nauseam Pectoris gereichende Sachen zu sezen, und Hierdurch die Zeitungen selbsten zu verschlagen gemüßiget werde." Dem Verleger seien infolgedessen posttäglich über 200 Zeitungen liegen geblieben.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn das Publikum lieber zu den ausländischen Zeitungsblättern, die in großen Mengen von der Post selbst importiert wurden, und mit noch größerer Vorliebe zu den geschriebenen Zeitungen griff, die gegen Ende des XVII. und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts sich einer großen Popularität erfreuten, wohl nicht zum wenigsten deshalb, weil sie es verstanden, die Klippen der Zensur klug zu umschiffen. Zudem hatte sich in Wien bereits damals jene der wirtschaftlichen Entwicklung der Zeitungen so ungünstige Sitte des Kaffeehauslebens herausgebildet, die auch heute noch jeden Massenabsatz der Wiener Journale von vorneherein ausschließt. Man meint die Klage eines Zeitungsherausgebers von heute zu hören, wenn man Ghelens Worte liest: „Uiber deme ist allhiesige Stadt dermalen mit Cavè-Häusern fast an allen Ecken angefüllet, ohne von denen Bier Häusern, Barbier Stuben etc. Meldung zu thun, welche nicht allein mit ausländischen Zeitungen von dem Kay. Post-Ambt versehen werden, sondern auch nur ein Diarium erkauffen, und also die Leute, Welche lieber einen Groschen umb ein Cavè-Schalen, damit sie nur dabey die Zeitung umbsonst lesen können, als bey mir das Diarium umb 7 X zahlen wollen, zu sich

[14]) Hofkammerarchiv, Vertrag vom 28. Februar 1728.

[15]) Eingabe des van Ghelen an die Hofkammer vom 19. März 1726 und Erledigung im k. k. Hofkammerarchiv.

ziehen, ohne einigen Tax darfür zu erlegen und mithin anwiederumben das Diarium einen traurigen Abgang haben muß." [16])

Dazu bestand für das „Diarium" noch ein ernster Konkurrent in dem „Mercurius". Anläßlich der Vertragserneuerung von 1724 machte daher Ghelen der Hofkanzlei den Vorschlag „da in Wien ohnedies zwei deutsche Zeitungen nicht bestehen könnten", wolle er für das „Diarium" 3500 fl. zahlen, wenn dem Johann Baptist Schilgen — dem damaligen Besitzer des „Mercurius" — sein Privileg rationaliter abgelöst und ihm, dem Ghelen, übertragen würde, damit er den „Mercurius" auflassen könne. Tatsächlich wurde ihm in dem neuen Kontrakte vom 3. Jänner 1724 das Recht, „die Trukh- und ausgebung des so genannten Mercurij ganzlich einzustellen per expressum zugesagt und versprochen" [17]), worauf der „Mercurius" tatsächlich im Jahre 1725 aufgelassen wurde. Allein damit scheint es dem „Diarium" nicht besser geworden zu sein und als ihm, wie schon erwähnt, obendrein noch die Veröffentlichung der Ankommenden und der Beförderungen untersagt wurde, ließ sich sogar die Regierung zu einem außerordentlichen Nachlaß von tausend Gulden vom Pachtschilling herbei und gewährte im Jahre 1728 dem Ghelen statt eines dreijährigen ausnahmsweise einen fünfjährigen Pachtvertrag, sowie günstigere Abonnementsbedingungen seitens der Postverwaltung. Es scheint also, daß damals das „Diarium" wirklich schwer um seine Existenz zu kämpfen hatte. Später freilich, als sich das Ankündigungswesen hob, wurde die Zeitung, welche das ausschließliche Inseratenprivileg hatte, eine reiche Einnahmsquelle.

Der journalistische Charakter des Blattes zeigte noch zwanzig und fünfzig Jahre nach dessen Gründung wenig oder gar keine Fortschritte gegenüber der ersten Nummer, man wollte denn die allmähliche aber nur sehr langsame Anpassung des Stiles an die inzwischen zu hoher Vollendung gelangte deutsche Sprach- und Schreibweise als solchen Fortschritt betrachten. Seit dem Jahre 1762 fanden hie und da „Gelehrte Nachrichten", d. h. allerlei kritische und unkritische Notizen auf dem Gebiete von Wissenschaft, Literatur und Kunst im „Diarium" Unterkunft, blieben aber bald wieder aus. Als dies in den Leserkreisen übel vermerkt wurde, erhielt das „Diarium" im April 1766 wöchentlich einmal eine Beilage „Gelehrte Nachrichten", eigentlich ein wissenschaftlich-kritisches Blatt. In der Ankündigung dieses Ereignisses hieß es: „In dem Artikel von gelehrten Sachen werden die Nachrichten von der hiesigen Gelehrtengeschichte den vorzüglichsten Platz einnehmen, und die Beurtheilungen die Billigkeit zum Grunde haben. Nichts als aufrichtige Begierde, den Lesern die Wissenschaften und die Werke unserer Gelehrten von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, den guten Geschmack einigermaßen ausbreiten zu helfen, und diejenigen, die in dem Felde der Wissenschaften überhaupt zum Ruhme unseres Vaterlandes arbeiten, unter uns bekannter zu machen, ist der Grund gegenwärtigen Unternehmens" [18]). Eröffnet wurden diese „Gelehrten Nachrichten" durch eine allerdings arg zugestutzte Ode von Voltaire auf den Tod des Dauphin. Das „Diarium" bestand jetzt aus drei Teilen: aus der Rubrik „Staatssachen", aus den „Vermischten Nachrichten", Miszellen aller Art,

---

[16]) „Fernere unterthänigste Erinnerungen" vom Jahre 1728, Hofkammerarchiv.

[17]) Die betreffenden Akten erliegen im Archiv des Ministeriums des Innern und im Hofkammerarchiv.

[18]) „Wienerisches Diarium" Nr. 25 vom 26. März 1766.

besonders Nachrichten von fremden Völkern und Ländern, wohl auch hie und da eine Art Lokalnotiz enthaltend, und endlich aus den schon erwähnten „Gelehrten Nachrichten". So schön und vielverheißend dieser Anlauf zu einer inneren Entwicklung des „Diariums" war, von ebenso kurzer Sprungweite war er. Schon 1768 verschwanden die „Gelehrten Nachrichten" wieder, wie sie gekommen, vielleicht durch eine Laune der Verleger, und das „Diarium" oder, wie es seit 1780 hieß, die „Wiener Zeitung" sank wieder in die alte eintönige Weise einer nackten Relation von Hoffesten und Kriegsereignissen zurück. Den ausschließlich referierenden Charakter hat das Blatt denn auch zu allen Zeiten strenge aufrecht erhalten. Ein Abweichen von dieser Linie und eine Hinneigung zum politischen Raisonnement, die Pflege des reflektierenden und kritisierenden Artikels, der bei den zahlreichen, in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts aufschießenden Blättern die Hauptsache bildete, war der „Wiener Zeitung" schon deshalb nicht möglich, weil die Zeitung auch in den Tagen der Preßfreiheit unter Kaiser Josef II. nichtsdestoweniger einer strengen Zensur durch die Hof- und Staatskanzlei unterstellt war, und weil selbst Kaiser Josef II., welcher der freien Bewegung der Presse doch fast keine Schranke stellte, der Meinung war, es müsse einem Organe wie die „Wiener Zeitung" untersagt bleiben, Staatsnachrichten von der hiesigen Monarchie oder seiner Person zu bringen [19]). Dieser scheinbare Widerspruch in dem Verhalten des preßfreundlichen Kaisers gegenüber der „Wiener Zeitung" löst sich insoferne, als das letztgenannte Blatt, wenn schon nicht das publizistische Organ der Regierung, wenn schon nicht deren Sprachrohr an die öffentliche Meinung, so doch das Mittel war, durch welches gewisse Hof- und Personalnachrichten sowie Berichte über hervorragende Staatsereignisse — aber immer nur Berichte, nie Ansichten oder Meinungen — in authentischer Weise unters Publikum gebracht wurden. Diese amtlichen Berichte sind im „Diarium" und der „Wiener Zeitung" meist unter der mit „Wien" und dem Datum gezeichneten und die Zeitung eröffnenden revueartigen Rubrik, sowie in den Extrablättern enthalten, welche bei besonderen Anlässen herausgegeben wurden. Wäre es dem „Diarium" freigestanden, neben diesen amtlichen Berichten auch private, nicht aus der Hofkanzlei herrührende Nachrichten von Hof- und Staatsangelegenheiten zu bringen, so wäre der authentische Charakter der ersteren Berichte ganz verwischt worden. Die „Wiener Zeitung" beschränkte sich also, soweit sie nicht Organ der Hoflanzlei war, auf ausländische Berichte über die alle Welt interessierenden Vorgänge des Sukzessions- und nordischen Krieges, die Aufstände in Ungarn und die Türkenkriege, den siebenjährigen Krieg, über wichtige Vorgänge im englischen Parlament und polnischen Reichstage, Thronreden der englischen Könige und Allokutionen des Papstes, auf Briefe über irgend eine Kriegsaffaire von einem daran Beteiligten oder von Missionären über die Zustände eines fernen Landes u. dgl. Die überwiegende Mehrzahl dieser Nachrichten war ausländischen Zeitungen nachgedruckt. Als in der josefinischen Ära der Nachdruck von Zeitungsartikeln freigegeben wurde, betrachteten die Verleger der „Wiener Zeitung" dies förmlich als eine Störung ihres Privilegs. So wenig hatten dieselben für den Ausbau eines bereits von

---

[19]) Eigenhändige Erledigung einer Beschwerde durch den Kaiser. (Haus-, Hof- und Staatsarchiv Fasc. 6/13, Zeitungen ex 1785.)

den Gründern des Blattes, von Schönwetter und Johann Peter van Ghelen, wenn auch nur in primitiven Formen eingerichteten journalistischen Korrespondenzdienstes getan.

Das literarische und journalistische Niveau der „Wiener Zeitung" im XVIII. Jahrhunderte stand also herzlich tief. Aber es gibt dieser Tatsache gegenüber einen Trost oder eine Entschuldigung: das Niveau der übrigen sogenannten politischen Zeitungen in Wien war zu jener Zeit wenn möglich noch viel, viel tiefer [20]). Soweit diese Zeitungen Vermittler von Nachrichten waren, konnten sie nicht mit der „Wiener Zeitung" in die Schranken treten, da sie inländische Hof- und Staatsnachrichten erst dem offiziösen Organe entnehmen, auch nicht früher als dieses veröffentlichen durften, auswärtige Nachrichten aber ebenso wie die „Wiener Zeitung" ausschließlich fremden Zeitungen nachdruckten, nur mit weniger Vorsicht und System, als dies bei dem genannten Blatte seiner ganzen Natur nach immerhin der Fall sein mußte. Einen großen Vorteil freilich hatten die übrigen Blätter der „Wiener Zeitung" gegenüber voraus, sie konnten räsonieren und kritisieren und glossieren, so viel sie wollten. Aber die Art und Weise, wie dieses geschah, war so schwatzhaft und ungebildet und schaal, daß keines dieser Blättchen sich über das Niveau eines ganz gewöhnlichen Klatschblättchens erhob und eine nennenswerte journalistische Bedeutung erlangte. So blieb also die „Wiener Zeitung" trotz all ihrer inneren Dürftigkeit doch das einzige ernsthafte politische Blatt in Wien während des XVIII. Jahrhunderts [21]).

So wenig reich an Wechsel die Linie der inneren journalistischen Entwicklung in jener für Österreichs Geschichte so denkwürdigen, großen und auch für das österreichische Zeitungswesen so bedeutsamen Zeit ist, so wenig abwechslungsreich ist auch die äußere Geschichte. Dieselbe könnte man kurzweg die Geschichte eines Kampfes der Familie van Ghelen um ihr Privileg und die damit verbundenen Einkünfte nennen. Die Familie van Ghelen hatte mit Johann und Johann Peter ihren Höhepunkt erreicht, wenigstens was ihren Ruf als einer der ersten Druckerfirmen und die Grundlegung ihres Reichtums betrifft. An äußerem Glanz freilich nahm die Familie — die zu den angesehensten Patrizierfamilien Wiens gehörte — auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch zu; wir treffen Ghelens als hohe Beamte in Staat und Stadt, als Künstler, Geistliche, in jeder angesehenen Stellung. Aber der alte Geschäftsruf und das Kunstrenommee der Firma war durch neue tüchtige Männer wie Trattner stark in den Schatten gestellt worden.

Die Familie Ghelen zog sich immer mehr auf die Einnahmen, welche das „Diarium" gewährte, zurück, und diese können nicht klein gewesen sein, denn sonst wären die Ghelen nicht imstande gewesen, trotz all ihrer herzbrechenden Klagen stets steigende Beträge für die Erneuerung des Privilegs zu zahlen. Und daß das „Diarium" ein ertragreiches Unternehmen war, sein mußte, leuchtet auch aus dem doppelten Grunde ein, daß es das einzige Blatt war, welches durch eine systematische Nützung des Ankündigungswesens eine

---

[20]) Vgl. E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, I. Bd.

[21]) Um Verwechslungen und Irrtümern vorzubeugen, sei hier erwähnt, daß die von 1757 bis 1782 in Wien gleichfalls bei Ghelen erscheinende und privilegierte „Gazette de Vienne" ebenso wenig mit der „Wiener Zeitung" zu tun hatte, als etwa das seit 1813 erscheinende literarische Blatt: „C. k. Vidonske Noviny".

solide geschäftliche Grundlage hatte und daß es das einzige politische Blatt überhaupt war. Die freisinnige Preßgesetzgebung des Kaisers Josef brachte dem „Diarium“ keinen Konkurrenten. Was an ernsteren Blättern in jener Zeit existierte, wie etwa die „Realzeitung“, gehörte der literarischen, wissenschaftlichen oder Fachpresse an. Die große Menge der übrigen Blätter führte ein ephemeres Dasein und verdiente nach ihrem inneren Werte nicht mehr. Im Jahre 1784 tat sich wohl in Wien etwas wie ein zweites politisches Blatt, das „Kreuzerblatt“ auf. Naiv meinte es in seinem Programmartikel: „Man verhofft guten Erfolg; denn können in London 30, warum sollen in Wien nicht zwei Tagesschriften nebeneinander leben und weben?“ Allein das „Kreuzerblatt“ ging trotzdem bald wieder ein und das „Diarium“ blieb nach wie vor die einzige politische Zeitung, nach der jeder griff, der sich von den Vorgängen in der Welt unterrichten wollte. Man begreift es also, wie die Familie van Ghelen alles daran setzte und jeden beliebigen Betrag zahlte, um dieses Privileg sich zu erhalten.

Der alte Johann Peter van Ghelen, der bei dem Herrscherhause gleich seinem während der Türkenbelagerung verdienten Vater in hoher Gunst stand, glaubte noch vor seinem Tode von der Kaiserin Maria Theresia erreichen zu können, daß das bisher von drei zu drei Jahren stets erneuerte Pachtverhältnis bezüglich des „Diariums“ in ein „der Kay. Kön. Hof-Buchdruckerey anklebendes und hinführo von derselben unabsönderliches Privilegium“ auf ihn und seine Erben „wenigstens usque ad tertium Gradum inclusive“ verwandelt werde. Diese weitgehenden Ansprüche wurden nun zwar nicht erfüllt, aber die wohlgewogene Herrscherin geruhte doch (1748) „für ihn und seine Eheconsortin, nach deren Ableiben aber ihren . . . Sohn lebenslänglich . . . den damaligen Pachtungs Contract des Wienner Gedruckhten Zeitungs Verlaags gegen Bezahlung deren jährl. 3100 F. . . . zu bestättigen und zu extendiren“ [22]).

So gnädig und weitgehend diese Entscheidung war, so kam sie der Familie doch nur kurze Zeit zustatten. Johann Peter van Ghelen starb am 19. September 1754 im Alter von 81 Jahren. Ihm folgte in der Leitung des Geschäftes sowohl als in der des „Diariums“ sein gelehrter Sohn, der Stadtrichter Johann Leopold, der ein Jahr früher von Maria Theresia nobilitiert worden war. Johann Leopold Edler von Ghelen starb aber schon 1760, so daß das von Maria Theresia gewährte Privileg wieder erledigt war. Dasselbe wurde jedoch der Witwe Franziska Theresia geb. Lehner von Waldberg über ihr Ansuchen gegen Erfüllung der bisherigen Bedingnisse auf weitere zehn Jahre erneuert. Schon im Oktober 1768 — also lange vor Ablauf der Vertragsfrist — bewarb sich die Witwe wieder um die Verlängerung ihres wertvollen Zeitungsprivilegs auf weitere zehn Jahre. Diesmal wurde jedoch die Verlängerung nur auf sechs Jahre bewilligt, also bis 1774, und als die Verfallsfrist heranrückte, ordnete man an, daß diesmal eine öffentliche Lizitation stattfinde und das Privilegium an den Meistbietenden gegeben werde; es hatten sich bereits damals mehrere Buchdrucker mit namhaften, den von der Firma van Ghelen geleisteten Pachtschilling weit übersteigenden Offerten auf das „Diarium“ eingestellt. Der Tag der Feilbietung war bereits festgestellt, als die Witwe van Ghelens

[22]) Eingabe des Ghelen und kais. Decret vom 22. Junij 1748 im k. k. Hofkammerarchiv.

flehentlich bat, man möchte ihr den letztgeschlossenen Pachtvertrag nicht vom Jahre 1768, sondern ab expiratione des alten Vertrages, also von 1770 an rechnen, wonach derselbe bis Februar 1776 laufen würde. In der oft bewährten Gunst für die Familie van Ghelen willfahrte Maria Theresia auch dieser Bitte und bestimmte außerdem, daß der Witwe van Ghelen für den Fall, daß sie das „Diarium" verlieren sollte, eine jährliche Pension von 400 Gulden ausgezahlt werde. Im übrigen verblieb es bei dem Entschlusse, nach Ablauf des Vertrages eine Lizitation abzuhalten. Dieselbe fand am 7. September 1775 statt. An ihr beteiligten sich die Edlen van Ghelen'schen Erben, vertreten durch Ignaz van Ghelen, Josef Gerold, die Buchdrucker Kalliwoda und Johann Fischer. Ghelen erstand das Privileg zu dem Meistanbote von jährlichen 9210 Gulden auf zwölf Jahre. Kaum waren die Ghelen wieder im Besitze der Zeitung, als sie für die Witwe [23]) obendrein die Pension verlangten. Dieses Gesuch wurde jedoch kurz abgeschlagen.

Von dem Ertrage des „Diariums" sollten der kaiserlichen Entschließung zufolge zufließen: Dem Versatzamte für die Frag- und Kundschaftsblätter 450 Gulden, der Hofbibliothek 3100 Gulden, der Überschuß von 5660 Gulden „dürfte inzwischen und bis die Academie der Wissenschaften zu Stande kommt, zur Errichtung eines Arbeitshauses verwendet werden können" [23]). Die schon von Leibnitz angeregte und von Prinz Eugen lebhaft geförderte Idee der Gründung einer Akademie der Wissenschaften scheint für die Kaiserin um jene Zeit sehr greifbare Formen angenommen zu haben, wenn sie bereits an die Schaffung eines Fonds für dieses Institut dachte. Indessen sollte sich diese Gründung noch bis zum Jahre 1847 verschieben und zu dieser Zeit ward an eine Fundierung aus dem Erträgnisse des Ghelen'schen Pachtvertrages nicht mehr gedacht. Aber auch das von dem Regierungsrate von Wallenfeld projektierte Arbeitshaus kam nicht zustande, und so wurde denn der nicht der Bibliothek zugewendete Rest des Pachtschillings der „Wiener Zeitung" fortan einfach ad camerale geschlagen.

Es ist mehr als fraglich, ob es ein Glück für die „Wiener Zeitung" war, daß sie noch weiter im Besitze einer Familie blieb, die sich in offenbarem Verfalle befand und in dem „Diarium" nichts als ein nacktes Geschäft zu erblicken vermochte. In einer Zeit, in welcher alles frei die Schwingen des Geistes entfalten konnte, sehen wir in dem „Diarium" kaum Ansätze eines inneren Fortschrittes, während es doch mehr als wahrscheinlich ist, daß ein Unternehmer von dem Ansehen und der Bildung, wie es etwa Johann Peter van Ghelen für seine Zeit besaß, den Fürsten Kaunitz oder Kaiser Josef leicht vermocht hätte, die „Wiener Zeitung" in ein wahrhaftiges Staatsorgan umzuwandeln. Werfen wir einen Blick auf eine andere Staatszeitung aus jener Epoche, auf die „Gazette de France", welche im Jahre 1762 in ein offizielles Organ umgewandelt worden war. Um sie interessant und zu einer verläßlichen Quelle der Information zu machen, erhielten alle Botschafter an den auswärtigen Höfen den Auftrag, die „Gazette" von allem Interessanten und Merkwürdigen, was sich ereignete, zu unterrichten; die gleiche Ordre hatten die Verwaltungschefs der Provinzen; die ausgezeichnetsten Federn des

---

[23]) K. k. Hofkammerarchiv Cam. Fasc. 35/349 ex 1775 und der mehrfach erwähnte Aktenfascikel IV. D. 7 im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

auswärtigen Amtes wurden in den Dienst der „Gazette“ gestellt und glänzende Schriftsteller, wie Suard, Arnaud u. A., für dieselbe gewonnen [24]). Wie viel mehr hätte der weise Monarch, der seinen Völkern das berühmte Zensurgesetz vom 11. Juni 1781 gegeben hatte, für eine Staatszeitung getan, wenn ihm nicht das Privileg im Wege gestanden wäre und wenn der Inhaber des Privilegs selbst ein Mann von Geist gewesen wäre und sich dem Kaiser mit Vorschlägen über eine Ausgestaltung der „Wiener Zeitung“ genaht hätte. Die Ghelen'schen Erben waren jedoch ihrer Aufgabe nichts weniger als gewachsen; die leitenden Staatsmänner jener Zeit aber wollten von einer Übernahme der Zeitung in eigene Regie durchaus nichts wissen und vermochten dem „Diarium“ kein anderes als ein rein fiskalisches Interesse abzugewinnen. Und da von diesem Gesichtspunkte die Familie van Ghelen allerdings die größten Sicherheiten bot, konnte sie sich des Schutzes der maßgeblichen Kreise, besonders der Hofkammer immer sicher fühlen, welche die im Besitze des Privilegs befindliche Familie allzeit bei den einer inneren Reform der Zeitung sehr geneigten Kaisern Josef II. und Franz wärmstens in Schutz nahm. Dabei mußte mancher Proponent, der die besten Garantien für die journalistische Entwicklung des Blattes, aber geringere Sicherheit für den Pachtschilling bot, auf die Seite treten. So wurde das Privileg, das anfangs die Basis für den Bestand des „Diariums“ gebildet hatte, im Laufe der Zeit das ernsteste Hindernis für dessen weitere Entwicklung.

Dies zeigte sich recht deutlich in den Jahren 1787 und 1799. Als im Oktober 1787 neuerlich eine Lizitation über das Privileg der „Wiener Zeitung“ stattfand, erstanden die Ghelen'schen Erben dasselbe abermals um den Pachtschilling von 17.200 Gulden. Ehe jedoch der Vertrag abgeschlossen wurde, erbot sich ein v. Stainsberg (ohne Zweifel der damals wohlbekannte und vielgenannte Schriftsteller Fr. Guolfinger Ritter v. Stainsberg), den Pacht der „Wiener Zeitung“ zu äußerst günstigen Bedingungen zu übernehmen. Stainsberg wollte den ganzen Ertrag aus den Abonnements der „Wiener Zeitung“ bis zur Höhe von 20.110 Gulden dem Ärar überlassen und erst von dem diese Summe übersteigenden Betrage ein Drittel für sich in Anspruch nehmen. Dafür sollte der Ertrag aus den Ankündigungen, der Anzeigen, den Extrablättern und dem Einzelverschleiße bis zu 2000 Gulden ihm gehören; von den über diesen Betrag hinausreichenden Einkünften sollten zwei Drittel dem Ärar zufließen. Zudem wollte Stainsberg nicht bloß in der äußeren Ausstattung, sondern auch im Inhalte der Zeitungen wesentliche Verbesserungen vornehmen [25]). Welcher Art diese Verbesserungen sein sollten, wissen wir nicht, da Stainsbergs Plan uns nicht erhalten ist. Die Person des Proponenten schien für die Herausgabe einer Hof- und Staatszeitung allerdings weniger geeignet. Stainsbergs Leben und Schaffen haftet ein unverkennbar abenteuerlicher Zug an. Zu Beginn der Achtzigerjahre war er in Prag als Herausgeber der so vielen Staub aufwirbelnden „Predigerkritiken“ (Geißel der Prediger) [26]) und

---

[24]) Hatin: Histoire politique et litteraire de la Presse en France. Paris 1859. I. tom. p. 151 ff.

[25]) Alleruntertänigster Vortrag aus dem Jahre 1787. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern. IV. D. 7 Ghelen.

[26]) Vgl. E. V. Zenker, a. a. O., I. Bd, S. 72 f.

fast mehr noch durch seine publizistischen Schriften in dem sensationellen Kolowratprozesse — einer großartigen Revisionsaffäre jener Zeit — sehr populär geworden. Später taucht er in Wien als Begründer eines der vielen ephemeren Blätter der josefinischen Epoche, der „Wiener Kronik" auf. Merkwürdigerweise ist jedoch in dem Gutachten der Hofkanzlei über das Stainsberg'sche Projekt weder von seiner Person noch von seiner stürmischen schriftstellerischen Vergangenheit die Rede, sondern das Projekt wird bloß deshalb abgelehnt, weil Stainsberg nicht genügende Sicherheit biete; er hatte bloß die indirekte Bürgschaft Trattners anzubieten, der also offenbar hinter dem Stainsberg'schen Projekte als Geschäftsmann stand. In Wirklichkeit dürfte aber die ablehnende Haltung der Hofkanzlei vorwiegend in der ausgesprochenen Anschauung begründet gewesen sein, „daß es weder räthlich, noch anständig zu seyn scheinet, den Staat und das allerhöchste Aerarium durch eine Art von Regie in die Herausgabe des Diariums zu verflechten und demselben gewissermaßen eine obschon verdeckte Bürgschaft für den Inhalt der Zeitungen zumuthen zu lassen".

In diesen Worten ist die prinzipielle Stellung der damaligen Staatsmänner zu einer offiziösen oder offiziellen Journalistik unzweideutig genug ausgedrückt; und wie gering diese Staatsmänner im besonderen über die „Wiener Zeitung" dachten, zeigt der „Allerunterthänigste Vortrag" in derselben Sache, wo von den von Stainsberg geplanten Verbesserungen die Rede ist. „Diese Verbesserung," heißt es da, „mag aber auch wirklich auf das höchste getrieben werden, so wird der Inhalt des Wiener Diariums an sich selbst, da solcher größtentheils nur aus früher einlaufenden und in vielfältigen Händen befindlichen ausländischen Zeitungen zusammen gestopelt ist, niemals interessant werden, sondern das Diarium künftig, wie bißher, vorzüglich nur wegen der dabei befindlichen Konvokazionen und Anzeigen seinen Absatz finden."

Diese hochamtliche Kritik war berechtigt, soweit sie die faktische Qualität der „Wiener Zeitung" betraf. Sie war aber insoferne ganz unberechtigt, als gerade die kritisierenden Kreise einer jeden Übernahme der Zeitung durch besser befähigte Männer aus rein fiskalischen Erwägungen unfreundlich gegenüberstanden.

So verblieb es denn im Jahre 1787 und noch viele Jahre bei der Erneuerung des Ghelen'schen Pachtvertrages. Man machte dem Verleger die Verbesserung des Druckes und den Gebrauch eines feineren Papieres zur vertragsmäßigen Pflicht; vom Jahre 1788 ab erschien die Zeitung wöchentlich dreimal statt wie bisher zweimal. Das war aber auch alles! Wie der journalistische Charakter, so blieb das Verhältnis des Blattes zur Regierung dasselbe, wie seit 1721. In einem Vortrage der Hofkanzlei [27]) wird dieses Verhältnis klar und deutlich ausgesprochen: „Die „Wiener Zeitung" war bisher niemals eine Hofzeitung und ist es noch nicht, sondern eine blosse privilegierte Privatunternehmung, die aber in Absicht auf ihren Inhalt der genauen Aufsicht und Censur der Landesstelle und rücksichtlich des Auswärtigen der geheimen Hof- und Staatskanzlei unterliegt. Nur der Artikel Wien und die in Kriegszeiten erscheinenden sogenannten Extrablätter über die wichtigeren Kriegsvorfälle bei den k. k. Armeen können als ämtlich angesehen werden, alle übrigen auswärtigen Nachrichten haben nicht mehr oder weniger Glaubwürdigkeit, als jener früherer

[27]) Allerunterthänigster Vortrag ex 1799, Archiv des k. k. Ministeriums des Innern IV. D. 7 Ghelen.

anderweiten Zeitungen, aus denen sie meistens entlehnt sind." Dieses Verhältnis der „Wiener Zeitung" als privilegiertes und nur offiziöses Organ kam in ganz eigentümlichen Formen zum Ausdruck, die uns heutzutage merkwürdig, ja geradezu widerspruchsvoll scheinen müssen. So wurden im Jahre 1789, als sämtlichen Blättern die unentgeltliche Einschaltung der „Officiosa", d. h. der amtlichen Verordnungen u. dgl. zur Pflicht gemacht wurde, gerade die „Wiener Zeitung" von dieser Verpflichtung ausgenommen, da sie einen vertragsmäßigen Anspruch auf Bezahlung dieser Einschaltungen hatte. Dieses Recht ging soweit, daß 1795 die Verleger der „Wiener Zeitung" den unentgeltlichen Abdruck der Liste jener Krieger, die mit Medaillen ausgezeichnet wurden, verweigerten und für den Druckbogen 20 Gulden Entschädigung verlangten [28]).

Als genau an der Jahrhundertwende der Vertrag mit der Familie van Ghelen wieder einmal abgelaufen war, stellte sich neuerlich ein literarischer Bewerber um die Herausgeberschaft der „Wiener Zeitung" ein, der mit großen Reformplänen an die Regierung und die Hofkanzlei trat. Diesmal war es aber nicht ein literarischer Aventurier, wie vor zwölf Jahren, sondern ein Mann von ernstester literarischer und persönlicher Geltung, Josef Schreyvogl, der nachmalige Burgtheaterdirektor, der sich in den Neunzigerjahren in Wien durch ernste journalistische und literarische Arbeiten hervorgetan hatte. Als Genosse Schreyvogls erscheint der hochbegabte, für die Wissenschaft leider zu früh verstorbene Geschichtsforscher F. J. v. Mumelter, Universitätsprofessor in Wien. Als Mumelter während der Verhandlungen über das Projekt starb, schlossen sich Schreyvogl der berühmte Rechtslehrer, Appellationsrat v. Zeiller und der Schwarzenberg'sche Hofrat v. Pläch als Mitproponenten und Mitarbeiter an.

Das Schreyvogl'sche Projekt ging dahin, durch die Umwandlung der „Wiener Zeitung" in ein großes, täglich erscheinendes vaterländisches Journal, betitelt „Wiener Hof- und Staatszeitung", der Regierung ein Organ zur zweckmäßigen Lenkung der öffentlichen Meinung, der öffentlichen Meinung selbst aber, dem Volke eine Schule zur Hebung des politischen Verständnisses, des patriotischen Sinnes und des künstlerischen Geschmacks zu schaffen; das Blatt sollte nach der Idee Schreyvogls und Mumelters dahin streben, „die öffentliche Meinung einem strengeren System der Staatskunst zu unterwerfen, ohne den Umlauf nutzbarer Begriffe und Wahrheiten zu hemmen". Das Blatt sollte „eine Nationalzeitung unter dem Schutze und unter der Leitung der öffentlichen Verwaltung sein und bei der strengsten Abhängigkeit von den Grundsätzen der Regierung den Anschein eines freien Institutes für den Dienst des Publikums behalten". Es sollte folgende Hauptgegenstände enthalten: 1. Die inländische Gesetzgebung in allen Fächern, 2. die Nachrichten und Kundmachungen in allen Privatangelegenheiten oder eigentlich alle Gegenstände eines Intelligenz- und Kundschaftsblattes und 3. alle Angelegenheiten der Zeit, vom In- und Auslande, und zwar nicht bloß im politischen und Kriegsfach, sondern in jedem Fache, das sich nur denken läßt. Insbesondere war die Pflege der vaterländischen Geschichte, der österreichischen Völkerkunde und der österreichischen Rechtsgeschichte als Hauptaufgabe dieses großartigen Moniteurs geplant [29]).

---

[28]) Vgl. die Akten des mehrfach zitierten Fascikels im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

[29]) Alleruntertthänigster Vortrag vom Jahre 1799, a. a. O.

Wäre das Schreyvogl-Mumelter'sche Projekt zehn Jahre später unter Metternich und Gentz zur Welt gekommen, es wäre gewiß zum mindesten einer ernsten Erwägung unterzogen worden. Im Jahre 1799 begegnete es, obwohl sich der Kaiser selbst für dasselbe lebhaft interessierte und darüber gründliche Gutachten verlangte, von Seite der leitenden Staatsmänner nur einer kühlen Ablehnung. Man empfand eine unüberwindliche Scheu, eine Zeitung „gleichsam zum Sprachrohr der Staatsverwaltung an das Publikum zu machen". „Bei der so guten Stimmung, bei der so genauen Folgsamkeit der österreichischen Staatsbürger einer jeden ergehenden Anordnung, ist es wirklich nicht nothwendig, dieselben öfters, und am wenigsten täglich ihrer Pflicht und Schuldigkeit zu erinnern oder solche durch allerhand Wege erst dahin zu leiten." Das Schreyvogl'sche Projekt fiel daher unter den Tisch. Außer den genannten Schriftstellern und Gelehrten hatten noch der Hofbuchdrucker v. Schönfeld und der Buchdrucker und Buchhändler Kaspar Salzer Projekte für die Übernahme der „Wiener Zeitung" vorgelegt. Diese wurden ohne Diskussion abgewiesen. Aber auch ein allerdings sehr wenig empfehlenswerter Plan der Ghelen'schen Erben, neben dem „Diarium" ein täglich erscheinendes, im Dienste der Regierung stehendes Volksblatt herauszugeben, wurde abgelehnt und der Beschluß gefaßt, bezüglich der „Wiener Zeitung" alles beim alten zu lassen und den Vertrag mit der Familie van Ghelen auf weitere zwölf Jahre zu prolongieren.

3. Die Übergangsperiode (1812—1858).

Die Geschichte der „Wiener Zeitung" während des XVIII. Jahrhunderts ist durch den Umstand charakterisiert, daß das Blatt in der ganzen Epoche ein, wenn auch privilegiertes, so doch ein reines Privatunternehmen war, dessen Beziehungen zur Staatsverwaltung vollständig ungeregelt, unklar und wechselnd waren. Die leitenden Staatsmänner hatten, wie gezeigt, eine unüberwindliche Scheu, sich mit einer Zeitung näher einzulassen und durch dieselbe zum Publikum zu sprechen. Mit dem neuen Jahrhunderte sollte in dieser Beziehung ein vollständiger Wandel eintreten. Zwar brauchte es noch sehr lange, bis man sich entschloß, die „Wiener Zeitung" in ein wirkliches amtliches Organ umzuwandeln, aber man gab doch den grundsätzlich ablehnenden Standpunkt der Publizistik gegenüber auf und versuchte zuvörderst das Verhältnis zu der alten Hof- und Staatszeitung zu regeln.

Dieser Wandel ist zunächst auf die politischen Verhältnisse zurückzuführen. Die stürmischen und wandelvollen Zeiten der Napoleonischen Kriege, die ewig im Wechsel begriffenen Kräftekonstellationen der auswärtigen Politik machten sich bei der halbschlächtigen Stellung, welche die „Wiener Zeitung" einnahm, in der ärgerlichsten Weise fühlbar. Über die Geschichte der Zeitung in jener Epoche findet der geneigte Leser an einer anderen Stelle ausführliche Aufklärung. Hier sei nur bemerkt, daß der Redakteur der „Wiener Zeitung" als der Angestellte einer privaten Firma und als ein in die Verhältnisse der hohen Politik Uneingeweihter nicht nur ganz außerstande war, die so oft geänderten Verhältnissen sich anpassende Richtung der auswärtigen Politik und die Absichten der inneren Verwaltung zu erkennen, sondern auch ohne jede

Fühlung mit den politischen Faktoren und ohne jedes persönliche Prestige in diesen Kreisen war. Seine Hilfsquellen waren die fremden Zeitungen und die Mitteilungen der amtlichen Stellen, die spärlich genug flossen. Alles, was in die „Wiener Zeitung“ kam, mußte die Zensur der Landesstelle oder der Hof- und Staatskanzlei passieren. Dazu kam jetzt noch die Zensur der obersten Polizeihofstelle. Allein trotz alledem kamen in die Hof- und Staatszeitung Nachrichten, deren Veröffentlichung an dieser Stelle den leitenden Staatsmännern unangenehm, ja peinlich war.

Um nun diesem Zustande ein Ende zu machen, wurde mittels kaiserlicher Entschließung vom 2. Jänner 1805 eine direkte Unterstellung der Redaktion der „Wiener Zeitung“ unter die politische Behörde verfügt. Das kaiserliche Handschreiben an den Freiherrn v. Summerau, welches die Änderung anordnete und welches im Vergleiche zu einer verhältnismäßig kurz vergangenen Zeit einen ganz veränderten Standpunkt verrät, lautete:

„Lieber Freyherr v. Summeraw! Da die Wiener-Zeitung allgemein, obgleich mit Unrecht als eine offizielle Hofzeitung betrachtet wird und die inländischen Nachrichten aus derselben in alle Blätter des In- und Auslandes übergehen, folglich ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung groß und bedeutend seyn kann, so ist es Mir nicht gleichgültig, auf welche Art, in welchem Geiste und Geschmacke und von wem dieselbe redigiert werde.

Ich finde Mich daher bewogen zu befehlen, daß von jetzt an die Wiener-Zeitung von Meiner Polizey-Hofstelle nicht nur zensuriert, sondern unter der unmittelbaren Leitung derselben und im Einverständnisse mit der geheimen Hof- und Staatskanzley und mit gänzlicher Beseitigung der gegenwärtigen von den Ghelen'schen Erben aufgestellten Redaction, nach einem in jeder Hinsicht besseren, auf die Bedürfnisse der Zeit und der politischen Verhältnisse klug berechneten Plane bearbeitet, und dieses in mancher Beziehung Mir wichtige Geschäft einem oder zween in meinen unmittelbaren Diensten stehenden vertrauten Männern von den nöthigen Kenntnissen, von reifer Erfahrung, richtigem Takt und einer geprüften guten Denkungsart, als Amtssache übertragen, in Allem aber nach jenen Grundsätzen vorgegangen werde, welche für die Redaction der österreichischen Blätter festgesetzt und von Mir genehmigt wurden.

Sie werden wegen Erfüllung dieses Meines Befehls vorzüglich mit der geheimen Hof- und Staats-Kanzley die nöthige Rücksprache pflegen, auch hievon den betreffenden Hof-Stellen und Behörden die nöthige Eröffnung machen.

Uebrigens hoffe ich zwar, daß durch diese Verbesserung des Inhalts der Wiener-Zeitung auch von selbst der Inhalt der Provinzial-Zeitungen sich verbessern werde. Inzwischen werden Sie doch über die Mittel, durch welche dieser Zweck noch vollkommener erreicht werden kann, mit den betreffenden Länder-Chefs sich in ein näheres Einvernehmen setzen und Mir seinerzeit das Resultat davon mittheilen.

Wien, den 2ten Jänner 1805.

Franz.“

Die „Wiener Zeitung", die solange nicht recht gewußt, welches ihr eigener Beruf sei, war nun mit einem Schlage direkt einer kaiserlichen Behörde untergeordnet und somit ein streng offizielles Organ geworden, wie es nur immer der „Moniteur" oder die „London Gazette" sein konnte. Die Redaktion des inländischen Artikels fiel dem als Begründer der „Vaterländischen Blätter" später verdienten Literaten J. M. Armbruster zu, der als Hofsekretär bei der Polizei-Hofstelle angestellt war. Indes erwies sich auch dieses Verhältnis nicht als gesund. Einerseits warf die im Besitz des Privilegiums befindliche Familie dem offiziellen Redakteur, wo es nur möglich war, Knüttel zwischen die Füße, andererseits wurde der ausländische Artikel, auf den es damals eigentlich mehr ankam als auf den inländischen, nach wie vor von Angestellten der Firma van Ghelen redigiert. Das führte zu endlosen Reibungen, Demission Armbrusters, Beschwerden der Verleger u. s. w. Es wurde nach einer neuen Form gesucht, in welcher das Verhältnis der „Wiener Zeitung" zur Staatsverwaltung zu kleiden wäre.

Der entscheidende Anstoß zu einer, wenigstens teilweisen Feststellung dieses Verhältnisses ist auf den Einfluß des leitenden Politikers während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts zurückzuführen. Wer aus den bekannt strengen Zensurgesetzen der Metternich'schen Ära schließen wollte, daß Metternich selbst ein grundsätzlicher Gegner der Presse oder ein Verächter der öffentlichen Meinung war, würde sehr irren. Im Gegenteil, Metternich war von der großen Bedeutung der Zeitungen als Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung durchaus überzeugt. Er glaubte, daß es in dem Pflichtenkreis, aber auch in der Macht eines tüchtigen Staatsmannes liege, dieses wertvolle, aber etwas gefährliche Werkzeug, Zeitung genannt, so zu handhaben, daß es ganz den politischen Absichten der Regierenden entspreche. Metternich hatte sich diese Anschauung, welche den Schlüssel zu seinem ganzen Verhalten gegenüber der Presse bildet, im diplomatischen Kampf gegen Napoleon notgedrungen angeeignet. Der Kaiser der Franzosen hatte es verstanden, sich nicht bloß die französische Presse, sondern auch die großen deutschen Zeitungen untertan zu machen und durch diese die öffentliche Meinung in seinem Sinne zu beeinflussen. „Ein großer Fehler," schrieb Metternich 1808 an Stadion [30]), „den alle Regierungen und insbesondere die unsere seit dem Ausbruche der französischen Revolution begangen haben, ist der, daß sie es als unnütz, als ihrer und der guten Sache unwürdig, ja als eine Gefahr betrachtet haben, mit dem Publikum zu sprechen, ihm die Wahrheit zu sagen, sie immer wieder zu sagen. Diese Notwendigkeit wird aber nie handgreiflicher, als wenn man Franzosen zu Gegnern hat. Diese hatten leichtes Spiel; sie hatten nichts als einen unbesetzten Posten einzunehmen, als sie sich der journalistischen Bureaux versicherten; und man kann ihnen nicht einmal Vorwürfe machen; denn sie haben die Waffe aufgehoben, welche wir geringschätzig weggeworfen hatten und bedienen sich nun derselben wider uns. Die öffentliche Meinung ist das wichtigste der Mittel, ein Mittel, das wie die Religion in die verborgensten Tiefen dringt, wo administrative Maßregeln keinen Einfluß mehr haben. Die öffentliche Meinung verachten, ist so gefährlich, als wenn man die moralischen Grundsätze verachtet. Während aber letztere selbst dort, wo man sie ausrotten

[30]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880, 2. Bd., S. 192.

wollte, wieder erstehen können, ist es mit der öffentlichen Meinung nicht so bestellt; diese fordert eine ganz besondere Beachtung, konsequente und ausdauernde Pflege. Die Nachwelt wird es kaum glauben wollen, daß wir das Stillschweigen für eine wirksame Waffe gegenüber den Schreiern der feindlichen Partei halten konnten, und zwar im Zeitalter der Vielrednerei." Metternich empfand schmerzlich den Mangel einer von der Regierung geleiteten Publizistik und suchte diesem Mangel schon während seiner Gesandtenlaufbahn soviel als möglich abzuhelfen, indem er sich selbst mit der Augsburger und Frankfurter Zeitung in Verbindung setzte. Im Jahre 1805, als er noch Gesandter in Berlin war, entwarf er selbst den Plan einer deutsch-französischen Zeitung, welche unter der Leitung und unter dem Schutze der alliierten Mächte stehen und die Politik Napoleons bekämpfen sollte [31]). Dieses Projekt scheint freilich von Cobenzl kaum beachtet worden zu sein, aber es zeigt doch, wie intensiv das Interesse Metternichs für die Journalistik war. Dies geht ja übrigens schon aus dem Umstande hervor, daß sich der Staatsmann so glänzender Federn, wie Friedrich v. Gentz, Friedrich Schlegel versicherte und um die publizistischen Dienste eines Ludwig Börne warb.

Es wird nach all dem niemanden Wunder nehmen, daß Metternich, als er nach Wien kam und die Leitung der auswärtigen Geschäfte übernahm, mit den vorhandenen Zeitungen und vor allem mit der antediluvialen Form der „Wiener Zeitung" ganz und gar nicht einverstanden war. Er plante eine vollständige Reform des offiziellen und offiziösen Preßwesens. Die Gelegenheit, hier entscheidend einzugreifen, sollte sich unmittelbar nach seinem Amtsantritte fügen, da der Pachtvertrag mit der Firma van Ghelen Anfangs 1812 ablief und sonach im Jahre 1810 Vorsorge wegen einer eventuellen Versteigerung getroffen werden mußte. Um die Mitte des Jahres schon sehen wir die geheime Hof- und Staatskanzlei, die Polizei-Hofstelle und die Hofkanzlei in einem eifrigen Notenwechsel [32]) mit der Frage einer vollständigen Reform in der Redaktion der „Wiener Zeitung" beschäftigt. Wohl nie vorher oder nachher hat in Österreich eine Zeitungsangelegenheit die Regierungskreise so eingehend beschäftigt, als damals. Es wurden gründliche Gutachten von der niederösterreichischen Landesregierung, von der Polizei-Hofstelle und von Fachmännern eingefordert und Metternich, der hinter der ganzen Aktion stand, unterzog die Akten einem gründlichen Studium und legte sie seinem publizistischen Berater Friedrich v. Gentz vor.

Die Stimmung der maßgeblichen Faktoren gegen die „Wiener Zeitung" war, nach diesen Gutachten zu schließen, mit der Zeit sehr unfreundlich geworden. Die äußere Form wird geradezu als „unschicklich", Sprache und Inhalt als der fortgeschrittenen Kultur und dem Geschmack nicht mehr entsprechend, das Verhältnis zur Staatsverwaltung als unklar bezeichnet; über die Pächter wird geklagt, daß sie ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht nachkommen. Es tauchte zum erstenmale die Frage auf, ob die „Wiener Zeitung" nicht durch die seit 1804 bestehende Staatsdruckerei in eigener Regie

---

[31]) Ebendaselbst, 2. Bd., S. 83 ff.

[32]) Das ganze, sehr umfangreiche Aktenmaterial, die Noten, Berichte, Gutachten und Vorträge über diese Angelegenheit finden sich in dem mehrfach zitierten Fascikel im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

des Staates verlegt werden solle, ein Vorschlag, den die Hofkammer freilich aus technischen Rücksichten ablehnte.

Friedrich v. Gentz riet dem Fürsten Metternich die Schaffung zweier in Stoff und Form ganz von einander geschiedener Blätter an Stelle der bisherigen „Wiener Zeitung", und zwar empfahl er: „1. Eine Hof-Zeitung im eigentlichen Sinne des Wortes, welche alle die Artikel, die in der jetzigen „Wiener Zeitung" über der Linie stehen, außerdem alle offiziellen Bekanntmachungen der verschiedenen Staatsbehörden und, was die Regierung sonst unter ihrer unmittelbaren Leitung und Verantwortlichkeit dem Publikum zu wissen tun will, enthielte, von welcher aber politische Neuigkeiten, Auszüge aus anderen Blättern u. s. f. völlig ausgeschlossen sein müßten. Mit dieser Zeitung wurden dann auch die bisherigen Intelligenz-Blätter verbunden. Für die Bewohner der Monarchie bliebe sie so ein unentbehrliches Bedürfnis und ihr Absatz würde ungefähr derselbe bleiben, wie der der jetzigen „Wiener Zeitung", sie müßte übrigens ihre eigene Direktion, Redaktion und Ökonomie behalten. 2. Ein politisches Blatt nach dem Modell der besten politischen Zeitungen geordnet, unter einem einfachen, anspruchslosen Titel, von der Regierung befördert, kontrolliert und geleitet, ohne daß sie sich öffentlich dazu bekennen dürfte. Von diesem Blatte müßte weiter alles, was die Hof-Zeitung und die ihr zugehörenden Intelligenz-Blätter liefern, ausgeschlossen sein. Es müßte ebenfalls seine eigene, sehr sorgfältig gewählte Direktion, Redaktion und Ökonomie haben [33])."

Dieses Projekt fand in der Adaption des seit März 1810 erscheinenden „Österreichischen Beobachters" zum offiziösen Organ des auswärtigen Amtes eine teilweise Verwirklichung. Bezüglich der „Wiener Zeitung" stimmte aber Metternich so weit gehenden Vorschlägen nicht zu, vermutlich, um das Interesse an der Zeitung nicht allzu sehr zu verkürzen und dadurch den Ertrag nicht in Frage zu stellen. Gentz gab daher über die innere Ausgestaltung der „Wiener Zeitung" ein zweites offizielles Gutachten ab [34]), auf Grund dessen im wesentlichen die Vorschläge an den Kaiser erstattet wurden. Es wurde sonach festgesetzt, eine neuerliche Lizitation — wie sie wiederholt das Wiener Buchdruckergremium gewünscht hatte — auszuschreiben und dieser Versteigerung „Bedingnisse" zugrunde zu legen.

Diese Bedingnisse sind das erste Dokument, welches in klaren Umrissen das Verhältnis der Staatsverwaltung zur „Wiener Zeitung" feststellt. Da sie gleichzeitig den veränderten journalistischen Charakter bestimmen, den die „Wiener Zeitung" für eine weitere lange Epoche unverändert bewahrte, sollen hier wenigstens die diesen journalistischen Charakter und das Verhältnis zur Regierung betreffenden Punkte wörtlich wiedergegeben werden:

„1. In Betreff der Einrichtung muß die „Wiener Zeitung" künftig ihrem Inhalte nach eine dreyfache Bestimmung erfüllen; sie muß

a) zur Geschichte der gleichzeitigen Ereignisse des Inn- und Auslandes dienen;

---

[33]) Brief Gentz' an Graf Metternich vom 14. November 1810 bei Klinkowström. Aus der alten Registratur der Staatskanzlei. Wien 1870. S. 49 ff.

[34]) Es ist dies das zwar anonyme, aber nach Stil und Inhalt unzweifelhaft von Gentz herrührende umfangreiche Gutachten, das in dem genannten Fascikel im Archiv des Ministeriums des Innern vorliegt.

b) die Verkünderin aller Gesetze und Verordnungen der Staatsverwaltung, aller Verfügungen der n. ö. Landesregierung, aller Politischen und Justiz=Nachrichten seyn;
c) zum Intelligenz=Blatte für alle Nachrichten dienen, welche von Privaten an Private gerichtet sind.

2. Die „Wiener Zeitung“ muß für die Zukunft nach diesen drey besonderen Abtheilungen aufgelegt, jeder (sic!) derselben aber mit einem besonderen Titel bezeichnet und alle drey Abtheilungen müssen jedem Abnehmer zusammen hinausgegeben werden.

3. Nach dieser Abtheilung ist die „Wiener Zeitung“ nur in Hinsicht der Punct. 2do angeführten Bestimmungen als ein amtliches Blatt anzusehen, und dieses Blatt ist dahero allein unter dem entsprechenden und von den übrigen Theilen unterscheidenden Namen A m t s b l a t t kundzumachen.

4. In Ansehung des Planes der inneren Einrichtung der „Wiener Zeitung“ wird die geschichtliche oder erste Abtheilung der Zeitung blos der Wahl der künftigen Pächter überlassen, und er ist hiebey nur verpflichtet
a) seinen vorgefaßten Plan sowohl der Polizey=Hofstelle als auch der geheimen Hof= und Staats=Kanzley zur Genehmigung vorzulegen;
b) den gut geheissenen Plan hat der Unternehmer in seinem Rahmen bey jeder Pränumerations=Erneuerung dem Publikum bekannt zu machen;
c) Wird derselbe hiemit ausdrücklich verpflichtet, es sich zu einem allgemeinen Grundsatze zu nehmen, in der geschichtlichen Darstellung der Zeitereignisse sich blos auf Erzählung der Thatsache zu beschränken, ohne dieselben mit eigenen Betrachtungen zu beleuchten oder ihnen bestimmte Deutungen zu geben.

— —

8. Die Wahl einer beliebigen Person zur Redaktion der „Wiener Zeitung“ bleibt ganz dem Pächter überlassen und er wird bey dieser Wahl nur dahin verpflichtet
a) die gewählte Person vorläufig der Polizey=Hofstelle anzuzeigen;
b) dieser Hofstelle bleibt es vorbehalten, wenn sie sich über die Wahl des Individuum mit der k. k. Staatskanzley und der böhm.=österr. Hofkanzley deshalb einvernommen haben wird, für den Fall der Bedenklichkeit eines solchen Individuums denselben auszuschließen.

9. In die zweyte Abtheilung der „Wiener Zeitung“, welche, wie schon oben bemerkt worden ist, den Namen Amtsblatt führen muß, ist der Pächter verpflichtet, folgende Gegenstände aufzunehmen:
a) Alle allgemeinen Gesetze in was immer für einem Zweige der Staats=verwaltung, sowie alle Administrations=Veränderungen;
b) alle auf Österreich unter der Enns sich beziehenden Verordnungen, insoferne sie durch gedruckte Cirkularien kund gemacht oder von der Behörde, die es betrifft, zur Publicität geeignet erkannt werden;
c) alle örtlichen auf die Stadt Wien sich beziehenden Verfügungen nach den bey dem vorigen Paragraph bemerkten Beschränkungen;
d) Ämtliche Kundmachungen und Nachrichten von was immer für einer Behörde;
e) Ämtliche Edikte, Konkursausschreibungen, Lizitationen, Amortisazionsedikte, Urtheile, Prodigalitäts=Erklärungen und Beschreibungen;

f) die Getreidepreise von den n. ö. Märkten und die Satzungsübersichten für die Stadt Wien;
g) den Wechsel- und Börsen-Kurs;
h) das Verzeichniß der Verstorbenen.

Da nun nach dieser Abtheilung der „Wiener Zeitung" nur das Amtsblatt als ein offizielles Blatt erscheinet, so ist dieses nicht nur bey der ersten Herausgabe derselben bekannt zu machen, sondern alle Vierteljahre die Bemerkung in die Zeitung beizurücken, daß nicht die „Wiener Zeitung", sondern nur das beigefügte Amtsblatt offiziel sey und daß da, wo ämtliche Artikeln in das Geschichtsblatt aufgenommen sind, dieser Umstand immer besonders angemerkt erscheinen werde."

Außer diesen Bestimmungen enthielten die Bedingnisse die weiteren, daß alle Einrückungen ins Amtblatt unentgeltlich zu erfolgen hätten, daß dagegen für Einrückungen ins Intelligenzblatt eine Inseratentaxe festzusetzen sei. Der Pacht sollte nur auf sechs Jahre vergeben werden.

Die Versteigerung fand am 1. Juli 1811 statt. Bei derselben erschienen als Konkurrenten der bisherigen Pächter die Buchdrucker Strauß, Doll, Braun und Gerold. Die Ghelen'schen Erben blieben mit dem Meistgebote von 26.050 Gulden im Besitze des Privilegs. Man wird vielleicht über die Höhe des Pachtschillings staunen, wenn man den primitiven Stand der damaligen Journalistik und die geringe Verbreitung der Zeitungen zu jener Zeit damit vergleicht. Aber die Ghelen'schen Erben mußten ja genau wissen, was das Privileg wert war. In einer amtlichen Druckschrift aus jener Zeit wird das jährliche Erträgnis der „Wiener Zeitung" mit 91.000 Gulden geschätzt, und wenn man bedenkt, daß das Privileg sich hauptsächlich zu einem Inseratenprivileg ausgebildet hatte, daß die „Wiener Zeitung" das einzige Insertionsorgan war und andere Zeitungen Inserate überhaupt nicht einrücken durften, wird man diese Schätzung nicht für übertrieben halten.

Die Bedeutung der neuen, für die Verpachtung von 1812 geschaffenen und bei den weiteren Vergebungen aufrechterhaltenen Bedingnisse liegt in der Tatsache, daß zum erstenmale das Verhältnis zwischen Staatsverwaltung und „Wiener Zeitung" klargestellt, der Charakter der Amtlichkeit wenigstens für einen Teil der Zeitung offen ausgesprochen und hiemit das an sich noch immer private Unternehmen als Organ amtlicher Publikationen des Staates unmittelbar in den Dienst der öffentlichen Verwaltung gestellt wurde. Im Vergleiche mit der durchaus ablehnenden und planlosen Haltung, die man in früheren Jahren zu der Zeitung eingenommen hatte, war dies immerhin ein gewaltiger Fortschritt. „Moniteur" oder ein groß angelegtes Organ, wie es Schreyvogl und Mumelter geplant hatten, war die „Wiener Zeitung" deswegen immer noch nicht. Damit etwas Ganzes hätte geleistet werden können, hätte Österreich und Wien auch eine ganz andere Journalistenschule besitzen müssen, als sie tatsächlich besaßen. Die Männer, welche in der josefinischen Ära in der Presse tätig gewesen, waren entweder journalistische Dilettanten oder Literaten von mäßigem Talente oder politische Abenteurer. Österreich besaß keine publizistische Kraft von Bedeutung. Der Kanzler verschrieb sich seine besten Publizisten, Gentz, Pilat, Jarke u. s. w. aus dem Auslande. Die „Wiener Zeitung" hatte nicht viel Auswahl, wenn sie sich einen Redakteur suchte.

Die Verleger, welche nach dem neuen Vertrage gezwungen waren, den von ihnen anzustellenden Redakteur von der Hofkanzlei bestätigen zu lassen, schlugen zunächst Pilat als Redakteur vor, der Privatsekretär Metternichs war und von diesem eigens zur Leitung des seit 1810 bestehenden und unter dem Einflusse des auswärtigen Amtes stehenden „Österreichischen Beobachters“ [35]) nach Wien berufen worden war. Dieses Blatt, das sich der größten Förderung des Fürsten Metternich erfreute, hatte rasch an Ansehen gewonnen, eine schöne Auflage erreicht und die „Wiener Zeitung“ überflügelt. Mit dem „Beobachter“ war das Prinzip durchbrochen worden, daß die „Wiener Zeitung“ die einzige politische Zeitung in Wien sein sollte, und man kann sich daher denken, daß die Ghelen'schen Erben nicht gerade mit den freundlichsten Blicken auf den „Österreichischen Beobachter“ sahen. Die Rivalität zwischen den beiden Blättern riß vom ersten Tage, da der „Beobachter“ erschien, nicht mehr ab und nahm oft die unerfreulichsten Formen an, erwies sich aber in ihren Folgen doch sehr segensreich für das Wiener Preßwesen überhaupt und insbesondere für die „Wiener Zeitung“, da diese nun, um die Konkurrenz mit dem von so hoher Stelle und so wirksam begünstigten Blatte zu bestehen, zu einer ernstlichen Verbesserung seines Inhalts schreiten mußte. Um nun diese Konkurrenz unschädlich zu machen und dem „Beobachter“ seine wertvollste Kraft zu entziehen [36]), schlugen die Ghelen'schen Erben Pilat als Redakteur der „Wiener Zeitung“ vor. Allein dies war nicht nach dem Geschmacke des Grafen Metternich. Ihm war an dem Bestande des „Beobachters“ und der durch ihn erweckten gesunden Rivalität sehr viel gelegen und so wurde denn dem Pilat verboten, die Redaktion der „Wiener Zeitung“ anzunehmen.

Nunmehr wurde der Vormund der Ghelen'schen Erben, der als Kenner des Handels- und Wechselrechtes bekannte und verdiente kaiserliche Rat J. M. v. Zimmerl als Redakteur vorgeschlagen und genehmigt. Zimmerl war aber nur ein Strohmann für einen anderen Redakteur, Konrad Bartsch, dessen Bestätigung die Firma offenbar nicht zu erhalten fürchtete. Das Manöver kam indes bald auf, und so erbittert man in der Hofkanzlei über das unpassende Vorgehen des kaiserlichen Rates Zimmerl war, wurde Bartsch doch am 7. März 1812 als Redakteur bestätigt.

Konrad Bartsch war also eigentlich der erste, von amtswegen bestätigte und eingesetzte Redakteur [37]) der „Wiener Zeitung“. Er hat so recht sein ganzes Leben in der Redaktionsstube dieses Blattes verbracht und ist sonach einer der ersten, wenn nicht der erste berufsmäßige Journalist in Österreich. Man möge uns daher in diesem Zusammenhange ein paar Züge aus seinem Leben mitzuteilen gestatten [38]). In Wien als das Kind armer Eltern geboren, hatte er sich durch eigenen Fleiß gebildet und von Jugend auf der literarischen Tätigkeit zugewendet. Die journalistisch überproduktive Periode der Siebziger-

---

[35]) Vgl. E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, I. Bd., S. 104 f.

[36]) Ansicht der Polizei-Hofstelle.

[37]) Ein bestimmter Titel existierte für die Stelle übrigens nicht. In den Akten erscheint abwechselnd die Bezeichnung „Redakteur“, „Vertreter“ oder „Verfasser“.

[38]) Die Biographie des B. geht zum großen Teile auf seine eigenen amtlichen Angaben und auf Recherchen der Behörden zurück, wie sie in den Akten der Polizei- und Zensur-Hofstelle (Archiv des k. k. Ministeriums des Innern) erscheinen. Wurzbach kennt Bartsch nicht.

und Achtzigerjahre des XVIII. Jahrhunderts gab vielen kleinen Talenten diese nicht gerade glückliche literarisch-belletristische Richtung, und auch Bartsch erscheint als eifriger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften jener Zeit. Da er mit der Familie van Ghelen nahe verwandt war, wurde er im Jahre 1782 schon zur Redaktion der „Wiener Zeitung" berufen. Im Jahre 1789 trat er in den Staatsdienst und wurde von Sonnenfels als Hofkonzipist in die böhmisch-österreichische Hofkanzlei genommen, in welcher Stellung er sich bei der Herausgabe einer Gesetzessammlung hervortat. Nebenbei besorgte Bartsch unverdrossen und unter der Billigung seiner Vorgesetzten die Redaktion der „Wiener Zeitung". Schon unter dem Kaiser Leopold II. wurde Bartsch, welcher den radikalen Anschauungen der Aufklärungszeit anhing, denunziert und vor die Alternative: Staatsdienst oder Journalistik gestellt. Damals wurde jedoch die Angelegenheit wieder gütlich beigelegt, da es offenbar Allerhöchsten Orts nicht für unzweckmäßig gehalten wurde, wenn die „Wiener Zeitung" von einem unmittelbar unter Sonnenfels' Aufsicht stehenden Beamten redigiert würde. Im Jahre 1799 wurde jedoch Bartsch auf Thuguts Veranlassung — wahrscheinlich infolge einer neuerlichen Denunziation — von der „Wiener Zeitung" entfernt. Bald darauf (1801) nahm Bartsch auch seine Entlassung aus dem Staatsdienste, um sich dem Großhändler und Tuchlieferanten Johann Dost (oder Tost) als Associé anzuschließen. Dieses Unternehmen prosperierte aber nicht, und man sah sich genötigt, die Firma, wie es scheint, unter großen Opfern zu liquidieren. Im Jahre 1811 stand Bartsch als alter Mann ohne Staatsdienst, ohne Redakteursposten und ohne Geschäft da. Als sich nun um jene Zeit der Wandel in dem Verhältnisse der „Wiener Zeitung" zur Staatsverwaltung vollzog, wurde Bartsch, wie erzählt, neuerlich zur Redaktion der „Wiener Zeitung" berufen und in dieser Eigenschaft von der Regierung bestätigt.

Bartsch wirkte jedoch in dieser neuen Stellung nicht mehr mit Freuden. Wir haben bereits der unmittelbar vor der Reform der „Wiener Zeitung" erfolgten Gründung des „Oesterreichischen Beobachters" und der zwischen den beiden Blättern wie eine ewige Krankheit sich hinziehenden Rivalitäten gedacht. Der „Beobachter" wurde von der Hof- und Staatskanzlei nicht nur mit Artikeln versorgt, sondern war auch in der Lage, oft Nachrichten über die auswärtige Lage zu bringen, welche nach der Meinung der Ghelen'schen Erben zuerst in die „Wiener Zeitung" gehörten. Es fehlte daher nicht an Beschwerden von der letztgenannten Seite wegen Zurücksetzung und wegen Verletzung des Privilegiums. Ja es drohte wiederholt zu einem förmlichen Prozesse zu kommen. Reichte schon diese Fehde hin, das persönliche Verhältnis zwischen den leitenden Personen der beiden Blätter zu vergiften, so kam noch hinzu, daß der eigentliche Spiritus rector des „Beobachters", Friedrich v. Gentz, der abgesagte persönliche Gegner des Bartsch war, den er in Privatbriefen [39]) mit den entsetzlichsten Namen beehrte, wovon „homo infaustissimi vultus" noch der gelindeste ist, und bei dem Grafen Metternich als „offenbaren Feind Österreichs" denunzierte. Diese fortgesetzten Reibungen und Verhetzungen, durch welche obendrein die höchsten Behörden ganz müßig behelligt wurden, dürften die wirkliche Ursache

[39]) Vgl. den Brief von Gentz an Metternich vom 29. Oktober 1813 und die dazugehörige Note bei Cl. v. Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei. Wien 1870. S. 57 und 173 f.

für die Dienstesenthebung des Bartsch gewesen sein. Den äußerlichen Vorwand bildeten freilich einzelne Verstöße, welche die „Wiener Zeitung“ besonders in ihrer Haltung zum französischen Kabinett machte. Allein Bartsch konnte sich gegen alle diese Anklagen stets damit plausibel verteidigen, daß die „Wiener Zeitung“ die strenge Zensur der Staatskanzlei passieren müsse und daß sonach der Redakteur kaum mehr verantwortlich sei. Gleichwohl fiel Bartsch dem mächtigeren Gentz zum Opfer. Am 28. April 1815 wurde er von der Redaktion enthoben, weil er „dieselbe nicht mit der gehörigen Umsicht und Klugheit besorgt“.

Von Seite der Ghelen'schen Erben wurde nun der Herausgeber des „Wanderers“ Josef Ritter v. Seyfried als Redakteur der „Wiener Zeitung“ vorgeschlagen. Diese Proposition fand aber nicht die Billigung der Hof- und Staatskanzlei, und so wurde denn nach längeren Unterhandlungen beschlossen, Bartsch die Redaktion des inländischen Artikels weiter zu überlassen, die Redaktion des auswärtigen Teiles aber einem gewissen Josef Karl Bernhard, einem jungen Literaten, der ein ganz bedeutungsloses Theaterblättchen „Thalia“ herausgegeben hatte, übertragen. Als dann Bartsch im Jahre 1817 starb, war J. K. Bernhard alleiniger Redakteur der „Wiener Zeitung“ und blieb es bis Ende 1847.

Über die persönlichen Qualitäten des ersten amtlich bestätigten Redakteurs läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Während ihm von der einen Seite reicher Patriotismus und große Verdienste in den schweren Tagen der französischen Invasion nachgerühmt werden, nannte ihn Gentz einen offenbaren Feind Österreichs; während es in dem einen Akte von ihm heißt, er sei ein Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, wird ihm in einem anderen die gehörige Umsicht und Klugheit abgesprochen. Soweit seine journalistische Tätigkeit von ihm zeugt, war er ein Mann von Geschmack, Bildung und Tüchtigkeit. Wenn er kein anderes Verdienst besäße, als in die „Wiener Zeitung“ als Erster ein erträgliches, gebildetes Deutsch eingeführt zu haben, die Geschichte des Wiener Zeitungswesens müßte ihm schon deshalb eine ehrende Erinnerung wahren. Aber auch in manch anderer Hinsicht hat sich dies Blatt unter seiner Leitung so weit entfaltet als dies bei der notwendigen inneren Gebundenheit eben möglich war. Im unpolitischen Teile zeigten sich Keime und Ansätze echten Lebens, die freilich erst in späteren Tagen sich voll entwickelten.

Es würde natürlich zu weit gehen, wollte man die journalistischen Fortschritte, welche die „Wiener Zeitung“ seit dem Jahre 1810 machte, ausschließlich auf das Konto des Bartsch stellen. Ein mächtiger Antrieb, sich über die alte Urväterschablone zu erheben, war die Konkurrenz des „Oesterreichischen Beobachters“, die nach Metternichs eigenem Zeugnis den vorteilhaftesten Einfluß auf die „Wiener Zeitung“ übte. Die bedeutendste Wirkung dieser Konkurrenz war es, daß die „Wiener Zeitung“ seit 1813 täglich erschien (das Amtsblatt erschien wöchentlich zweimal) und sich somit auch in dieser Hinsicht den Bedürfnissen einer rascher lebenden Zeit anpaßte. Allerdings primitiv genug müssen bei all dem die journalistischen Verhältnisse eines Wiener Tagblattes immer noch gewesen sein. Als im Jahre 1815, anläßlich der Enthebung des Bartsch, den Besitzern des Verlagsprivilegiums zugemutet wurde, statt eines in Hinkunft zwei Redakteure zu bestellen, da wehrten sich die Verleger gegen diese ungeheuerliche Zumutung, und zwar nicht bloß wegen der Kosten, sondern aus dem

Grunde, weil dann die Herstellung des Blattes ganz unmöglich sein werde, „weil man nicht vorauszusehen imstande ist, wie viel Raum der in- oder ausländische Artikel in der Zeitung selbst erfordere. Ist zu viel Stoff vorhanden, von welchem Artikel soll einer ausgelassen werden? Ist zu wenig Stoff vorhanden, welchen Redakteur könnte man wohl verhalten, mehrere Neuigkeiten zu liefern?"

Die Reformen, welche mit dem neuen Pachtvertrage von 1812 eingeführt worden waren, hatten in jeder Hinsicht einen starken Ruck nach vorwärts für die „Wiener Zeitung" bedeutet. Bei diesem Entwicklungsstadium sollte es aber nun auch für nahezu ein halbes Jahrhundert sein Bewenden haben. An dem Privilegienverhältnis etwas zu ändern und das Blatt ganz in die eigenen Hände zu nehmen, konnte sich Metternich nicht entschließen, höchstwahrscheinlich auch wegen des großen Ertrages, den das Privileg dem Staatsschatze abwarf [40]). So wurde denn im Jahre 1817 das Verhältnis mit der Familie van Ghelen abermals (allerdings wieder im Wege der Versteigerung) auf sechs Jahre gegen Entrichtung eines jährlichen Pachtschillings von 19.050 fl. CM., im Jahre 1823 auf zwölf Jahre gegen die jährliche Pachtsumme von 20.000 fl., im Jahre 1835 bei einer zwölfjährlichen Verbindlichkeit von 22.000 fl. und im Jahre 1847 auf zehn Jahre gegen den Pachtschilling von 32.000 fl. vertragsmäßig erneuert.

Dieser letzte Vertrag vom Jahre 1847 sollte aber nicht mehr seine natürliche Exspiration finden. Der Märzensturm des Jahres 1848 fegte ihn, wie so vieles andere, hinweg. Unter den neuen Verhältnissen, bei der gewährten Preßfreiheit, war der alte Privilegienvertrag mit der Familie van Ghelen, der auf einem Inseratenmonopol aufgebaut war, hinfällig, ja sinnlos geworden und mußte gelöst werden. Mit diesem Momente verschwand auch folgerichtig aus dem Titel der „Wiener Zeitung" das Wörtchen „privilegierte". Wenn aber auch das alte Privilegienverhältnis durch eine force majeure unmöglich geworden war, so war damit doch noch lange nicht die Existenzberechtigung eines Organes wie die „Wiener Zeitung" widerlegt. Ja, das Bedürfnis nach einem offiziellen Organ war jetzt, wo das politische Leben auf den Boden der breitesten Öffentlichkeit gestellt werden sollte, größer denn je.

Es wurde daher (am 1. Juli 1848) mit den Ghelen'schen Erben ein neuer Vertrag auf drei Jahre geschlossen, nach welchem die Verleger jährlich

---

[40]) Anläßlich der Vertragserneuerung im Jahre 1835, also allerdings zwei Jahrzehnte später, berechnet die Hofkammer den aus der „Wiener Zeitung" entspringenden Ertrag für die Staatsfinanzen wie folgt:

„a) die Pachtsumme von	20.000	fl. CM.
b) den Stämpelbetrag von 6000 Exemplaren à 5 fl.	30.000	„ „
c) die Insertions-Gebühren nach dem Ertrage vom J. 1834	3.000	„ „
d) den Werth der 350 Frey-Exemplare	3.960	„ „
e) Expeditions- und Speditions-Gebühren durch die Postämter von den bisher auf diesem Wege abgesetzten 4000 Exemplaren à 5 fl.	20.000	„ „
zusammen	76.960	fl. CM."

„wovon die Finanzen nur 850 fl. an das hiesige Versatzamt . . . . hinauszugeben haben, da der früher gleichfalls auf diese Pachtsumme gewiesene Betrag von 3100 fl. an den Hofbibliothekfond schon seit längerer Zeit im gewöhnlichen Dotationswege aus dem Staatsschatze verabfolgt wird." (Vortrag der Hofkammer dto. 20. Februar 1835. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Akten des Staatsrathes ex 15. Dez. 1835.)

einen Pachtzins von 42.000 Gulden zu entrichten hatten. Das Pachtverhältnis blieb mit Ausnahme des unmöglich gewordenen Inseratenmonopols dasselbe, wie es durch die Bedingnisse vom Jahre 1812 geregelt worden war. Doch trat eine Änderung der Beziehungen zur Staatsgewalt durch § 8 des Vertrages ein, der besagte: „Die Redaction des Hauptblattes und des Abendblattes sowie der Extrablätter wird von der Staatsverwaltung auf eigene Kosten bestellt. Die Redaction des Amts- und des Intelligenzblattes wird von den Pächtern auf ihre Kosten besorgt." Man darf sich diese Veränderung nicht so vorstellen, als ob nunmehr die Redaktion des Blattes selbst zu einer amtlichen Stelle erhoben worden wäre. Das war keineswegs der Fall. Der jeweilige Redakteur der „Österreichisch kaiserlichen Wiener Zeitung", wie sie jetzt hieß — vom 19. März bis Ende Juni Dr. M. Heyßler und der unglückliche Rechtsgelehrte M. v. Stubenrauch, vom Juli bis Mitte September Dr. A. Schmidl und von da ab R. v. Eitelberger — hing noch immer zwischen Himmel und Erde. Das Blatt, welches er schrieb, war ein Privatunternehmen, er selbst war direkt der Regierung unterstellt, ohne ein Beamter des Staates zu sein. Die „provisorische Leitung des Ministerialbureaus" war damit betraut, das amtliche Materiale für die „Wiener Zeitung" zu liefern und die der Redaktion überlassenen Gegenstände im Geiste der ministeriellen Politik zu überwachen. Aber diese Leitung ließ so gut wie alles zu wünschen übrig. Im Dezember 1848 drang Eitelberger auf eine entsprechende Organisation des Dienstes, worauf entschieden wurde, daß kein Artikel in der „Wiener Zeitung" erscheinen sollte, ohne dem betreffenden Ressortministerium vorgelegt zu werden; andererseits sollte in jedem Ministerium eine Art Referent für die „Wiener Zeitung" nominiert werden, der die Fühlung mit der Redaktion aufrecht zu erhalten hätte. Diese Verfügung kam auch nie zur Durchführung und das war vielleicht noch am besten. War auf diese Weise die publizistische Stellung des Redakteurs zur Regierung nur sehr ungenügend geregelt, so bedeutete es eine unerträgliche Last, daß er — immer noch in Anlehnung an den alten privatgeschäftlichen Charakter — die ganze Geldgebarung der Redaktion zu führen und insbesondere die Anstellung und Besoldung der Redaktionsmitglieder aus einer „Redaktionsdotation", die ursprünglich 12.000 fl., später 13.800 betrug, zu bestreiten hatte.

Unter einer starken Regierung wäre diese Neuerung immerhin ein großer Fortschritt gewesen; unter den wechselvollen Verhältnissen des Jahres 1848 hatte die neue Einrichtung zunächst die Folge, daß der unglückselige Redakteur, seiner eigenen politischen Divination überlassen, erst recht nicht wußte, wohin er gehörte. Das möge als Schlüssel zum Verständnisse der nicht immer gerade leicht verständlichen Haltung dienen, welche die „Wiener Zeitung" während des Jahres 1848 eingenommen hat, und die an anderer Stelle ausführlich besprochen wird.

In der richtigen Erkenntnis dieser Tatsache wurde Anfangs 1849 die Oberleitung unmittelbar dem Präsidialbureau des Ministeriums des Innern übertragen und der angestellte Redakteur der „Wiener Zeitung" dieser Oberleitung unterstellt. Als der erste, der mit dieser wichtigen Funktion betraut war, erscheint Ministerialsekretär Eduard v. Lackenbacher, während für kurze Zeit als verantwortlicher Redakteur Georg Seuffert zeichnete.

Auf jeden Fall bildet auch in der Geschichte der altehrwürdigen „Wiener Zeitnng" das Jahr 1848 eine Epoche, den Eintritt einer neuen Phase der

Entwicklung, die zwar nicht gleich, sondern erst zehn Jahre später erkenntlich wurde, die aber bereits unwiderruflich festgelegt war. Das alte Zwitterverhältnis zwischen Staatsorgan und Privatgeschäft, welches sich durch anderthalb Jahrhunderte hingeschleppt und eigentlich jede innere Entwicklung des Blattes verhindert hatte, war unhaltbar geworden und eilte nun rasch seinem Ende entgegen. Bevor wir jedoch dieses und den Eintritt der neuen Ära schildern, werfen wir noch einen Blick auf den journalistischen Charakter des Blattes im letzten Jahrzehnt der eben geschilderten Übergangsepoche.

Das Jahr 1848 bildet für die Wiener Journalistik im allgemeinen den Abschluß der Kinderjahre. Nach den wildgährenden und vielfach noch recht infantilen Versuchen des Sturmjahres traten in der Wiener Presse Ruhe und Gesetztheit, aber auch alle Zeichen der Reife ein. Die Journalistik hörte auf, eine Spielerei für politische oder literarische Dilettanten zu sein; sie wurde ein Beruf und damit auch der Gegenstand fortschreitender Vervollkommnung. An die Stelle des journalistischen Impromptus traten geschäftlich konsolidierte Unternehmungen, welche nicht bloß dem Bedürfnisse eines Augenblicks entsprechen, sondern dem geistigen und politischen Nahrungsbedürfnisse des Volkes ständig Rechnung tragen sollten. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in dem Momente, wo die Journalistik ein „Geschäft“, und zwar ein mitunter sehr lukratives Geschäft wurde, sich auch Elemente zu ihr drängten, die ihr gerade nicht zu geschichtlichem Ruhme verholfen haben. Aber es muß mit stärkerer Betonung noch hervorgehoben werden, daß gerade in jener Zeit die Blüte des jungen Österreich an dem inneren Ausbau der Wiener Journalistik mitarbeitete und daß diese dadurch jene hohe Formvollendung und literarische Durchbildung erhielt, um derentwillen sie berühmt geworden ist. Die größten Fortschritte der Presse in jener Zeit sind aber auf dem Gebiete der Nachrichtenwesens zu verzeichnen: Die in jener Zeit in Brauch kommenden lithographierten Korrespondenzen, wie die „Austria-Correspondenz“ und die von der Regierung geförderte „Österreichische Correspondenz“, der mit dem raschen Ausbau des Eisenbahnnetzes von Tag zu Tag sich vervollkommnende Postdienst, vor allem aber die journalistische Ausnützung der Telegraphie, welche zunächst durch das von der k. k. Regierung in den Fünfzigerjahren ins Leben gerufene Korrespondenzbureau ermöglicht wurde, brachten rasch das Nachrichtenwesen auf eine Höhe der Vervollkommnung, von der man noch 1848 keine Ahnung hatte. Innerhalb weniger Jahre kam in Wien eine stattliche Anzahl von großen, täglich zweimal erscheinenden Zeitungen empor, und hatte die „Wiener Zeitung“ im Vormärz nur einen einzigen Konkurrenten im „Österreichischen Beobachter“ gehabt, so hatte sie nun bald neben einem halben oder ganzen Dutzend viel gefährlicherer Rivalen ihre Stellung zu behaupten.

Diesem Umstande in erster Linie sind die großen Fortschritte zu verdanken, welche das Blatt in den Jahren 1848—1858 machte, trotz der geschäftlichen Krisen in seinem Schoße. Zunächst müssen wir als solchen Fortschritt das Hinzutreten einer Abendausgabe bezeichnen, welche von 1848 an mit kurzen Unterbrechungen bis heute besteht. Dieses „Abendblatt der Österreichisch kaiserlichen Wiener Zeitung“, wie es damals hieß, hatte zunächst die Bestimmung, der Regierung für Publikationen halbamtlicher Natur und für die Unterbringung zweckentsprechender Korrespondenzen und Artikel zu dienen; es veröffentlichte damals neben den letzten Nachrichten vom Tage ausführliche Berichte aus der

Provinz und dem Auslande und ein Feuilleton, das entweder belletristischen Inhalts oder eine Plauderei nach dem damals in die Wiener Journalistik eingeführten französischen Geschmack war. Das Hauptblatt zeigte im allgemeinen noch immer den Grundriß, den es im Jahre 1812 erhalten hatte. Es zerfiel in das historische Blatt, welches aus einem amtlichen und nichtamtlichen Teile bestand, in das Amtsblatt und in das Intelligenzblatt. Das Amtsblatt und der amtliche Teil des historischen Blattes sind einer inneren Fortbildung weniger zugänglich. Dagegen nahm der nichtamtliche Teil schon dem Stoffe nach bedeutend zu. Durch die nun regelmäßig erscheinenden Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften (1847), des Wiener Gemeinderates (1848), des Gewerbevereines und ähnlicher Korporationen wurde nicht nur der Stoffkreis erweitert, sondern auch das ganze Blatt interessanter gestaltet. Die telegraphischen Korrespondenzen, welche die Regierung allen Blättern überließ, bezog die „Wiener Zeitung" ohne Entgelt. Zu den politischen Nachrichten traten die von lokalen Ereignissen, kommerzielle, meteorologische, statistische Berichte und, last but not least, der literarisch-wissenschaftlich-kritische Teil. Das Feuilleton „unter dem Strich", das im Jahre 1848 eingeführt wurde, konnte, namentlich der mißlichen Verhältnisse der Verleger wegen, nur kurze Zeit erhalten werden. Dagegen wird die in jener Zeit eingeführte Rubrik „Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben" eine Fundgrube für alle jene bleiben, die sich für die geistige Tätigkeit jener Epoche auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, Völkerkunde, Philosophie, Literatur, Kunst, Technik u. s. w. interessieren. Man kann sagen, daß die „Wiener Zeitung" in dieser Rubrik ein volkserziehliches Element bot, wie es damals in gleicher Güte kein zweites österreichisches Blatt aufweisen konnte. Überblicken wir nur die Reihe der wissenschaftlichen und literarischen Mitarbeiter jener Tage, so sehen wir uns in eine Ehrenhalle der Ritter vom Geiste versetzt. Da finden wir als zeitweise oder ständige Mitarbeiter der „Wiener Zeitung" Ferdinand Hochstetter, Ottokar Lorenz, Sickel, Lorenz Stein, Gfrörer, Hermann Meynert, Jos. Czermak, R. v. Hauer, R. v. Littrow, F. Mikowec, Rudolf v. Eitelberger, Bruno Bucher, Eduard Hanslik, Emil Kuh, Ludwig Speidel, Hackländer, Heinrich Wuttke, Hieronymus Lorm, Betti Paoli u. A. Als eine wöchentliche Beilage der „Wiener Zeitung" erschienen 1853—1857 die „Österreichischen Blätter für Literatur und Kunst".

An der Spitze der Redaktion des Blattes stand seit 1850 Dr. Leopold Schweitzer (1815 zu Neisse geboren, gestorben 1896), ein Mann, von dessen literarischen und persönlichen Qualifikationen nicht eben viel Aufhebens zu machen ist. Aber an seiner Seite arbeitete ein Stab tüchtiger Schriftsteller und Journalisten wie der schon genannte Prof. Eitelberger, welcher die „Blätter für Literatur und Kunst" redigierte und die Zeitung mit Artikeln und Rezensionen über Kunst, Kunstgewerbe, Archäologie u. s. w. versorgte; ferner Georg Seuffert, der nachmalige Chefredakteur (Politik, Staats- und Rechtswissenschaft), Dr. Max Engel, Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm), welcher das Feuilleton redigierte und damals zu den rührigsten Mitarbeitern zählte (seine Signatur „H. L." kehrt fast in jeder Nummer wieder), der genial-wunderliche, aber in seiner Bedeutung für die Wiener Publizistik noch nicht genügend gewürdigte Andreas v. Stifft (Artikel), der polyglotte Nikolaus Fürst, der acht lebende Sprachen beherrschte und alle fremdsprachigen Zeitungen las, Julius Seeliger (Tagesgeschichte), der Archäologe Ministerialsekretär Dr. G. Heider, der

Musikästhetiker Eduard Hanslik, dem nach seinem Übertritt zur „Presse“ Debrois folgte, aber nicht ersetzte. Man wird zugeben, das war ein Redaktionsstab, auf den jede große Zeitung auch heute noch voll Stolz blicken könnte.

So ging also die „Wiener Zeitung“ ihrem neuen Verhältnisse zur Staatsverwaltung in einem modernen und würdigen Gewande entgegen, so daß sie nicht bloß als die älteste, sondern auch als eine der vorzüglichsten Repräsentantinnen des Zeitungswesens jener Tage doppelt achtenswert war.

4. Die „Wiener Zeitung“ als Staatsorgan.

Die private Ausbeutung der „Wiener Zeitung“ hat im ganzen hundertvierundfünfzig Jahre, das Verhältnis der Familie van Ghelen zu dem Blatte 136 Jahre [41]) gewährt. Es soll nicht geleugnet werden, daß das eigentliche Privilegienverhältnis in der Geschichte dieser Institution, wie für so manch anderes Staatsinstitut (Post, Bahnen) ein für die wirtschaftliche Entwicklung notwendiges Durchgangsstadium bildete. Die Zeit jedoch, wo der Nutzen eines solchen Verhältnisses dessen nachteilige Folgen ausglich, war nun einmal vorbei. Schon vor der Vertragserneuerung im Jahre 1847 machte die niederösterreichische Regierung auf die Nachteile eines an eine bestimmte Familie gebundenen Monopols aufmerksam, welches dem „Vorschreiten mit den Forderungen der Zeit, den Bedürfnissen des Publikums und den Zwecken der Staatsverwaltung“ hinderlich sei, und warnte daher vor allzu bereitwilliger Vertragserneuerung und insbesondere vor langen Vertragsfristen. Seit dem Jahre 1848 wurde in der Tat kein langbefristeter Vertrag mehr geschlossen. Das vom Juli dieses Jahres datierte Übereinkommen reichte bis 31. Dezember 1851. Schon vorher stellte sich jedoch der unaufhaltsame Rückgang in den Vermögensverhältnissen der Verleger heraus. Es kam daher

---

[41]) Die van Ghelen'schen Erben hatten sich in zahlreichen Aktenstücken aus dem XIX. Jahrhundert bemüht, ihre Verhältnis zu der „Wiener Zeitung“ und diese selbst als viel älter hinzustellen. So gaben sie im Jahre 1857 vor, sie wären bereits seit 178 Jahren die Verleger der „Wiener Zeitung“, während diese doch erst seit 1703 besteht. Geradezu eine Legende aber haben sie in einer aus dem Jahre 1835 herrührenden Eingabe um Pachterneuerung erfunden, um das Verdienst der Ghelens nur recht hoch stellen zu können. In dieser Eingabe heißt es, „die Voreltern der Bittsteller seien schon im Jahre 1528 (!) kurz nach der Erfindung der Buchdruckerkunst mit ihrem Vermögen nach Wien gekommen und ihr Urgroßvater habe am 5. September 1678 das erste ausschließliche Privilegium zur Herausgabe der Wienerzeitung (!) von weiland Kaiser Leopold I. erhalten, welches dann auch unterm 25. April 1699 erneuert und vermehrt, in den Jahren 1714 (!) und 1758 (!) bestätigt und auf die Witwe und den ältesten Sohn ausgedehnt, im Jahre 1761 aber wegen unterbliebener Bestätigung (!) als erloschen betrachtet und sonach den Ghelen'schen Erben der Verlag dieser Zeitung vom Jahre 1769 an auf 16 Jahre (!) überlassen worden sei“. In dieser Darstellung ist, wie man durch einen Vergleich mit unserer streng aktenmäßigen Schilderung des Verhältnisses ersehen kann, auch nicht ein einziger Zug richtig. Und zwar kann diese Unrichtigkeit nicht auf Irrtum beruhen, da die Bittsteller im Jahre 1835 auch behaupten, im Besitze einer vollständigen Sammlung von „140 Jahrgängen“ der „Wiener Zeitung“ zu sein, was einfach eine Unmöglichkeit war. Wir führen dieses Detail deshalb an, weil der diese Angaben enthaltende Vortrag der Hofkammer, welcher offenbar den älteren Historikern, die sich mit der Geschichte der „Wiener Zeitung“ befaßten, vorlag, die Quelle der vielfachen Irrtümer wurde, die über den Ursprung des Amtsorganes verbreitet sind. Eine richtige Angabe darüber findet sich in Kaltenbaecks Vaterländischen Denkwürdigkeiten: Austria, Österr. Universalkalender für das Jahr 1853, S. 30.

nicht mehr zu neuen Verträgen, sondern bloß zu einfachen Verlängerungen des Vertrags auf kurze Zeit hinaus, zu einer Art Provisorium. Die innere Reorganisation der Staatsverwaltung, welche die eigentliche historische Mission der damaligen Regierung war, konnte selbstverständlich auch an einer Frage wie die der offiziellen Zeitung nicht achtlos vorübergehen. Aber es gab vor allem größere und wichtigere Probleme zu lösen und deshalb wurde die Angelegenheit der „Wiener Zeitung" einstweilen durch eine Reihe von Provisorien erledigt.

Schon am 7. Oktober 1850 mußte den Verlegern der Zeitung mit Rücksicht auf ihre bedrängten Verhältnisse der vertragsmäßig ausbedungene Pachtschilling auf 38.000 Gulden herabgemindert und außerdem eine Reihe weitgehender Erleichterungen gewährt werden. Das Ärar verzichtete auf die Beteiligung am Ertrage des Abendblattes, gewährte der Zeitung die Stempelfreiheit, Erhöhung des Pränumerationspreises, leider auch Beschränkung des kostspieligen Feuilletons u. s. w. Allein als der Zeitpunkt des Vertragsabschlusses heranrückte, zeigte sich, daß die Pächter den Bedingungen, an welche man jene Zugeständnisse geknüpft hatte, nicht nachgekommen waren. Es verblieb vielmehr ein Rückstand vom Pachtschilling in der Höhe von 16.000 Gulden. Es wurde daher kein neuer Vertrag geschlossen, sondern der bisherige Kontrakt unter Zugestehung neuerlicher Erleichterungen und besonders eines namhaften Pachtnachlasses (von 38.000 auf 36.500 Gulden) auf ein Jahr, d. i. also bis Ende Dezember 1852 verlängert.

Vor Ablauf dieser Frist stellten die Ghelen'schen Erben, die inzwischen immer tiefer verschuldet waren, eine Reihe von Wünschen als unerläßliche Voraussetzung für ihre Sanierung hin. Unter diesen spielte neben der Forderung nach Herabminderung des Pachtschillings auf 32.000 Gulden das Verlangen auf Wiederherstellung des alten Inseratenmonopols die wichtigste Rolle. Außerdem verlangte man die Wiederherstellung des alten vormärzlichen Verhältnisses in bezug auf die Redaktion, aber auch die Wiederherstellung des alten Nachrichtenmonopols; die telegraphischen Depeschen der Regierung sollten den anderen Blättern nicht mitgeteilt werden, der Inhalt des Amtsblattes solle von anderen Zeitungen weder dem ganzen Umfange nach, noch auszugsweise nachgedruckt werden dürfen, den lithographierten Korrespondenzen sollte das Handwerk gelegt werden. Wenn dies die Voraussetzungen der Sanierung waren, dann war damit die Unmöglichkeit einer solchen Sanierung bewiesen. Gleichwohl wurde ein aus Delegierten der Ministerien des Innern, der Finanzen und der Polizeibehörde zusammengesetztes Komitee mit dem Studium der Frage betraut, unter welchen Modalitäten den Ghelen'schen Erben der Verlag der „Wiener Zeitung" weiter zu belassen wäre. Das Komitee ging natürlich auf die unzeitgemäßen und unzweckmäßigen Vorschläge der Verleger, die nach der Überzeugung der Regierung mit der Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande der Journalistik unvereinbar waren, nicht ein und lehnte es insbesondere ab, daß von dem seit 1848 geschaffenen Verhältnisse der Redaktion zur Staatsverwaltung etwas rückgängig gemacht werde. Dagegen sollte die Priorität der „Wiener Zeitung" auf gewisse amtliche Publikationen nachdrücklich geschützt und die Konkurrenz, welche die Verordnungsblätter einzelner Ministerien dem offiziellen Organe machten, hintangehalten werden. Insbesondere wurde ein an die Privatblätter zu erlassendes Verbot beschlossen, wonach denselben untersagt sein sollte, die Gegenstände offizieller Veröffentlichung vorzeitig und vor

der „Wiener Zeitung“ bekannt zu machen. Um dem Blatte mehr das Interesse des Publikums zuzuwenden, sollten ihm die Nachrichten ohne Verzug zugemittelt werden. Außerdem sollte vom 1. Jänner 1852 an eine täglich erscheinende, gesondert beziehbare Beilage zur „Wiener Zeitung“, das „Lokalblatt“ erscheinen, welches einen Teil der kleinen Chronik aus dem Hauptblatte herübernehmen und außerdem das Verzeichnis der Angekommenen und Abgereisten, der Verstorbenen, der meteorologischen Beobachtungen, die Kurse, kleine Notizen, wie lokale Vorfälle u. s. w. enthalten sollte. Endlich sollte an Stelle des jeden Samstag erscheinenden literarischen Beiblattes zum Hauptblatte fortan ein wöchentlich einmal erscheinendes „Kunst- und Literaturblatt“ gesetzt werden. Im übrigen beantragte das Sanierungskomitee, den Pachtvertrag von 1848 unter Herabminderung des Pachtschillings auf 33.500 Gulden für weitere drei Jahre, d. i. bis Ende 1855, zu verlängern.

Allein so wohlgemeint die von dem Komitee vorgeschlagenen Mittel waren, der finanzielle Ruin der Ghelen'schen Erben war durch so kleine Palliativmittel nicht aufzuhalten. Das „Lokalblatt“ erschien gerade ein Jahr und wurde dann wieder aufgelassen. Die Herausgabe der Zeitung in Gestalt dreier selbständiger Blätter mußte, besonders bei dem technischen Apparat, welcher damals einer Zeitungsdruckerei zur Verfügung stand, nur die Druck- und Verwaltungsregie vermehren, statt sie zu vermindern. Die Verleger sanken immer tiefer in Schulden. Am 27. November 1855 wurde der Vertrag auf ein Jahr und am 26. November 1856 auf ein weiteres Jahr verlängert [42]).

---

[42]) Im nachstehenden geben wir eine Übersicht der Verträge, welche mit der Firma v. Ghelen, resp. Edlen v. Ghelen'schen Erben geschlossen wurden:

			jährlicher Pachtschilling:	
Vertrag von 1721	auf	3 Jahre	3333 Gulden	
„ „ 1724	„	3 „	4000 „	
„ „ 1728	„	5 „	4000 „	
„ „ 1735	„	3 „	3100 „	
Privileg für J. P. v. Ghelen und dessen Sohn auf Lebenszeit verliehen 1760			3100 Gulden	
Vertrag von 1760	auf	10 Jahre	3100 „	
„ „ 1768	„	10 „	3100 „	
verlängert 1774	„	2 „	3100 „	
Vertrag von 1775	„	12 „	9210 „	
„ „ 1787	„	12 „	17200 „	
„ „ 1799	„	12 „	18000 „	
„ „ 1812	„	6 „	26050 „	1)
„ „ 1817	„	6 „	19050 „	2)
„ „ 1823	„	12 „	20000 „	
„ „ 1835	„	12 „	21000 „	
„ „ 1847	„	10 „	32000 „	
„ „ 1848	„	3 „	42000 „	3)
verlängert 1851	„	1 „	36500 „	
„ 1852	„	3 „	33500 „	
„ 1855	„	1 „	28000 „	
„ 1856	„	1 „	28000 „	

1) In Obligationen. 2) In Metallgeld. 3) Herabgemindert 1850 auf 38.000 Gulden.

Aber der einzige Erfolg aller inzwischen gemachten Sanierungsversuche war ein negativer. Die Verleger waren im Jahre 1857 der Staatsverwaltung gegenüber bereits mit einer Summe von 52.625 Gulden im Rückstand und der Ruin war unaufhaltsam.

Wenn wir nach den Gründen forschen, weshalb die „Wiener Zeitung" nun auf einmal ihren Verleger nicht mehr ernähren konnte, so müssen wir zunächst diesen Verleger selbst näher ansehen. Die Ghelen'schen Erben waren damals 11 zu einer Handelsgesellschaft vereinte Personen, von denen die meisten wieder Familien zu ernähren hatten. Die Ghelen waren einst durch die Zeitung reich und angesehen, eine der stolzesten Patrizierfamilien Österreichs geworden, aber einen ganzen Clan zu ernähren, dazu war das offizielle Organ der Staatsregierung weder befähigt noch berufen. Daß die „Wiener Zeitung" in den letzten Jahren seit 1848 im Ertrage zurückgegangen war, läßt sich nicht leugnen und geht aus folgender authentischer Zusammenstellung hervor:

Jahr	Abonnement					Inserate. Ertrag in Gulden KM.
	Morgenblatt		Abendblatt		Gesamtertrag der eingehobenen Abonnements	
	Abonnenten	Ertrag in Gulden KM.	Abonnenten	Ertrag in Gulden KM.		
1848	7751	110.064	6193	37.158	147.222	59.924
1849	6113	90.574	4825	38.800	129.374	62.505
1850	5509	81.625	3434	27.472	109.097	58.880
1851	5391	79.068	3141	18.846	97.914	59.693
1852	5004	80.064	2829	16.974	97.038	58.626
1853	5096	71.344	2922	17.532	88.876	61.081
1854	4809	67.326	3074	18.282	85.608	54.196
1855	4533	63.462	2869	17.214	80.676	56.400
1856	4350	60.900	2762	16.572	77.472	59.319

Diese Ziffern sprechen allerdings für einen Rückgang. Aber dieser Rückgang kann ebenso gut die Wirkung als die Ursache der finanziellen Verlegenheiten des Verlegers sein. Die journalistische Qualität des Blattes war um jene Zeit besser als je vorher und hielt, wie bereits erwähnt, einen Vergleich mit den gleichzeitigen privaten Zeitungsunternehmen sehr gut aus. Auch an dem geschäftlichen Minderertrag war nicht die Konkurrenz der anderen Blätter schuld. Von dem Ertrage der Inseratensteuer im Verwaltungsjahre 1852 per 18.240 Gulden entfielen auf die „Wiener Zeitung" immer noch 7878 Gulden, d. h. 43 Prozent oder annähernd ebenso viel, als auf alle übrigen Blätter zusammengenommen. Von den Wiener Tagesblättern weisen nur die „Presse" mit etwas über 10 Prozent und das „Fremdenblatt" mit

30 Prozent der gesamten Inseratensteuer ein nennenswertes Erträgnis auf. Bei dem enormen Aufschwung, den der geschäftliche Verkehr aber gerade damals nahm, wird wohl niemand im Ernste behaupten, der Zuwachs der anderen Zeitungen an Inseraten hätte eine Abnahme des Erträgnisses bei der „Wiener Zeitung" zur Folge haben müssen. Man wird weit eher den offenkundigen Geschäftsrückgang des Blattes auf die Verwaltung selbst, die zuletzt in den Händen des Michael v. Rambach, eines Urenkels Johann Peter van Ghelens ruhte, zurückführen müssen. Es war also hohe Zeit, daß diesem längst überlebten und innerlich hinfälligen Verhältnisse ein Ende gemacht werde.

Schon vor Ablauf der Vertragsfrist im Jahre 1855 beschäftigte sich die Regierung ernst und eingehend mit der Zukunft der „Wiener Zeitung". Es wurde ein Komitee gebildet, welches die künftige Einrichtung und Ausgestaltung des Blattes zum Gegenstande eingehenden Studiums machen sollte. Das Komitee, dem von Seite des Ministeriums des Innern Sektionschef Altgraf Salm-Reifferscheid und Sektionsrat Bernhard v. Meyer, seitens des Polizeiministeriums Hofrat Lewinsky und als Vertreter des Finanzministeriums Baron Schlechta angehörte, griff die Angelegenheit sehr eifrig an, und besonders Bernhard Meyer war lebhaft bemüht, die „Wiener Zeitung" zu einem publizistischen Organ auszugestalten, welches in der Lage wäre, die öffentliche Meinung im Sinne der Regierungspolitik zu bestimmen. Neben dieser Idee einer aktiven Preßpolitik durch das Staatsorgan sah das Meyer'sche Projekt eine qualitative Hebung des Unternehmens und vor allem auch die Übernahme des Verlages (d. i. der Verwaltung) in die eigene Regie des Staates vor, so daß nach Ablauf des Vertrages mit den Ghelen'schen Erben nur noch bezüglich des Druckes mit einer Firma zu unterhandeln gewesen wäre. Baron Schlechta machte schon damals aufmerksam, daß in diesem Falle die k. k. Hof- und Staatsdruckerei am berufensten sei, den Druck zu übernehmen. Das Komitee schloß sich in seiner Mehrheit dem Meyer'schen Projekte an, hielt jedoch nicht dafür, daß die großgedachte Aktion überstürzt werden sollte. Es wurde vielmehr die provisorische Verlängerung des Pachtes auf ein weiteres Jahr empfohlen; das neue Verhältnis zu dem Pächter sollte erst mit der Neugestaltung der Zeitung selbst definitiv geregelt werden.

Allein der Minister des Innern schien ebenso, wie alle seine Vorgänger, abgeneigt, die alte, bewährte Tradition der „Wiener Zeitung" aufzugeben und die von Meyer empfohlene Bahn der aktiven publizistischen Ausnutzung des Staatsorganes zu betreten. Im Jahre 1856 ist es ganz still geworden um das große Reformprojekt, und das Komitee selbst spricht nicht mehr von einer Neugestaltung, sondern nur noch von einer „bloßen Erweiterung der „Wiener Zeitung" auf ihren dermaligen Grundlagen". Im November 1856 wurde, wie erwähnt, der Vertrag auf ein weiteres Jahr verlängert, und im Jahre 1857 schritt man sogar zu einer Konkurrenzausschreibung, um das Pachtverhältnis neuerlich für mehrere Jahre zu regeln. So nahe man also bereits der Übernahme in eigene Regie gewesen, so wenig dachte man doch gerade 1857 daran, und die notgedrungene Übernahme kam der Staatsverwaltung ganz überraschend. Die Konkurrenz blieb erfolglos. Außer den Ghelen'schen Erben hatte sich nur noch ein einziger Mitbewerber, der Drucker K. v. Winiker eingestellt. Dieser aber hatte bald seine Offerte wieder zurückgezogen, so daß die Ghelen'schen Erben als einzige Bewerber erschienen. Deren Vermögensverhältnisse hatten sich aber inzwischen

unheilbar verschlechtert, so daß trotz ihres Andrängens von einer Erneuerung des Verhältnisses nicht mehr die Rede sein konnte. Um das Erscheinen der „Wiener Zeitung" zu sichern, wurde vielmehr über Auftrag des Ministeriums des Innern Druck und Verwaltung der Zeitung der k. k. Hof- und Staatsdruckerei übertragen; über die Pächter jedoch, welche ihren Verpflichtungen gegenüber der Staatsverwaltung nicht nachkommen konnten, wurde im Auftrage der Regierung von der Finanzprokuratur unterm 2. September 1857 die politisch-administrative Sequestration verhängt. Ein Teil der Schuld erschien durch die Kaution gedeckt, ein Teil wurde im Gnadenwege den gänzlich verarmten Familienmitgliedern nachgelassen; ja es wurde diesen sogar eine Summe als „Sustentationsbeitrag" vom Staate bewilligt. So tief gesunken war eine Familie, die durch fast anderthalbhundert Jahre im Besitze eines der einträglichsten Privilegien gestanden.

Die „Wiener Zeitung" vom 17. Dezember 1857 enthielt eine Pränumerationseinladung für den Jahrgang 1858, in welcher es heißt: „Vom 1. Jänner 1858 an erscheint die „Wiener Zeitung" in verändertem Verlage und mit veränderter Pränumeration. Die hohe Staatsverwaltung hat nunmehr Druck und Verlag der Zeitung an die k. k. Hof- und Staatsdruckerei übertragen und dafür gesorgt, daß das Unternehmen unter möglichst günstigen Verhältnissen sich kräftig heben und seine einflußreiche Wirksamkeit erweitern und erhöhen könne. Es ist Sorge getragen, daß dieses älteste aller Blätter der Haupt- und Residenzstadt Wien und des Kaiserstaates allen Bedingungen seiner Stellung und seines Charakters stets entspreche, von nun an in seinem Inhalte reicher, mannigfaltiger und anziehender werde. Zu diesem Ende sind ausgezeichnete Mitarbeiter des In- und Auslandes gewonnen, welche ihre geistigen Kräfte mit Liebe und Sorgfalt unserem neu emporstrebenden Institute widmen werden."

Es war dies die letzte Nummer der „Wiener Zeitung", welche das Impressum der Firma „Edlen v. Ghelen'sche Erben" führt; schon das Abendblatt vom 17. Dezember trug den Vermerk: „Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei". Indeß auch dieses Verhältnis sollte noch ein Provisorium bedeuten. Bei der damaligen technischen und administrativen Einrichtung der k. k. Hof- und Staatsdruckerei war für diese die so plötzlich und unerwarteterweise übernommene Aufgabe eine allzu schwere Last. Obwohl die Verwaltung des Blattes, die in den Händen Auer v. Welsbachs lag, glänzende Erfolge hatte und schon nach zwei Jahren (1858 und 1859) den ansehnlichen Überschuß von 67.883 Gulden aufweisen konnte, dachte man doch bereits zu Beginn des Jahres 1860 an die Enthebung der Staatsdruckerei von Druck und Verwaltung der Zeitung und an die Gründung einer eigenen Druckerei und einer selbständigen Administration der „Wiener Zeitung". Die ministerielle Zustimmung hiezu erfolgte im Oktober, und schon am 3. November 1860 trug die Zeitung das Impressum: „Druckerei der k. k. Wiener Zeitung". Mit der geschäftlichen Leitung des Unternehmens wurde Dr. A. Beck betraut.

Mit diesen Einrichtungen erscheint die Umwandlung des ursprünglichen Privatunternehmens in ein Institut der Staatsverwaltung auch im Hinblicke auf die technische und kommerzielle Seite zu einem vorläufigen Abschlusse gelangt.

Versuchen wir in einem kurzen Rückblick die Entwicklungsbahn, welche die „Wiener Zeitung" durchlaufen hatte, in ihren Hauptzügen zu überschauen.

Die erste Entwicklungsphase reicht von der Gründung im Jahre 1703 bis zur Vertragserneuerung im Jahre 1812. In diesem Zeitabschnitte war die Zeitung ein rein privatwirtschaftliches Unternehmen der Verleger. Abgesehen von der Zensur, stand es mit der Staatsverwaltung nur insoferne in Beziehung, als es sich von derselben vertragsmäßig gegen Entgelt ein zweifaches Monopol sicherte, und zwar 1. ein Monopol der Nachrichten, insoferne gewisse, Hof- und Staatsangelegenheiten betreffende Nachrichten nur dem „Wiennerischen Diarium" respektive der „Wiener Zeitung" zur Publikation überlassen wurden; 2. ein Monopol im Insertionswesen, insoferne ein anderes Wiener Blatt geschäftliche Ankündigungen gegen Entgelt nicht veröffentlichen durfte. Die Zensur, unter welcher die „Wiener Zeitung" während der ganzen Zeit, also auch in der Ära des josefinischen Preßgesetzes, stand, sollte hauptsächlich verhindern, daß durch die „Wiener Zeitung" unpassende oder falsche Nachrichten verbreitet würden. Die im Volksmunde übliche Bezeichnung der „Wiener Zeitung" als Hof- und Staatszeitung wurde in jener Epoche von den maßgebenden Kreisen grundsätzlich und entschiedenst abgelehnt.

Eine zweite Epoche, die wir als den Übergang vom reinen Privatunternehmen zum offiziellen Organ bezeichnet haben, beginnt mit dem Vertrage von 1812 und findet im Jahre 1848 einen teilweisen, im Jahre 1857 den endgiltigen Abschluß. Äußerlich und formell trat 1812 in dem bisherigen Vertragsverhältnisse der „Wiener Zeitung" zur Staatsverwaltung eine Änderung nicht ein, indem die Zeitung nach wie vor als ein Privatunternehmen betrieben wurde. Auch die Redaktion blieb Sache der Verleger. Allein materiell wurde das Verhältnis insofern ein anderes, als sich nunmehr der Staat dieses Privatunternehmens zur Besorgung von spezifischen Interessen der öffentlichen Verwaltung bediente. War früher die Staatsverwaltung an dem Unternehmen nur geschäftlich und privatwirtschaftlich beteiligt, so suchte sie jetzt durch dasselbe das öffentliche Interesse an authentischer Publizität gewisser Akte und Tatsachen zu verwirklichen. Dies geschah dadurch, daß ein bestimmter Teil der Zeitung ausdrücklich als „Amtsblatt" bezeichnet und bezüglich einer Reihe von Angelegenheiten festgesetzt wurde, daß sie in dem Amtsblatte Aufnahme finden müßten. Außerdem wurde, um die Einhaltung der diesbezüglich getroffenen Anordnungen in erhöhtem Maße sicherzustellen, die Bestellung des leitenden Redakteurs des Blattes von der Bestätigung der Staatskanzlei abhängig gemacht. Die Kontrolle über die Redaktion wurde wie früher durch eine strenge — sogar mehrfache — Zensur der obersten Amtsstellen ausgeübt.

Mit dem Jahre 1848 wurde die dritte und jüngste Epoche eingeleitet. In diesem Jahre erfuhr das Verhältnis die wesentliche Umwandlung, daß nunmehr die Redaktion der Regierung (zunächst dem Ministerium des Innern, dann von 1859—1862 dem Polizeiministerium) unterstellt und daß der leitende Redakteur nicht mehr wie früher als ein Angestellter der Geschäftsfirma einfach amtlich bestätigt, sondern geradenwegs von der Regierung bestellt und besoldet wurde. Die alte privatgeschäftliche Grundlage blickte freilich durch das neue Verhältnis noch immer etwas durch, insoferne anfangs die Beistellung und Zusammenstellung des Redaktionsbureaus noch zu einer persönlichen Angelegenheit des leitenden Redakteurs gemacht wurde. Durch die Sequestration der Ghelen'schen Erben (1857) endlich gingen auch die technischen und kommerziellen Funktionen des Blattes in staatlichen Betrieb und staatliche Verwaltung über. Aber auch hier verschwand,

wie bei allen natürlichen Evolutionen, der frühere und eben überwundene Charakter nicht so plötzlich und mit einem Schlage. Zunächst erscheint bloß ein einziger Staatsbeamter, der Direktor der „Wiener Zeitung“, als der Repräsentant des neuen Unternehmers einer uralten Sache, die ihre innere Struktur, wie sie dieselbe von den ehemaligen Verlegern bekommen hatte, vorläufig noch beibehielt.

Ende 1859 wurde die redaktionelle Oberleitung der „Wiener Zeitung“ aus dem Präsidialbureau des Ministeriums des Innern ausgeschieden und mit der Preßleitung im Polizeiministerium vereinigt. Von 1862 bis Anfang 1867 war sie dem Staatsministerium übertragen. Im März 1867 kam sie mit der Preßleitung an das Ministerratspräsidium, bei dem sie, abgesehen von der kurzen Unterbrechung, da die Oberleitung der amtlichen Zeitungen vom Preßdepartement der Reichskanzlei besorgt wurde, bis heute verblieb.

Der leitende Redakteur der „Wiener Zeitung“, sowie dessen Stellvertreter ist jetzt k. k. Staatsbeamter, während die übrigen Mitglieder der Redaktion über Ermächtigung der vorgesetzten Behörde mittels Dienstvertrag angestellt werden. Die Geldgebarung wurde der Redaktion schon 1858 abgenommen. Der Dienst in Comptoir, Expedition und Druckerei wurde bis zum Jahre 1873 durchaus von Personen besorgt, denen die Eigenschaft von Staatsdienern nicht zustand und nur in einzelnen persönlichen Fällen durch kaiserliche Gnade verliehen wurde. Erst infolge der Pensionsgesetze vom 15. April 1873 wurde auch zur Systemisierung von Beamtenstellen in Comptoir, der Druckerei und Expedition der „Wiener Zeitung“ geschritten. Durch kaiserliche Entschließung vom 28. Juni 1873 wurden die Stellen eines Comptoirleiters, eines Buchhalters und zweier Comptoiristen, dann für die Druckerei eines Druckereileiters und eines Korrektors systemisiert und endlich für alle Teile des Institutes Amtsdiener bestellt.

Der Übernahme der „Wiener Zeitung“ in die eigene Regie des Staates folgte ein schöner journalistischer Aufschwung des Blattes. Was die Regierung im Jahre 1857 versprochen hatte, die „Wiener Zeitung“ in ihrem Inhalte reicher, mannigfaltiger und anziehender zu gestalten und dafür zu sorgen, daß das Blatt allen Bedingungen seiner Stellung und seines Charakters entspreche, das machten sich auch die nachfolgenden Regierungen, besonders die Schmerlings, zur ernsten Aufgabe. Und es war der Augenblick dazu um so günstiger, als die neue Ära in der „Wiener Zeitung“ auch mit einer neuen Ära im öffentlichen Leben Österreichs und mit einer Ära größerer publizistischer Bewegungsfreiheit, also mit einer Epoche des journalistischen Aufschwungs im allgemeinen zusammenfiel. Das lebhafte Interesse, welches damals die Öffentlichkeit der Presse überhaupt schenkte, ward auch dem stets etwas abseits von dem großen Heerweg der Tagespresse stehenden offiziellen Organ nicht vorenthalten, und die lebendige Kraft, welche von diesem Kontakt ausgelöst wurde, läßt sich noch heute in den Spalten der „Wiener Zeitung“ erkennen.

Man darf wohl sagen, daß jene Epoche die journalistische Blütezeit dieses Nestors unter den Wiener Zeitungen war. Alle Keime, die in den Fünfzigerjahren gelegt worden waren, kamen zu Beginn der Sechziger zu reicher und voller Entwicklung. Die Sitzungsberichte aus den öffentlichen

Vertretungskörpern, die gerade damals von aller Welt förmlich verschlungen wurden, nahmen einen breiten Raum des Hauptblattes ein. Dafür wurde der lokalchronikale Teil abermals (1862) in ein eigenes Blatt, in den „Wiener Tagesbericht" verlegt, der sich größerer publizistischer Freiheit und wohltuender Frische erfreute. Die Rubrik „Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" gelangte zur höchsten Vollendung, das Abendblatt, seit 1863 „Wiener Abendpost" betitelt, zeichnet sich durch den Reichtum interessanter Originalkorrespondenzen und fesselnder Feuilletons aus. Leider verfiel man im Jahre 1863 auf die nicht gerade sehr glückliche Idee, die literarisch-wissenschaftliche Rubrik des Hauptblattes aufzulassen und den Gegenstand in eine eigene Wochenbeilage „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" [43]) zu verlegen, wodurch das Hauptblatt seiner Glanzrubrik beraubt und das Interesse der Leser an der „Wiener Zeitung" selbstverständlich abgeschwächt wurde. Bald wurde auch der „Tagesbericht" wieder aufgelassen und sein Inhalt dem Körper des historischen Blattes wieder einverleibt. Dagegen erscheint seit 1865, wie ehedem im Jahre 1848, das Feuilleton des Hauptblattes wieder unterm Striche.

Die heutige Aufteilung des Stoffes der „Wiener Zeitung" beruht im allgemeinen auf den alten Traditionen und Normen. Das Hauptblatt entspricht dem früheren „historischen" Blatte und zerfällt in einen amtlichen und einen nichtamtlichen Teil, welch letzterer auch die Amtssachen, die sich auf das Land Niederösterreich beziehen, umfaßt. Das ehemalige „Amtsblatt" und „Intelligenzblatt" sind seit dem Jahre 1867 unter dem Titel: „Amtsblatt zur Wiener Zeitung und Zentralanzeiger für Handel und Gewerbe" vereinigt.

Nach dem Abgange des leitenden Redakteurs Dr. Leopold Schweitzer im Jahre 1865 wurde mit der Leitung des Hauptblattes der nachmalige, in der diplomatischen Laufbahn berühmte und verdiente, aber auch als Publizist mit Recht hochgeschätzte E. v. Teschenberg betraut, während als Leiter der „Abendpost" Georg Seuffert bestellt wurde, ein erfahrener Journalist, der schon seit 1848 in der Redaktion der „Wiener Zeitung" tätig und zu Beginn der Sechzigerjahre Leiter der „Donau-Zeitung" gewesen war. Im Jahre 1869 wurde Gironcoli und 1872 der angesehene Wiener Theaterkritiker Friedrich Uhl Chefredakteur der „Wiener Zeitung". Letzterer widmete der „Abendpost" und ihrer inneren Ausbildung größere Aufmerksamkeit und wendete ihr ein allgemeines Interesse besonders dadurch zu, daß er den Inhalt der während des Jahres 1872 als selbständige Beilage der „Wiener Zeitung" erschienenen „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst" in der Form von täglichen wissenschaftlichen Beilagen der „Abendpost" aufteilte. Mit dem 1. Oktober 1880 verschwanden diese Beilagen wieder, wurden aber in allerletzter Zeit in veränderter Form neu eingeführt. Dieselben erscheinen jetzt wöchentlich dreimal nach Fachgruppen (Literatur, Geschichte, bildende Kunst, Musik, Naturwissenschaft, Philosophie, Sozialpolitik und Jurisprudenz) geordnet und bilden eine wertvolle Bereicherung des Abendblattes. Als Hofrat Uhl im Jahre 1900 in den Ruhestand trat, wurde an seine Stelle der Militärschriftsteller Regierungsrat Oskar Teuber berufen, der jedoch schon nach kurzer Amtstätigkeit im folgenden Jahre plötzlich

[43]) Die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" erschien bis Ende 1865.

vom Tode dahingerafft wurde. Sein Nachfolger in der Leitung der „Wiener Zeitung" ist seit September 1901 Regierungsrat Dr. Eugen Guglia.

Hiemit wären wir bei dem Heute angelangt, das dem oberflächlichen Denker gerne als der Schlußpunkt einer Entwicklung erscheint, während das Auge des Historikers in dem Heute die Mutter noch ungezählter und ungeborener Morgen erkennt. Die „Wiener Zeitung" kann heute auf eine zweihundertjährige Tätigkeit zurückblicken. Sie ist nicht bloß der Doyen der Wiener Presse, sie ist die älteste unter den gegenwärtig erscheinenden Zeitungen der Monarchie und gehört zu den ältesten der heute noch bestehenden Zeitungen der Welt überhaupt. An Alter wird sie nur überragt durch die „Magdeburgische Zeitung" (1626 ?)[44]), die „Gazette de France" (1631), die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" (vor 1660), „Leipziger Zeitung" (1660), „London Gazette" (1665), „Augsburger Postzeitung" (1686) und „Edinburgh Gazette" (1699). Die „Wiener Zeitung" ist sonach die achtälteste von allen heute erscheinenden Zeitungen der Welt.

Wer mit unbefangenem Blick das geschilderte Lebensbild unseres journalistischen Jubilars betrachtet, wird zugeben müssen, daß die Entwicklung der „Wiener Zeitung" vielleicht oft lange Jahre hindurch in zögerndem Tempo vor sich ging, aber doch im großen und ganzen, zumal aber in den letzten Dezennien unverkennbar in aufsteigender Richtung sich bewegt. Wer ein richtiges Urteil über diese Institution gewinnen will, wird sich aber vor falschen Anforderungen und falschen Voraussetzungen hüten müssen.

Die eigenartige Stellung, welche die „Wiener Zeitung" zu allen Zeiten einnahm, war gewiß die Hauptursache des auffallend langsamen inneren Fortschrittes, der in der langen Zeit von 1703 bis 1848 gemacht wurde, aber nicht etwa in dem Sinne, daß die konservative Politik jener Zeiten der journalistischen Entwicklung des Blattes ungünstig gewesen wäre. Dies zu behaupten, hieße sich auf einem sehr esoterisch aussehenden Gemeinplatz tummeln. Kaiser Josef II. war der Presse gegenüber nicht konservativ, und doch kam die „Wiener Zeitung" unter ihm nicht um einen Schritt weiter, während der entscheidende Anstoß zur Umwandlung des Blattes in ein offizielles Organ gerade von Metternich ausging, der in der Geschichte als ein konservativer Politiker par excellence dasteht. Für die Entwicklung dieses Blattes waren eben ganz andere Erwägungen und Antriebe maßgeblich als bei anderen Zeitungen, da ja auch die publizistischen Aufgaben der „Wiener Zeitung" ganz andere sind und naturgemäß sein müssen. Es gab Momente, so z. B. als Gentz auf der Höhe seines Einflusses stand, wo der Lebensfaden der „Wiener Zeitung" sehr dünn lief. Gentz war so sehr ein Mann der aktiven Preßpolitik, daß er in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes die alte Staatszeitung für nutz- und wertlos hielt und sie am liebsten dem Untergange geweiht hätte. Aber Metternich wußte sehr genau, daß die

---

[44]) Der Zusammenhang der „Magdeburgischen Zeitung" mit den uralten Zeitungen, welche zu Beginn des XVII. Jahrhunderts in Magdeburg erschienen, ist jedoch nichts mehr als eine ganz unbeweisbare Hypothese. (Vgl. J. O. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse, Leipzig 1879, und Salomon L., Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Oldenburg und Leipzig 1900, 1. Band.)

„Wiener Zeitung" eine Mission habe, die zu erfüllen kein „Oesterreichischer Beobachter" und kein „Wanderer" in der Lage wäre, während andererseits die „Wiener Zeitung" wieder nicht die publizistische Tätigkeit des „Beobachters" übernehmen könnte. Das Gesetz der Arbeitsteilung gilt eben auch auf dem journalistischen Gebiete, und zwar nicht nur in der Weise, daß die Zeitung als solche arbeitsteilig hergestellt wird, sondern hauptsächlich in dem Sinne, daß die Zeitungen selbst nach ihrer Bestimmung verschiedene Typen der Publizistik herausbilden. Die „Wiener Zeitung" war nie das Organ einer politischen Parteimeinung, auch nicht der politischen Meinung der jeweiligen Regierungen. Die österreichischen Staatsmänner haben sich immer ängstlich davon fern gehalten, durch die „Wiener Zeitung" für ihre Politik Stimmung zu machen. Stimmung ist daher in diesem Organe nicht zu finden und also auch nicht zu suchen. Aber dafür hat die „Wiener Zeitung" einen autoritativen und dokumentarischen Charakter, der ihr allein eigen ist, der ihre publizistische Eigenart ausmacht.

Nichts ist vergänglicher von allem vergänglichen Menschenwerk als journalistische Arbeit und journalistischer Ruhm, Zeitungsgröße und Zeitungsleben. „Ephemeriden" hat man ehedem mit Vorliebe die Zeitungen betitelt und Ephemeren sind in der Tat die allermeisten journalistischen Schöpfungen. Auch die Geschichte der Wiener Journalistik hat manche Namen von Zeitungen zu verzeichnen, die, wie die Sonnenfels'schen Wochenschriften, ihrer Zeit Pfadfinder und Fackelträger gewesen, Namen von anderen, deren Worten die europäische Diplomatie gelauscht, und wieder andere, deren bloßer Name schon wie ein Lärmruf wirkte, aus deren Spalten die Sturmglocke läutete, von deren Worten glühende Vaterlandsliebe und kühner Opfermut auf die Menschen ausströmte. All diese Zeitungswesen sind verschwunden, die „Wiener Zeitung" aber lebt weiter, ein rüstiges Stück Altösterreich, eine Chronik, auf deren Blättern mit unparteiischem Griffel eine zweihundertjährige Geschichte unseres geliebten Vaterlandes, die Geschichte seiner Größe, seiner schweren Existenzkämpfe, seiner hohen Kulturmission, seiner unverwüstlichen Völkerkraft eingetragen ist.

Die Entwicklung der journalistischen Technik

in der

Wiener Zeitung.

Von

Dr. Emil Löbl.

In der älteren Zeit des deutschen Preßwesens begegnet man wiederholt einem Worte, das wohl verdient, in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Es ist die Bezeichnung eines Zeitungsunternehmens als „Institut". Cotta nannte mit Vorliebe seine „Allgemeine Zeitung" ein „Institut". Über Adolf Bäuerles „Wiener Allgemeine Theaterzeitung" schrieb Julius Seidlitz, sie bringe leicht hingeworfene Notizen aus dem Reiche der Kunst, Nachrichten aus ganz Deutschland, Paris, London, Petersburg, und zwar eher als jedes andere gleichartige „Institut". Und als Goethe von Friedrich Perthes in Hamburg um seine Mitarbeit beim „Vaterländischen Museum" angegangen wurde, erwiderte er: „Ich muß, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute theilzunehmen . . ." Das Wort sollte, wie bemerkt, wieder aufgegriffen werden. Es liegt darin ein Begriff des Erhaltenden, Zusammenfassenden. Die einzelnen Zeitungsblätter vergehen und verwehen mit dem Tage, und nur zu leicht könnte es dem Bewußtsein entschwinden, daß sie die flüchtigen Erscheinungen eines einheitlichen und dauernden Ganzen sind, eines Ganzen, das durch einen bestimmten politischen Willen, bestimmte wirtschaftliche Anschauungen, bestimmte ästhetische Überzeugungen zusammengehalten und gekennzeichnet ist. Dieses Wesen des Zeitungsunternehmens findet seinen bezeichnenden Ausdruck in jenem Worte. Wenn nun, wie es uns beschieden, ein ehrwürdiges und angesehenes Institut des europäischen Preßwesens an der Schwelle seines dritten Jahrhunderts angelangt ist, dann liegt die Verlockung nahe, an dem Werdegange dieser Einzelerscheinung die Entwicklung des Gesamtinstitutes des Presse abzulesen, an seiner Geschichte die großen Wandlungen der journalistischen Arbeit, die Entwicklung der redaktionellen Technik, die Vervollkommnungen des publizistischen Betriebes zu studieren.

Jede Darstellung des inneren Werdeganges der Presse muß von den beiden großen Funktionen ausgehen, die die Zeitung zu erfüllen hat: einerseits die Tatsachenvermittlung, die Berichterstattung über relevante Zeitereignisse, mit einem Worte der objektive Teil der Preßfunktionen, und andererseits die

Ausübung des kritischen Raisonnements, das Aussprechen persönlichen Urteils, das Vertreten und Propagieren bestimmter Anschauungen, das Subjektive in der Presse. Die ersterwähnte Funktion der Zeitung ist die primäre, sie ist diejenige, aus der das Preßwesen sich entwickelt hat. Der Journalismus verdankt sein Entstehen und sein Emporkommen dem Verlangen des Publikums nach Tatsachenmitteilung, nicht nach Kritik. Schon die altrömischen Acta diurna sind durchwegs referierenden Inhalts, die „Relationen", die „Fliegenden Blätter", die „Avvisi" des XV. Jahrhunderts enthalten ausschließlich Tatsachenmaterial, in Spanien und Portugal [1]) ebenso wie im fernen Japan [2]) sehen wir die Presse aus der nackten Berichterstattung hervorwachsen. Freilich währt es nicht lange, und die Tendenz bemächtigt sich mit Vorliebe des unvergleichlichen propagandistischen Mittels, das im Journalismus gegeben ist, aber immer und immer wieder, bis in die neueste Zeit herein, begegnet man den Versuchen, die Tendenz aus dem journalistischen Betriebe auszuschalten und ihn auf den objektiven Teil seiner Funktionen einzuschränken. Kaspar von Stieler schreibt 1695: „Man lieset die Zeitungen darümb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurteilung der Sachen geschickt werden, sondern daß man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber mit ihren unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern blos das Blat zu erfüllen, ein Senf darüber hermachen, welcher zu nichts anders dienet, als daß man die Naseweisheit derselben verlachet und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirren, wo sie nicht anders als straucheln und versincken können" [3]). In demselben Geiste verspricht der Herausgeber des „Daily Courant" in England (1702), er werde sich auf die Wiedergabe auswärtiger Nachrichten ohne jeglichen Kommentar beschränken, da er von der Voraussetzung ausgehe, daß „andere Leute Verstand genug hätten, sich selbst einen zu machen". Ja noch 1794 erteilt der hochweise Rat zu Köln den dortigen Zeitungsschreibern einen Verweis, weil sie „unerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsschreiber blos zustehenden Geschichtserzählung mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünftelungen und Ausschreitungen hinausgehen" [4]). Auch die phantastischen Baumeister des Zukunftsstaates wollen keine andere als eine bloß referierende Presse bestehen lassen. In dem idealen Staatswesen, das Etienne Cabet in „Voyage en Icarie" (1840) schildert, sind die Redakteure öffentliche Funktionäre, die von ihren Mitbürgern gewählt werden; sie dürfen in ihren Blättern nur Tatsachen mitteilen, aber nicht raisonnieren, weil ja der Journalist ebenso gut wie jeder andere Bürger seine Anschauungen in der Volksversammlung aussprechen könne. In

---

[1]) In Spanien beginnt das Zeitungswesen mit gelegentlich erscheinenden „Relaciones" besonders wichtiger Ereignisse, nicht selten in Form von Romanzen, die von Blinden an den Straßenecken ausgerufen werden (Romances de ciegos); in Portugal bilden die blinden Verkäufer der fliegenden Blätter (papieis noticiosos und folhas volantes) eine privilegierte Korporation.

[2]) In Japan zog der Yomi-uri, der öffentliche Ausrufer, von Haus zu Haus und verkündete für geringes Entgelt die jüngsten Ereignisse, einen Mord, einen Diebstahl ꝛc. (Näheres bei Tébla, Le Journalisme japonais in „La Revue" Nr. 4, 1901.)

[3]) Vgl. Robert Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus.

[4]) Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Band II.

Ikarien gibt es nur ein einziges großes Journal, die „Nationalzeitung", im übrigen Provinzial- und Kommunalblätter, welche alle offiziellen Charakters sind und nichts als Tatsachen, Verordnungen, Statistisches u. dgl. enthalten, denn „Preßfreiheit sei nur da notwendig, wo eine schlechte Verfassung Mißbräuche begünstigt, nicht aber im Lande der Freiheit" ..... Ins Endlose ließe sich die Zahl solcher Dokumente des Widerstrebens gegen den Subjektivismus in der Presse vermehren. Freilich, genützt hat es nichts. Neben dem Tatsachenbericht haben sich Kritik und Raisonnement ihre gleichberechtigte Stelle im Journalismus erobert, jede Betrachtung des Preßwesens muß diese beiden Seiten seiner Wirksamkeit ins Auge fassen, und eine historische Darstellung des Journalismus, auch wenn sie an der Geschichte eines einzelnen Zeitungsunternehmens entwickelt wird, wäre mangelhaft, ließe sie eine der beiden Seiten außeracht.

Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß eine Zeitung, die mit amtlichem Charakter ausgestattet ist, nach beiden Richtungen hin nicht vollkommene Aufschlüsse gewähren kann. Einer offiziellen Zeitung sind Schranken gezogen, die sich aus der Natur ihrer Aufgabe ergeben. Das Tatsachenmateriale darf nur aus untrüglichen Quellen geschöpft werden, das Tätigkeitsgebiet des privaten Informationsdienstes muß großenteils den Zeitungen ohne amtlichen Charakter überlassen bleiben. Noch engere Grenzen sind der offiziellen Zeitung in der subjektivistischen Funktion gezogen, und wer etwa den Entwicklungsgang der Praxis politischer Angriffe und Polemiken studieren will, wird selbstverständlich ein anderes Studienobjekt wählen müssen. Trotz alledem spiegelt im großen und ganzen auch die Geschichte des Amtsblattes die Entwicklung der Presse wider, weil auch hier die Wandlungen und Vervollkommnungen des journalistischen Betriebes in die Erscheinung treten. Die großen, entscheidenden Tatsachen in der Entwicklung des Nachrichtendienstes, insbesondere die Ausbildung der technischen Hilfsmittel, die Entstehung der offiziellen Telegraphenagenturen u. s. w. treten auch in der offiziellen Presse zutage, und für viele Arten individueller Meinungsäußerung ergibt sich auch in der Geschichte unseres Blattes so häufig Gelegenheit, daß sie einen tauglichen Maßstab für die Entwicklung der journalistischen Formgebung liefert. —

Die Presse jedes Volkes und Staatswesens ist stets der treue Ausdruck des allgemeinen Standes der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung. Die Presse führt kein Sonderdasein, sie ist ein Zweig der allgemeinen literarischen Produktion und wie diese den Gesetzen ihrer Zeit unterworfen. Darum läßt sich aus dem Studium des Preßwesens entlegener Zeiten niemals ein neues und völlig überraschendes Geschichtsbild gewinnen, sondern stets nur eine nähere Ergänzung, schärfere Charakterisierung und feinere Detaillierung des allgemeinen Porträts der Kulturperiode.

Wenn sich aus der folgenden Darstellung das Bild einer konservativen und vielfach gehemmten Entwicklung ergibt, so ist dies keine vereinzelte Erscheinung. Die österreichische und die deutsche, ja die gesamte festländische Presse zeigt eben überhaupt langsamere Fortschritte als etwa der englische Journalismus. Fassen wir nur den Informationsdienst ins Auge. Der Engländer, der schon frühzeitig seine politischen und kommerziellen Interessen auf dem ganzen Erdenrund wahrzunehmen hatte, forderte von seiner Zeitung eine tunlichst rasche und verläßliche Berichterstattung, und darum sehen wir schon lange vor der Ära der Eisenbahnen und des elektrischen Telegraphen die großen englischen Blätter

gewaltige Anstrengungen machen, um die Konkurrenten in der Fixigkeit des Nachrichtendienstes zu übertreffen. Die „Times" zahlten ihrem Kurier 2000 Franken für jede Reise von Marseille nach Calais, die in 66 1/2 Stunden zurückgelegt sein mußte, und überdies eine Prämie von 50 Francs für jede ersparte Stunde, dies alles nur zu dem Zwecke, um eine gedrängte Übersicht über die Meldungen der letzten indischen Post ein paar Stunden früher zu erhalten, als die Post selbst in London eintraf [5]). Die großen New-Yorker Blätter sendeten, um die europäische Post rascher zu bekommen, eigene Schnellsegler nach Halifax, wo damals die Schiffe aus Europa anlegten. Oder ein Faktum aus neueren Tagen: Während der letzten großen Wirren in Argentinien gaben die „Times" an zwei Tagen 37.500 Francs für Depeschen aus. Das war so gekommen: Kurz vor dem Ausbruche der Revolution hatte der argentinische Korrespondent des Blattes, um Kosten zu sparen, eine gekürzte Nachricht im Telegrammstil gesendet, die schlecht gekabelt wurde und in London verstümmelt ankam. Londoner Spekulanten wurden durch die entstellte Depesche irregeführt und beklagten sich darüber bei dem Eigentümer der „Times". „In Zukunft", telegraphierte nunmehr der Chefredakteur an den Korrespondenten, „senden Sie vollständige Sätze, in gutem Englisch und mit der kompletten Interpunktion!" Kaum war das geschehen, so brach die Revolution los und es gab viel wichtiges zu melden — mit der kompletten Interpunktion. Facit: 37.500 Francs Telegrammgebühren an zwei Tagen [6]). Hier sieht man an einem Schulfalle, wie sich die großartigen Aufwendungen des publizistischen Betriebes mit innerer Notwendigkeit aus den weltumspannenden Handelsbeziehungen der englischen Nation ergeben. — Auch der Parlamentarismus trug dazu bei, der englischen Presse einen weiten Vorsprung gegenüber der kontinentalen zu sichern. Das Verlangen des Publikums nach guten Parlamentsberichten war ein mächtiger Antrieb zur Ausbildung des Reporterdienstes. Lange Jahre widersetzte sich bekanntlich das englische Parlament einer Veröffentlichung seiner Verhandlungen, und jeder Zuwiderhandelnde war ernsten Gefahren ausgesetzt [7]). In diesem Kampfe zwischen den Bedürfnissen der Presse und dem eifersüchtig gehüteten Privilegium des Parlaments schärften sich alle Finessen und Techniken des Reportertums. Der Gentleman, der dort so harmlos auf der Galerie saß, machte sich in der Hosentasche auf einem Stückchen Papier seine Notizen über den Gang der Debatte, den er später mit Zuhilfenahme seines guten Gedächtnisses und seiner — Erfindungsgabe rekonstruierte. Mancher Parlamentarier konnte dann in der

---

[5]) Cucheval Clarigny, Histoire de la presse en Angleterre et aux Etats-unis.

[6]) Pierre Mille in den „Questions Diplomatiques et Coloniales". 1901, Nr. 97.

[7]) Der an ernsten und ergötzlichen Zwischenfällen reiche Kampf kam erst unter Georg III. zum Stillstande, als die „London Evening Post" und andere Zeitungen sich einfach über das Verbot hinwegsetzten, vollständige Parlamentsberichte veröffentlichten und als die auf Befehl des Parlaments verhafteten Herausgeber durch richterliches Erkenntnis wieder in Freiheit gesetzt wurden. Bis dahin gebrauchten die Zeitungen allerlei Finten, um das Verbot zu umgehen, so verlegte man die Debatten in irgend ein utopisches Zauberland, oder man führte die Redner nur mit den Anfangs- und Endbuchstaben ihrer Namen an. In den alten Jahrgängen unserer Zeitung findet man denn auch Londoner Parlamentsberichte, worin als Redner ein Lord M . . . . . y oder ein Oberst N . . . . . gh erscheinen.

Zeitung seine herrliche Rede lesen, von der nur ein paar Gedanken sein Eigentum waren, während alles übrige der findige Berichterstatter hinzugetan hatte. Als endlich der Widerstand des Parlaments gebrochen war, überboten einander die Blätter in den eingehendsten und umfassendsten Sitzungsprotokollen. Aber jetzt trat an die Zeitungen eine andere, höhere und feinere Aufgabe heran. Das ungeheure parlamentarische Material drohte dem Leser über den Kopf zu wachsen. Nun handelte sichs darum, ihn durch einen gedrängten Auszug zu unterrichten, der sachlich erschöpfend und zugleich mit Grazie und Eleganz geschrieben war; dazu brauchte es Publizisten von ebenso viel Geschmack wie Sachkenntnis. Herr Walter, der Eigentümer der „Times", war es, der in den Dreißigerjahren des XIX. Jahrhunderts diese „Resumés" einführte, bei denen der Meister sich in der Beschränkung zeigen mußte, und lange Zeit rühmte man die brillanten Auszüge, deren Verfasser Horace Twiß, ein früherer Abgeordneter, war.

So wirkte das lebhafte politische und kommerzielle Getriebe der Nation vielfach anregend, anspornend und veredelnd auf den englischen Journalismus ein, und die wenigen Andeutungen, die hier gegeben wurden, genügen wohl, um den Satz zu verdeutlichen, der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt wurde: daß die Presse in ihrem jeweiligen Stande nur der getreue Ausdruck jener Stufe der kulturellen Gesamtentwicklung ist, welche die Nation als Ganzes erreicht hat.

* * *

Am 8. August 1703 tritt das „Wiener Diarium" ins Leben. Um den journalistischen Charakter des neuen Unternehmens zu veranschaulichen, sei im folgenden eine Nummer desselben eingehender besprochen, und zwar soll zu diesem Zwecke nicht die erste Nummer des „Diariums" überhaupt, sondern die erste Nummer (44) des folgenden Jahres 1704 herangezogen werden. Zu diesem Zeitpunkte war das Unternehmen bereits in regelmäßigem Gange, die ersten Kinderkrankheiten waren überstanden, und man darf annehmen, daß die Zeitung nach Verlauf von fünf Monaten seit der Gründung bereits ihre Physiognomie fixiert und den bestimmten Charakter gewonnen hat.

Die Nummer 44 umfaßt den 2. bis zum 4. Jänner 1704 und zeigt folgenden Inhalt:

2. Jänner: Einzug des „Venetianischen Pottschafters Ihrer Excellenz Herrn Daniel, dieses Nahmens des dritten, aus dem uhralten Hochadelichen Geschlecht Delphino"; — ein Aufruf des Wiener Stadtrates in Armenangelegenheiten; — Nachrichten vom Kriegsschauplatze; — Vereidigung des Geheimbden Rathes Herrn Georg von Oerdedi.

3. Jänner: Öffentliche Audienz des erwähnten venetianischen Botschafters (samt genealogischen Angaben über ihn und seine Gemahlin); — Nachricht über Kriegsvorkehrungen und den Fortgang der Werbungen; — Nachricht über eine Deputation aus Tirol in Angelegenheit der Landesverteidigung; — Korrespondenz-Mitteilungen, und zwar aus Rom (eine Kardinalsernennung); aus dem kays. Haubtquartier Revere, ferner aus Preßburg, aus Turin und aus Venedig (sämtlich mit Kriegsnachrichten); aus

der Türkei vom 5. Dezembris[8]); aus Leutschau über den Anmarsch der Lubomirski'schen Rebellen; weiter noch aus Passau, Schwaben, vom Maynstrohm, aus dem Haag, aus Lissabonn, vom Weichselstrohm, vom Maaßstrohm und aus Tirol, zumeist mit Kriegs- und politischen Nachrichten. Es folgt dann eine „Lista über die Ankunfft Hoch- und Niedern-Stands-Persohnen", sowie die „Lista der Verstorbenen in- und vor der Stadt".

Das „Diarium" zeigt also den allgemeinen Charakter der Relationen: die ausschließliche Richtung auf das Tatsächliche, das bunte Durcheinander von Berichten und Meldungen. Bemerkenswert ist aber eine stellenweise wahrnehmbare Frische und lebendige Färbung, so wenn die Mitteilung „vom Maynstrohm" mit den Worten anhebt: „Es ist nichts so klein gesponnen, es kombt an die Sonnen, ist ein Sprüch: aber wahres Wort; auch ist dieses nicht unwahr, daß die Frantzosen vor keinen Orth kommen, die kayserl. oder hohen Alliirten angreiffen, sie seyn dann 5. oder 6. Mahl stärcker ...."

Die Korrespondenzen aus dem Auslande zeigen zumeist in ihrer Stilisierung, daß sie Originalberichte weder sind, noch dafür gelten wollen, sondern daß sie aus anderen Quellen geschöpft wurden; sehr häufig sind sie sogar in indirekter Rede gefaßt, so zum Beispiel: „Aus Pohlen vom 25. Dez.: Daß der Graf Leschinsky ein scharffes Verbot publiciren lassen ...." oder „Aus Livorno von dem 19. Dez.: Daß der seeländische Kapper Abraham ein frantzösisches Schiff jüngstens auffgebracht ...." Der Inhalt des „Diariums" bleibt lange Zeit stationär, es wäre denn, daß kleine Bereicherungen, wie etwa die „Lista der Getaufften in und vor der Stadt" hinzutreten. Sehr häufig finden sich Sonderbeilagen, auf die im Texte hingewiesen wird. Sie sind von mannigfachstem Inhalte, meist Kriegsberichte, aber auch Mitteilungen größeren Umfanges, wie etwa über kaiserliche Reisen, Amnestien, peinliche Prozesse, über eine sonderbare und glückverheißende Erscheinung von Fliegen am Grabe des heil. Narzissus zu Girona in Katalonien, ein Verzeichnis der „bei dem Haupt-Cräntzel-Schießen in Ihrer Majestät Kayserl. Favorita-Garten ausgeteilten Gewinnetern" u. v. a. Die redaktionelle Mache und Praxis zeigt naturgemäß nur selten eine individuelle Färbung; die Zeitung ist im wesentlichen eine Materialiensammlung zur Zeitgeschichte, das subjektive Moment ist ausgeschaltet. Auch von einer ausgebildeten Technik der Berichterstattung kann noch keine Rede sein; man bestreitet den Inhalt mit den damals üblichen Hilfsmitteln, aus kaiserlichen Stafetten, offiziellen Berichten vom Kriegsschauplatze, namentlich aber aus ausländischen Zeitungen. Der

---

[8]) Diese Korrespondenz ist von besonderem Interesse, weil sie ganz den Charakter eines inspirierten Entrefilet der Pforten-Regierung trägt; sie lautet im wesentlichen: „Unser neuer Sultan, ohneracht er sehr von den Frantzösisch-Gesinnten, ja von dessen Gesandten selber zu einem Fridens-Bruch gegen den Römischen Kaiser angefrischt werde, will sich doch keineswegs darzu verstehen; sondern hat aufs Neue versichern lassen, den von seinen Vorfahren geschlossenen Friden auff das kräfftigst zu halten und endlich betheuret, daß die in seinem Reich vorseyende Werbung auff nichts als auff eine Recroutirung: und das Marschiren der Völcker nichts als auff eine Verstärckung der Guarnisonen zu Temeswar, Belgrad, und andern Oerthern angesehen seye; So habe er auch den Ragotzi bedeuten lassen, er solle mit seinem Rebellischen Anhang die Türckische Gräntzen schonen, und sich derselben nicht nähern, widrigen falls er gegen denselben als Fridens-Stöhrer verfahren und durch seine Völcker ihn vertreiben lassen wolle."

Kreis des stofflichen Materials, das Berücksichtigung findet, ist ein enger: Hofnachrichten, offizielle Verlautbarungen, selten lokale Vorfälle, darunter wiederholt Mitteilungen über Judentaufen, über den Übertritt eines Protestanten zum Katholizismus, über Feuersbrünste und Verbrechen[*]) — im übrigen meist politische und Kriegsmeldungen. Hier ist es, wo noch am ehesten der Rahmen des rein Tatsächlichen überschritten und, sei es auch in der Hülle des bloßen Referates, ein bißchen Stimmung und Tendenz eingeschmuggelt wird. So heißt es in Nr. 774 in einem Briefe aus der Schweiz: „Daß man zu folg Pariser Brieffen jüngstens des Hertzogen von Anjou Geburts-Tag an dem königl. frantzösischen Hoff zwar stattlich, aber ohne besondere Freudenszeichen begangen; Weilen eben damalen . . . . der König . . . . die ihm unangenemme Zeitung erhalten, daß das Parlament zu Londen sich eröffnet und Ihre Groß-Brittanische Majestät einhellig versichret, auf das Aeußerste wider Franckreich beyzustehen." Aus einem anderen Briefe aus der Schweiz erfährt der Leser: „Daß es scheine, als hätte die Hitzigkeit des alldorten befindlich-frantzösis. Gesandten . . . . etwas nachgelassen; Indessen aber wäre auß Franckreich wegen jüngstgedachter Vorteilen, so die Frantzosen außgestreuet, in Spannien erhalten zu haben, andere Nachrichten eingelauffen; allein die Umstände, welche Don Pedro de Zuniga, Generallieutenant, mitgebracht, würden geheimgehalten (weilen die Frantzosen den kürtzeren gezogen) . . . ." Ferner „Daß alldorten Mr. de Luc, Frantzösischer Gesandter, sich auff alle Weiß bemühe, gewöhnlicher maßen denen Cantonen einzuräumen, daß die frantzösische Armee den Sieg jüngstens in Spannien erhalten; allein weilen schon andere Brieffe von neutralen Orten das Widerspiel gemeldet, so finde gedachter Gesandter große Müh, solches Glauben zu machen." Besonders die Berichte über die Heldentaten der kaiserlichen Truppen erheben sich gerne über das Tatsachenreferat, gewinnen Farbe und Stimmung. So in Nr. 774: „Heute ware der Herr Marches Roma aus Mayland dahier angelangt, und hatte verschiedene Brieffe von Ihro Catholischen Majestät aus Barcellona . . . . dem kayserl. Hoff überlieffert; mit der höchst erfreulichen Nachricht, wie daß den 10. Dezember in der Gegend Cifuentes der kommandirende kayserl. General-Feld-Marschall Herr Guido Graf von Starhemberg . . . . mit dessen Armee die feindliche also Hertzhafftig zuruckgeschlagen, daß bede feindliche Flügeln völlig über ein Hauffen geworffen . . . ., welche Victori kayserl. Seiten um so Ruhmwürdiger als dabey ein Mann gegen drey streitten müssen; auch wie Löwenhafft alles Hoch- und Nieder gefochten . . . ."

Mit dem Jahre 1722 wird das „Diarium" lebendiger und reichhaltiger: Die Hofnachrichten werden breiter vorgetragen, man begegnet Versuchen einer lokalen Sterbestatistik, die ausländische Rubrik ist nicht mehr in der Art

[*]) So in Nummer 1761 vom Jahre 1720: „Eodem (18. Juny) war ein Weibs-Persohn namens Johanna Maria Barbara N. von Pappenheim in Schwaben gebürtig, alt 35. Jahr, wegen zweyer namhaften Diebstählen, andern ihresgleichen zum spieglenden Exempel und Abscheu, vor dem Schotten-Thor auf dem Rabenstein mit dem Schwerd vom Leben zum Tode hingericht worden". — Man beachte hier die Unterdrückung des Namens der Delinquentin und namentlich die Knappheit des auf den notwendigsten Tatsachenbestand eingeschränkten Berichtes; fast möchte man wünschen, daß sich die Presse des 20. Jahrhunderts in diesem Punkte der altväterlichen Praxis ein wenig näherte!

knapper Meldungen gehalten, sondern es werden größere Korrespondenzen veröffentlicht, die sich außer mit politischen und Kriegsmeldungen auch mit lokalen Ereignissen befassen. So bringt schon die erste Nummer des genannten Jahres einen Pariser Brief, worin von der Unsicherheit dortselbst und den vielen Diebstählen berichtet wird, die „ohngeachtet der Hinrichtung des Ertz-Bößwichtes Cartouche“ noch immer zu beklagen sind. In demselben Jahre, und zwar von Nummer 17 (28. Februar) an, tritt eine neue Gruppierung des Inhaltes ein, die seither 60 Jahre lang in Übung bleibt: die ausländische Rubrik wird vorangestellt — die erwähnte Nummer beginnt bereits mit einem Briefe aus Ceuta in Afrika — dann erst folgt die Rubrik „Wien“. Angekündigt und begründet wird diese Neuerung mit folgenden Zeilen: „Es dienet hiermit zur Nachricht, daß besserer Bequemlichkeit halber und in Beobachtung, daß in allen Reichs- und anderen europäischen Zeitungen das Capitul deren Örteren, alwo sie gedruckt seynd, zu letzt gesetzet ist, als wird auch das hiesige Capitul oder Diarium von Wien hinfüro allezeit in dieser Zeitung zuletzt gesetzet gefunden werden, damit alles, sowol die Ankunften als auch die Listen deren Verehelichten, Getauften und Gestorbenen, und was sonsten zu diesem Capitul gehörig, gleich aufeinander folgen . . . .“ Diese Zurücksetzung der Wiener Rubrik ist aber nur eine räumliche: Wiener Nachrichten treten von nun an häufiger auf und lassen sich öfter als früher in die bescheidene Sphäre der lokalen Chronik herab, wie etwa in folgenden Notizen: „Abgewichener Tagen seynd einige Barbarische Pferde und andere rare Africanische Thiere über Welschland dahier angelanget, welche bestehen in 12. deren auserlesenesten Pferden, einem Hund, so auf 2. Füßen laufet, wie auch einem wunderlichen Vogel von einer ungemeiner Größe und einem jungen kleinen Löwen; weilen letztere zwey aber unterwegs crepiret, als seynd dieselbe ausgeschopter anhero geliefert worden“. . . . Oder: „Bei der nunmehro anhaltenden kalten Winters-Zeit ist der alhiesige Donau-Arm dermalen auch zugefroren, also daß man über das Eis füglich in der Leopold-Stadt hinüber passiren kann“. . . . . Trotzdem muß im Vergleiche mit der heutigen Zeitungspraxis die außerordentliche Dürftigkeit der Wiener Rubrik auffallen, wenn man von den Hof- und offiziellen Nachrichten absieht; ja diese Dürftigkeit ist eines der bezeichnendsten Merkmale der ganzen Epoche. Oft ist ein einziger ausländischer Brief umfangreicher als die ganze lokale Rubrik, und man gewinnt beim Durchblättern der Jahrgänge den Eindruck, als ob sich die sporadischen Meldungen über örtliche Vorfälle nur durch Zufall in das Blatt verirrt hätten. Wenn man das „Diarium“ als den getreuen Ausdruck des Neuigkeitsbedürfnisses seiner Zeit auffassen will, dann müßte man annehmen, daß sich der Leser weit mehr für die letzten Nachrichten aus Astrachan und Marokko, für englische Schiffbewegungen und persische Kriegstaten interessiert hätte, als für Diebstähle, Mißgeburten oder Mordtaten, die sich in Wien ereigneten. Das war nun freilich nicht der Fall. Die Erscheinung erklärt sich vielmehr daraus, daß bei dem geringen Umfange der Stadt die örtlichen Vorfälle als ohnehin bekannt vorausgesetzt wurden; die Zeitung sollte erzählen, was sich im Auslande aller Orten begibt — was in Wien geschah, mußten ja die Wiener wissen. Überdies scheinen gerade diese lokalen Dinge in den geschriebenen Zeitungen, die damals florierten, eingehender behandelt worden zu sein, so daß dem „Diarium“ wenig zu tun übrig blieb.

Inhalt und Form des „Diariums“ entsprechen dem naiven Charakter der Zeit. Wir lächeln, wenn von einem adeligen Feste bei dem „alhiesigen gevollmächtigten Minister des königl. Neapolitanischen Hofes“ berichtet wird: „Es ware durchgehends sowohl an denen köstlichsten Speisen, als auserlösenen Weinen ein Ueberfluß. Insonderheit wurde das allseitige Confekt, woran verschiedene Zuckerbacher drey Wochen hindurch untereinander um den Vorzug gearbeitet, von jedermann als Meister-Stücke belobet.“ Und es ist ein beredtes Dokument der Zeit, wenn in Nr. 17 vom Jahre 1753 ein Schreiben aus Teutschland von einer Frauensperson, die einen „außerordentlichen Paroxismum“ bekommen, erzählt, während der starrkrampfartigen Anfälle lasse sich „aus dem Innern ihres Körpers mit deutlich zu vernehmenden Schlägen ein rechtes Trommeln hören, und zwar schlug es ganz merklich den Generalmarsch, den ordentlichen Grenadier-Marsch, den Zapfenstreich, die Vergatterung, und zuletzt ließ es sich mit solchen Schlägen, wie die Grobschmide zu tun pflegen, hören. . . .“

Wir sind in der Mitte des 18. Jahrhunderts angelangt. Ein Rückblick auf die ersten 50 Jahre des Unternehmens zeigt, daß nur wenige Änderungen sich vollzogen haben. Obenan stehen wieder die auswärtigen Berichte, zumeist über Kriegsereignisse; es sind Briefe aus Paderborn, Leipzig, Gumbinnen u. s. w. Häufig folgen dann ganz kurz gefaßte Nachrichten aus dem Auslande mit der Einleitung: Es geben die Briefe (oder die frischeste Briefe) von Toulon, daß . . ., von Nordhausen, daß . . . und dann kommt ein gedrängter, nur wenige Zeilen umfassender Inhalt. Das alles ist bunt zusammengewürfelt, ohne den Versuch oder die Absicht, Ordnung in das Materiale zu bringen. Es ähnelt noch immer dem alten Relationen-Charakter, wie ihn Ludwig Salomon im ersten Bande seiner Geschichte des deutschen Preßwesens gelegentlich der Relationen des Michael v. Aitzing mit folgenden Worten kennzeichnet: „Die Sprache ist monoton; die Berichte leiden an einer großen Trockenheit; nirgends wird ein Versuch gemacht, ein größeres zusammenhängendes Geschichtsgemälde zu geben. Die einzelnen Mitteilungen über die Vorfälle und Ereignisse sind nur ganz einfach nach der Zeitfolge aneinandergereiht. . . .“ Doch hüten wir uns, hochnasig über diese alte journalistische Praxis zu urteilen! Auch im modernen Journalismus haben wir eine Rubrik, die an jene alten Relationen erinnert, eine Rückbildung zu primitiven Formen darstellt: es ist die heutige Depeschenrubrik mit ihrem formlosen Hinwerfen eines unverarbeiteten Tatsachenmaterials, einer indigesta moles — diese Depeschenrubrik, die stets nur der unmittelbar aktuellen Tatsache folgt, aber dem Zuständlichen, dem Milieu nicht gerecht zu werden vermag, aus dem allein die Geschehnisse verstanden werden können.

Auf die ausländischen Nachrichten folgen wie bisher Wiener Notizen, gelegentlich auch eine Mitteilung über die letzte Lottoziehung und die „sich geäußerten Gewinne“, eine Statistik der Verstorbenen u. s. w. Häufig erscheinen im Anhange amtliche Aktenstücke, sehr oft auch Extrablätter mit Kriegsberichten, so namentlich während des siebenjährigen Krieges. Die auswärtigen Briefe brauchen natürlich lange Zeit, bis sie nach Wien gelangen und dem Leser des „Diariums“ gedruckt vorliegen. So finden wir in einer Nummer von 27. September einen Pariser Brief, der vom 6. datiert ist, einen Hamburger Brief vom 13., einen Kopenhagener Brief vom 1. September,

einen Madrider Brief gar vom 29. August. Viel rascher treffen die Berichte vom Kriegsschauplatze ein, sie datieren auf 4 oder 5 Tage zurück.

Gegen Ende des sechsten Jahrzehnts im XVIII. Jahrhundert merkt man Bemühungen, das „Diarium“ kurzweiliger zu gestalten. Der Inhalt wird gegliedert nach den Rubriken, 1. Staatssachen, 2. Politische Neuigkeiten, 3. Vermischte Neuigkeiten, und ein Anhang bietet gelehrte Beiträge oder Auszüge aus verschiedenen ausländischen Monats- oder Wochenschriften samt kurzen moralischen Abhandlungen, Maximen und Gedanken. Der große Erfolg der moralischen Wochenschriften, die von Addison und Steele ins Leben gerufen wurden („Spectator“), hat zur Nachahmung verlockt. Viel Altfränkisches wird hier dem Leser geboten: Gedanken von Reichtum und von der Arbeit; eine Abhandlung über das Kartenspiel; etwas über die Löschung entzündeter Schornsteine; kleine moralische Erzählungen, manchmal auch irgend ein größerer Originalbrief, der sich auf irgend eine Art aus der fernen Welt nach Wien verirrt hat (so über ein Erdbeben in Jamaika); dann der Versuch eines Beweises, daß die Sonne kein Feuer sei, oder ein Vorschlag, der Jugend künftighin Gebährdenmeister zu halten. Es scheint aber, daß selbst das Publikum um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht hinlänglich naiv war, um an solch' zahmem Inhalt Gefallen zu finden; diese Anhänge verschwinden bald. Ungefähr um dieselbe Zeit begegnet man vorübergehenden Versuchen literarischer Kritik, so einer Rezension der Gedichte des Metastasio, allein auch hier bleibt es nur bei einem flüchtigen Versuche, und viele Jahrzehnte müssen vergehen, bis wieder eine systematische kritische Anzeige neuer Literaturerscheinungen auftritt.

Am 1. Jänner 1780 erscheint das Blatt zum erstenmal als „Wiener Zeitung“. Die Anordnung des Stoffes ist noch die alte, kleine Bereicherungen des Inhaltes, wie zum Beispiel die meteorologischen Beobachtungen der k. k. Universitäts-Sternwarte, ändern nichts an dem allgemeinen Bilde. Von hohem Interesse und wertvoll für die Beurteilung der damaligen journalistischen Praxis ist die Behandlung, welche das große Ereignis jenes Jahres findet. Am 29. November 1780 hat Kaiserin Maria Theresia das Zeitliche gesegnet. Die Nummer 96 von demselben Tage bringt noch nicht die traurige Kunde, sie beginnt wie gewöhnlich mit auswärtigen Korrespondenzen, dann folgen unter „Wien“ ein kurzer Bericht über die Versehung der Kaiserin mit dem heiligen Abendmahle, weiter ärztliche Bulletins und die Mitteilung über die Spendung des heiligen Sakramentes der letzten Ölung. Das alles wird in knapper pragmatischer Darstellung vorgetragen. Nur auf der ersten Seite unterhalb des Titelkopfes finden sich einige Verse des Dichters Uz, die auf die schmerzliche Heimsuchung hindeuten:

„Kann, was geschieht, uns böse sein?
Der Schöpfer einer Welt wird seine Schöpfung lieben,
Und wenn er sie betrübt, aus weiser Huld allein
Und nicht aus blindem Haß betrüben.“

Die nächstfolgende Nummer 97 vom 2. Dezember gibt bereits Kenntnis von dem Ableben der großen Monarchin. Aber vergebens würde man nach der Entfaltung eines großen redaktionellen Apparates, nach jenem Pathos und jener Stimmung suchen, die heute schon bei minder bedeutenden Vorkommnissen

in der Presse ihren Ausdruck finden. Wieder beginnt das Blatt, ganz wie sonst, mit Korrespondenzen aus dem Auslande, dann erst folgt unter „Wien" die Mitteilung: „Nachdem es dem allmächtigen Schöpfer, nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen gefallen hat, die Allerdurchlauchtigste Großmächtigste römische Kaiserinn Wittib, zu Hungarn und Böheim apost. Königinn 2c., Erzherzoginn zu Oesterreich 2c. 2c. Maria Theresia, unsere allergnädigste Landesfürstinn und Frau Frau, nach einer kurz gedauerten und standhaft ausgehaltenen schweren Brustkrankheit, zur tiefesten Bestürzung des sämtlichen allerhöchsten kaiserlichen Hofes und zum allgemeinen Leidwesen aller getreuen Unterthanen, den 29. dieses Abends gegen 9 Uhr aus diesem Zeitlichen in die ewige Glückseligkeit abzufordern, so ist höchstdero Leichnam . . . . ." Und nun schließen sich kurze Nachrichten an über die Einbalsamierung und Aufbahrung der Allerhöchsten Leiche, über die Notifikation an fremde Höfe, die Hoftrauer, sowie eine kurze Biographie von zehn, sage zehn Zeilen. Wieder ist es nur ein kurzes Poëm Uzens an der Spitze des Blattes unterhalb des Titelkopfes, worin die leidvollen Empfindungen Wiens ihren Ausdruck finden:

„Monarchin! Ja Du lebst, die Tränen sind vergebens,
Der Tod verändert nur die Scene Deines Lebens,
Du lebst in Gegenden, wohin die Tugend führt,
Wo reine Seligkeit unwandelbar regiert!"

Die folgende Nummer 98 enthält wieder an der Spitze ein kurzes Epigramm:

„O dreymal höchstbeglücktes Reich!
Wo Josef herrscht, wie Väter pflegen,
Gleich groß, und stets Minerven gleich,
Es schwinge seine Faust den Oelzweig oder Degen."

Der Anhang enthält dann eine ausführliche Beschreibung des feierlichen Leichenbegängnisses. Was den neuen Monarchen betrifft, so findet man in diesen und den folgenden Nummern nur gelegentliche kurze Mitteilungen, so über ein Schreiben des Kaisers an die Behörden in Preßburg, im übrigen aber müssen wieder die kargen poetischen Widmungen des Hausdichters genügen, denen sich später eine begeisterte Hymne an Josef II. anschließt.

Der Zeitungsschreiber und der Zeitungsleser von heute mag lächeln über die Unbeholfenheit einer publizistischen Mache, die einem so großen Ereignisse so wenig gerecht zu werden vermag. Aber es wäre irrig, die Ursache jener auffallenden Erscheinung nur in Temperamentlosigkeit und Mangel an Aktualitätssinn zu suchen. Man erinnere sich, daß die Zeitung sich damals kaum über die Funktion des nackten Tatsachenberichtes erheben wollte. Heute vibriert in der Presse der Nerv und die ganze Seele der Zeit mit ihrem Wollen und Fühlen, mit ihren Ansichten und Absichten; damals bildete die Geschichtserzählung, die Species facti die Hauptaufgabe der Zeitung. Und noch ein anderes drückt sich in jener dürftigen Behandlung des großen Geschehnisses aus: Eine gewisse keusche Zurückhaltung, der es überflüssig, ja untunlich erscheint, die Seelenbewegungen des Volkes laut hinauszuposaunen, dem gemeinsamen Empfinden starken Ausdruck zu leihen; das beste sollte unausgesprochen bleiben. Es ist überhaupt eine merkwürdige Tatsache, daß die längste Zeit hindurch in deutschen Landen eine starke Abneigung gegen die Publizität an sich

geherrscht hat. Man sah es z. B. nicht, wie heute, als wünschenswert an, „in die Zeitung zu kommen", man hütete sich ganz besonders ängstlich davor, Familiennachrichten publiziert zu sehen, und es bedurfte einer sehr langen Entwicklung, um diese Scheu des Publikums vor der Publizität der Presse zu überwinden. Im Zusammenhange hiemit wird man jenes Phänomen verständlich und entschuldbar finden, es erscheint uns zum mindesten in Übereinstimmung mit einem allgemeinen Charakterzuge der Zeit [10]).

Im Jahre 1782, und zwar in Nummer 22 vom 16. März wird eine neue Anordnung des Stoffes durchgeführt. Die ausländische Rubrik, die seit sechzig Jahren das Blatt eingeleitet hat, tritt an die zweite Stelle, und an der Spitze stehen von nun an „Inländische Begebenheiten". Mit dieser Reform der äußeren Anordnung gewinnt das Blatt ein aktuelleres Gepräge; die Zeitereignisse, die den Österreicher und den Wiener vor allem berühren, werden an die erste Stelle gerückt und nehmen bereits einen breiteren Raum ein. Die heute übliche Teilung nach Fachrubriken, die einer systematischen Anordnung des Materials dient, hat noch immer nicht Platz gegriffen, unter den inländischen Begebenheiten findet man in bunter Mischung Hofnachrichten, Mitteilungen über Allerhöchste Auszeichnungen, Wetterberichte, Mitteilungen über den Seidenbau in Ungarn, über Empfänge und Begrüßungen, über Fälle ungewöhnlich hohen Alters oder auch über ein altes Weib, das „in Budweis zu eigennützigen Zwecken den Poltergeist gespielt und darob verdientermaßen an den Pranger gestellt worden ist". Der schöngeistige Inhalt erschöpft sich noch immer in den kleinen epigrammatisch gefaßten Gedichten didaktischen, moralischen oder aktuellen Inhaltes, die auf der ersten Seite unterhalb der Titelvignette prangen. Der Stil zeigt ganz den Charakter der Zeit: nichts von der eiligen, nervösen, knappen, durchsichtigen, leicht zu überschauenden Wort- und Satzfügung, die heute als Vorschrift guten Zeitungsstiles gilt, sondern lange, verschachtelte, atembeklemmende Perioden. So beginnt die Nr. 75 vom 17. Dezember 1783 mit dem Satze: „Da am 14.. d. M. der Tag einfiel, an welchem gerade vor hundert Jahren die Stadt Wien, nachdem sie seit den 14. Juli von einer ungeheuren Heeresmacht der Osmannen, unter Anführung des Groß-Vesiers

---

[10]) Die Gedichte des Uz begegnen uns noch eine geraume Zeit auf dem Titelblatte der „Wiener Zeitung" und bilden eine markante Episode in der inneren Geschichte des Blattes. Es sind häufig scharf pointierte Sinnsprüchlein und kurze Epigramme zur Tagesgeschichte. So hebt er in Nr. 55 vom Jahre 1781 die Klage an:

> So viel Köpfe, so viel Sinnen
> Der schilt gerade das, was dort ein anderer lobt,
> Wer soll demnach mit Lust ein Zeitungsblatt beginnen,
> Wenn Neid und Mißgunst stets mit soviel Geifer tobt?"

Überhaupt ist er mit dem journalistischen Handwerk sehr unzufrieden — Beweis dessen ein anderes Gedicht:

> „Dürfte nur, bei meiner Art Gewerben
> Ein Jeder ungestraft Papier und Farb' verderben,
> Ich ließ' das liebe Zeitungsschreiben,
> Woran sich jeder Tor will reiben,
> Vom Herzen gerne heut' noch bleiben."

Kara Mustapha, belagert worden, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehre, unter dem Kommando des ruhmwürdigen Grafens Rüdiger von Starhemberg wirklich schon auf das äußerste geängstigt war, endlich durch die vereinte Macht der kaiserl. Truppen, unter Anführung des Herzogs von Lothringen (des Urgroßvaters Sr. glorreich regierenden Majestät) — des Pohlnischen Heeres, an deren Spitze der König Johann sich in eigener Person befand, und der Bayrischen, Schwäbischen, Fränkischen und Sächsischen Hilfstruppen — noch glücklich durch eine gänzliche Niederlage der Feinde entsetzt worden ist, so wurde das Andenken dieses glücklichen Tages zum hunderten- und letztenmale, Gott mit feyerlichem Danke, durch eine Prozession gefeyert, welche aus der Pfarrkirche der Augustiner in der Stadt nach der Metropolitankirche zum heil. Stephan geführt wurde." Die ganze deutsche Presse jener Zeit weist in der Formgebung eine Weitschweifigkeit, eine behagliche Breite, eine philiströse Selbstgefälligkeit auf, die uns unerträglich erscheinen würde. Als Gegenstück zu der angeführten Notiz mag der erste Satz aus der ersten Nummer von Cottas „Neuester Weltkunde" (1. Januar 1798), der späteren „Allgemeinen Zeitung" angeführt sein. Der Satz, beachtenswert als Zeugnis damaligen Zeitungsstiles, lautet: „Würden plözlich, durch irgend eine Erneurung der ersten Schöpfungsszenen, die Alpen vom Mont Blanc bis nach Istrien in Abgründe hinuntergestürzt, ganz England vom Ocean verschlungen, die Quellen des Rheins und der Donau verschüttet, und durch einen Herauswurf von Land Afrika wieder an Spanien gefügt: so würde diese Revolution der physischen Welt nicht gröser sein, noch die ganze bisherige Gestalt von Europa dadurch eine entschiedenere Umformung leiden, als die Revolution, von der wir seit dem Jahre 1789 Augenzeugen waren, in der politischen Welt hervorgebracht hat." Daß diese Art zu schreiben dem Geschmacke des Publikums entsprach, zeigt deutlicher als alles andere die Abfassung der Inserate, denn diese aus dem Publikum selbst hervorgegangenen Aufsätze weisen genau dieselbe altfränkische Breitspurigkeit auf. Buchhändlerische Anzeigen und Subskriptionseinladungen z. B. heben an mit tiefsinnigen Betrachtungen über Lektüre im allgemeinen und nützliche Lektüre im besonderen — fast an die bekannten Reklamenotizen des Mark Twain erinnernd, die mit dem eingehenden Berichte über einen sensationellen Selbstmord beginnen, um dann mit der Anpreisung der so vortrefflich funktionierenden Revolver der Firma X. zu schließen.

Aber trotz der alten Form zieht doch der Geist der Aktualität langsam in das Blatt ein. Am 20. Februar 1790 scheidet Kaiser Josef II. aus dem Leben. Wir haben gesehen, wie zehn Jahre vorher das Ableben Maria Theresias eine journalistische Behandlung erfuhr, die unseren modernen Vorstellungen von der publizistischen Aufgabe gegenüber einem schwerwiegenden Ereignisse in keinem Punkte entspricht. Jetzt ist es schon anders: die Nr. 16 vom 24. Februar 1790 bringt einen würdigen, sehr vornehm gehaltenen, von lebendigem patriotischen Geiste durchwehten Nekrolog auf den Kaiser. Auch die ausländische Rubrik wird belebter. Die Weltereignisse gestalten sich immer dramatischer und das Blatt kann sich ihrem Eindrucke nicht ganz entziehen. In Frankreich geschehen Dinge, so neuartig, so überraschend, so unerhört — Dinge, welche auch infolge der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Wiener und dem Pariser Hofe das Herz des Österreichers so nahe berühren, daß die trockene Aufzeichnung nach Chronistenart nicht mehr tunlich erscheint. Man vernimmt Äußerungen

der Überraschung, der Betroffenheit, des Schmerzes; eine lebhafte, manchmal fieberhafte Stimmung ergreift das Blatt, und in die Mitteilungen über die aus allen Gauen des Reiches zusammenströmenden freiwilligen Kriegsbeiträge mengen sich Töne patriotischer Begeisterung. Der Bericht über das schreckliche Ereignis vom 21. Jänner 1793 beginnt mit den Worten: „Sie ist vollbracht, die schrecklichste der Lastertaten! Das geheiligte Haupt eines schuldlosen, erhabenen und aller Verehrung würdigen Königs ist gefallen. Gottvergessene Untertanen haben sich in dem unschuldigen Blute ihres rechtmäßigen Souverains gebadet; nichts kann mehr dieses Brandmal von der französischen Nation verwischen; sie ist der Abscheu aller Völker, aller tugendhaften Menschen geworden . . .“ Gleichzeitig werden wir aber wieder an den unbeholfenen Apparat der Berichterstattung erinnert: Dieses Ereignis vom 21. Jänner wird erst in der Nummer vom 6. Februar, also nach 16 Tagen mitgeteilt.

Am Beginne des XIX. Jahrhunderts umfaßt die Nummer der „Wiener Zeitung“, abgesehen von der Beilage, den „Posttäglichen Anzeigen“, ungefähr 40 Quartseiten zu je zwei Spalten. Davon sind nur etwa 20 Spalten, also der vierte Teil, eigentlich redaktionellen Inhaltes. Im allgemeinen wird auch jetzt an dem Tatsachenbericht festgehalten, doch fehlt es nicht an gelegentlichen politischen Raisonnements. Die Nummer vom 1. Jänner 1800 bringt sogar einen veritablen politischen Leitartikel, einen Rückblick auf das Jahr 1799, der die Rubrik „Ausländische Begebenheiten“ einleitet. Die Formgebung zeigt einen auffallenden Fortschritt, der Aufsatz ist gut geschrieben, der Stil nur wenig veraltet, das Ganze ist belebt, voll Feuer und Schwung. Die Siege der kaiserlichen Truppen in Italien werden verherrlicht, die Erhebung der italienischen Staaten wird gefeiert und der Artikel schließt mit dem prophetischen Ausblick: „Sieht man nun die Taten des vergangenen Jahres als Vorbereitung zu den Begebenheiten des gegenwärtigen letzten Jahres dieses Jahrhunderts an, so läßt sichs hoffen, daß die Sieger des Reichs der revoluzionären Regierungen, auch die Regierung des Ehrgeizes, die sich nun unter dem Schilde einer neuen Konstituzion erhebt, mit gleichem Ruhm besiegen werden, wenn anderst das große Schauspiel Italiens noch vermögend ist, das durch verfassungswidrige Systeme geteilte Deutschland mit dem Geiste der konstitutionellen Einigkeit und eines aufrichtigen Vertrauens zu beleben.“ Im übrigen aber ist die Zeitung noch jetzt und auf lange hinaus kein vollkommener Ausdruck des gesellschaftlichen Lebens: Es fehlen Feuilleton und Kunstkritik, volkswirtschaftliche Mitteilungen und eine regelmäßige erschöpfende Lokalchronik. Kleine Änderungen, wie das Hinzutreten der Wechsel- und Obligationenkurse oder die gelegentliche Aufnahme von Miszellen, ändern nichts an diesem Urteile. Ein äußerer Umstand fällt bei der Durchsicht dieser Blätter auf: der Mangel an Übersichtlichkeit. Für die Zeitung der Gegenwart gilt ein oberstes Gesetz: dem Leser das Lesen bequem zu machen. Jeder entbehrliche Kraftaufwand, jede überflüssige geistige Mühe soll dem Leser erspart werden. Die ganze journalistische Produktion, Stil, Gruppierung und Anordnung des Textes muß auf ein flüchtiges und leichtes Genießen berechnet sein, das Gebotene muß tunlichst mundgerecht gemacht und alles vermieden werden, was eine rasche, glatte Lektüre behindert. Diesem Zwecke dienen auch zahlreiche technische Behelfe bei der Zusammenstellung und Ordnung des Textes: der

Inhalt wird systematisch gruppiert, Überschriften, Titelköpfe, Spitzmarken [11]) lenken den Blick auf sich, verraten in wenigen Worten den Inhalt der Notiz oder des Artikels, oft auch findet sich an der Spitze des Blattes eine in markanten Schlagworten gegebene Inhaltsübersicht, die dem Leser ermöglicht, in einigen Minuten sich über das Wichtigste des Tages zu orientieren, und im Texte tut dann noch der gesperrte Druck der Hauptschlagwörter ein übriges. Vielleicht geht ein Teil der modernen Presse sogar zu weit hierin: Mitteilungen größeren Inhalts und sensationeller Natur werden oft wieder ihrerseits in Unterabteilungen zerlegt, mit selbständigen, möglichst schreienden Titelköpfen. Alle diese Behelfe findet man in unserer Zeitung aus jenen Tagen nur sehr spärlich angewendet. Sie konnten auch entbehrt werden. Man hatte es nicht mit einem nervösen, gehetzten Publikum zu tun, dem es an Muße zu behaglicher Lektüre gebricht und das im Fluge sein Blatt überblicken will; in der Welt ereignete sich weniger, der geographische Kreis der Gebiete, auf denen sich relevante Tatsachen und Geschehnisse abspielten, war noch ein viel engerer, die politischen und Handelsinteressen umspannten noch nicht den ganzen Erdball und auf das Lesepublikum stürmten nicht tagtäglich unendliche Kolonnen telegraphischer Nachrichten mit einer verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit des Inhaltes ein. Der Leser konnte mit Ruhe und sachlicher Vertiefung lesen, das gebotene knappe Material war leicht zu bewältigen und man durfte mit Recht voraussetzen, daß dem Publikum auch ohne die Alarmsignale der modernen Zeitung nichts entgehen würde. So reihen sich denn in der Rubrik „Inländische Begebenheiten" die verschiedenartigsten Mitteilungen heterogenster Art aneinander, ohne räumliche Scheidung, ohne selbständige Titelbezeichnung, ohne gesperrten Druck, und der Text zieht sich in ununterbrochener typographischer Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit dahin.

Zu Beginn des zweiten Jahrzehnts machen sich einzelne Annäherungen an den modernen Zeitungstypus bemerkbar. Die früheren beiden Hauptrubriken „Inländische Begebenheiten" und „Ausländische Begebenheiten" fallen weg, an ihre Stelle treten als Rubrikbezeichnungen „Wien" und die Namen der fremden Staaten, über deren Geschehnisse berichtet wird; die einzelnen Mitteilungen in der Wiener Rubrik sind schon durch Spitzlinien getrennt, wodurch die Anordnung übersichtlicher wird; die ausländische Rubrik wird umfassender und reichhaltiger. Aber die Aktualität, dieses allererste und allervornehmste Merkzeichen der modernen Zeitung, ist noch immer nicht wahrzunehmen. Die Berichterstattung hat wenig an Raschheit gewonnen; die Meldungen von den Kriegsschauplätzen folgen den Ereignissen in beträchtlichen Intervallen nach und beschränken sich vorwiegend auf die Wiedergabe der offiziellen Bulletins. Allerdings lag es an der Stellung der „Wiener Zeitung" als eines amtlichen Blattes, daß sie sich in der Kriegsberichterstattung größere Zurückhaltung auferlegen mußte als andere Journale, aber auch bei den meisten privaten Zeitungsunternehmungen Deutschlands waren die Dinge nicht viel besser bestellt. Es fehlten die großartigen technischen Behelfe unserer Tage, der optische Telegraph, von den Witterungsverhältnissen abhängig, funktionierte nur unregel-

[11]) Am stärksten ist das System der amerikanischen Presse mit ihren „Headings" ausgebildet.

mäßig, und die deutschen Blätter befanden sich nicht in den glänzenden materiellen Verhältnissen, um gleich den Londoner „Times“ durch Eilkuriere, oder wie findige Spekulanten durch Brieftauben in den raschesten Besitz der Nachrichten zu gelangen. Die Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18. und 19. Oktober) und ihr für die verbündeten Heere so glücklicher Ausgang finden erst nach sieben Tagen Erwähnung. Die Nr. 143 vom 26. Oktober bringt nämlich den Bericht über den am 24. desselben Monats gehaltenen feierlichen Einzug des FML. Grafen Neypperg in Wien, der „mit umständlichen Berichten“ über die „ewig denkwürdigen Siege“ hier eingetroffen ist. Der Artikel gedenkt der Freudenbezeigungen des „zusammengeströhmten wonnetrunkenen Volkes“, des feierlichen Dankfestes in der Metropolitankirche zu St. Stephan und der allgemeinen Stadtbeleuchtung, womit der Tag des Jubels beschlossen worden. Die folgende Nummer vom 27. bringt militärische Beförderungen und Auszeichnungen anläßlich des glücklichen Ausganges der Schlacht, und erst die weiteren Blätter veröffentlichen die Berichte vom Kriegsschauplatze. Auch bei dem nächsten großen Ereignisse, der Flucht Napoleons aus Elba (26. Februar 1815), hinkt die Berichterstattung nur langsam nach. Die Nummer vom 15. März veröffentlicht die bekannte Acht-Erklärung des Wiener Kongresses gegen Napoleon, und erst die folgende Nummer vom 16. März — also zwanzig Tage nach dem Ereignisse — veröffentlicht (nach der „Allgemeinen Zeitung“ und dem „Österreichischen Beobachter“) die ersten noch sehr unbestimmten Nachrichten, die aus Livorno und Florenz eingelaufen sind; in reicherem Ausmaße treten die Meldungen erst vom 19. März an auf. Rascher funktioniert der Apparat nach der Schlacht von Waterloo, deren glänzender Erfolg in einer außerordentlichen Beilage bekannt gegeben wird.

Während der ganzen napoleonischen Ära zeigt das Blatt lebhafte Färbung. Viel häufiger als vordem erhebt es sich über die bloße Verlautbarung und Nachrichtenvermittlung; es wird zum Sprachrohr. Die napoleonische Zeit bildet auch in der Geschichte unseres Blattes einen der merkwürdigsten Abschnitte und wird deshalb an anderer Stelle noch eingehend behandelt werden. Bei den politischen Meinungsäußerungen, die sich zu jener Zeit in der „Wiener Zeitung“ zahlreich vorfinden, überwiegt jedoch weitaus das historische Interesse, das journalistisch-technische tritt in den Hintergrund, weil jene Äußerungen zumeist nicht das Erzeugnis der internen Redaktionstätigkeit sind, sondern unmittelbar von den jeweiligen Machthabern ausgehen und sonach keine Phase der inneren journalistischen Entwicklung darstellen.

Im allgemeinen hält das Blatt während der franziszeischen Ära fest an dem Charakter des Hof- und Staatsanzeigers einerseits und andrerseits einer vorwiegend politischen Weltübersicht. Aber schon treten die Universalität und Kollektivität des Inhaltes stärker hervor, zwei markante Merkmale der Tagespresse in ihrer neuzeitlichen Entwicklung. Das gesellschaftliche Leben in seinen mannigfachen Beziehungen wird in wachsendem Ausmaße zum Gegenstand der journalistischen Behandlung gemacht. Am deutlichsten wahrnehmbar wird dieser Übergang zum modernen Zeitungstypus etwa im vierten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts, an der Wende zwischen der franziszeischen und der ferdinandeischen Zeit. Schon in der äußeren Erscheinung modernisiert sich das Blatt, die einzelnen Mitteilungen erhalten je nach ihrer Wichtigkeit verschiedene

typographische Ausstattungen. In reicherem Maße als früher treten vermischte Nachrichten auf, wissenschaftliche und Kunstnachrichten, Handelsberichte, Referate über die Verhandlungen gelehrter Kongresse, Mitteilungen über technische Fortschritte, über Schulen und gemeinnützige Anstalten, über die Bewegung auf dem Geldmarkte u. v. a. Seit 1835 etwa finden sich eingehende kritische Referate über Kunstausstellungen, die selbständige Buchanzeige nimmt einen breiteren Raum ein, es beginnt die Theaterkritik und immer häufiger begegnet man Originalartikeln mannigfachsten Inhaltes mit Signierung des Verfassers. Seltsam erscheint uns noch immer die übermäßige Ausdehnung der ausländischen Rubrik. Das erklärt sich aus den Zuständen des Vormärz. Irgendwie wollte der politische Hunger des Publikums gestillt sein; da aber aus und über Österreich nicht viel zu sagen war, bot man dem Leser in überreicher, fast grotesker Fülle Berichte und Darstellungen aus allen Weltgegenden. Wenn sich im Laufe der neueren Zeit das Raumverhältnis zwischen der inländischen und der ausländischen Rubrik in unseren Zeitungen immer mehr zugunsten der ersteren verschoben hat, so ist dies eben nur der äußere Exponent innerer politischer Wandlungen. Zunächst war es die Einführung verfassungsmäßiger Reformen mit ihren gesetzgebenden und Selbstverwaltungskörpern, welche die Zeitung mit einer Überfülle neuen Stoffes versorgte; schon dadurch wurde das Interesse am Ausland geschmälert. Hinzu trat dann der Wandel in den völkerrechtlichen Anschauungen, der sich während der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts vollzog. Indem das Prinzip der Nichtintervention immer mehr an Boden gewann, schieden die Vorgänge des Auslandes aus dem unmittelbaren Interessenkreise, traten sozusagen vom ersten Plane der politischen Bühne zurück und sonderten sich immer schärfer von den internen Angelegenheiten des Vaterlandes ab.

* * *

Wir sind beim Jahre 1848 angelangt. Noch ehe die politische Revolution ausgebrochen ist, hat sich in und an der „Wiener Zeitung" eine technische Revolution vollzogen. Mit dem 1. Jänner des Sturmjahres tritt uns das Blatt in einem Riesenformat entgegen, das die Größe der heutigen Zeitung fast um die Hälfte überragt. Die „Wiener Zeitung" ist — freilich dauert die ganze Größe nur ein halbes Jahr — plötzlich unter die journalistischen Söhne Enaks geraten. Dem jähen Wechsel der äußeren Gewandung entspricht eine plötzliche Änderung des ganzen Charakters der Zeitung; das moderne Blatt ist da. Es ist, wie wenn ein heißer Südwind in einer einzigen Nacht Blumen und Blüten in ungeahntem Reichtum hervorzaubert. Die auffallendste Neuerung ist die Einführung des Feuilletons unterm Strich[12]). Allerdings

[12]) Abbé Geoffroy, der Theaterkritiker des „Journal des Débats" in den Jahren 1800—1814, war der erste, der im Erdgeschoße der Zeitung, unterm Strich schrieb und die Bezeichnung „Feuilleton" wählte. In der Nummer vom 8. Pluvôse des Jahres VIII. (18. Jänner 1800) wird zuerst die Teilung des Blattes durch den Horizontalstrich vorgenommen. Anfänglich ist die Reform allerdings eine mehr äußerliche, man steckt auch Wetternachrichten, Reklamenotizen und allerlei sonstigen Plunder in diese Abteilung hinein, doch schon vom 2 März ab erscheinen dort die Theaterkritiken, und das Feuilleton wird zur reservierten Stätte des Schöngeistigen in der Tageszeitung (An dem Abbé Geoffroy, der lange Zeit als der Typus eines bestechlichen Theaterkritikers gegolten hat, hat Charles

war die Absonderung des Feuilletons zunächst eine mehr äußerliche, ebenso wie sie es in der ersten Zeit beim „Journal des Débats“ gewesen. Auch bei der „Wiener Zeitung“ stopfte man in die Rubrik anfänglich die unmöglichsten Dinge hinein, neben Theaterkritiken und Buchanzeigen zieht das schwere Geschütz statistischen Materiales auf, mitunter verirren sich hieher auch meteorologische Mitteilungen, Berichte eines Pensionsinstitutes oder gar Einnahmenausweise der Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

War die „Wiener Zeitung“ schon mit Beginn des Jahres 1848 eine ganz neue geworden, so wurde sie durch die Märzereignisse völlig revolutioniert. Sie wurde ein durch und durch politisches Blatt, ein Teil der „presse d'opinion“.

Dieser Abschnitt in der Geschichte des Blattes, überreich an historisch-politischem Gehalt, wird an anderer Stelle vom Standpunkte des Geschichtsschreibers eingehend behandelt werden. Wie es überhaupt kommen konnte, daß eine Zeitung, die im Bewußtsein der Mitwelt als ein Hof- und Staatsanzeiger lebte, sich über Nacht in eine politische Posaune verwandelte, das ist schon bei der Darstellung der äußeren Geschichte der „Wiener Zeitung“ und ihres Verhältnisses zur Staatsgewalt dargelegt worden. Das Publikum scheint den Widerspruch zwischen dem bisherigen Charakter der Zeitung und der nunmehrigen Ungebundenheit der politischen Meinungsäußerung scharf empfunden zu haben, denn es hatte ja von den internen Verhältnissen des Blattes keine Kenntnis und wußte nicht, daß bloß dem amtlichen Teile der offizielle Charakter anhaftete. Wiederholt, so in der Nummer 146 vom 26. Mai, sieht sich darum die Redaktion veranlaßt, daran zu erinnern, „daß sie von den Ministerien und Behörden keine anderen Mitteilungen zu empfangen hat, als solche, welche in den amtlichen Teil gehören, indem nur dieser kontraktmäßig der Staatsgewalt zur Verfügung gestellt, der nichtamtliche Teil aber von jedem Einflusse derselben völlig frei sei“. Trotz dieser auch schon vorher abgegebenen Erklärungen [18])

Marc des Granges in seinem Werke „Geoffroy et la Critique sous le consulat et l'émpire (1800—1814)“ — vgl. die Anzeige des Werkes in der „Neuen Freien Presse“ vom 19. Oktober 1899, Nr. 12629 — eine Ehrenrettung versucht. Geoffroy verdient auch Interesse als Journalist von unerhörter Produktivität; er soll nicht weniger als 7237 polemische Artikel gegen Voltaire verfaßt haben.) Nach Geoffroy blieb Frankreich noch lange Zeit die Heimat des Feuilletons und dort gelangte es zu seiner höchsten Blüte. Jules Janin erhob im „Journal des Débats“ das dramaturgische Feuilleton zur Vollendung, ihm folgte eine Reihe der glänzendsten Schriftsteller, wie Sainte-Beuve, Alphonse Karr, Francisque Sarcey, Edmond About, Theophile Gautier u. v. A. Der fulminante Erfolg, den Emile de Girardin mit seiner „Presse“ erzielte, war — nebst der Herabsetzung des Abonnementspreises von jährlich 80 auf 40 Fr. — vorzüglich dem Feuilleton zu danken. Er zahlte Eugène Sue und Alexandre Dumas fabelhafte Preise für die Romane, die sie im Feuilleton seines Blattes veröffentlichten, und die Konkurrenzblätter sahen sich gezwungen, ihm hierin zu folgen. Der „Siècle“ bot seinen Feuilletonisten 1.20 Francs für die Zeile; Eugène Sue bekam für die „Geheimnisse von Paris“ 50.000 Francs, für den „Ewigen Juden“ erhielt er vom „Constitutionnel“ 100.000 Francs Alexandre Dumas führte bekanntlich den fabriksmäßigen Großbetrieb des Feuilletonromans ein, er hatte zu der gleichen Zeit immer eine ganze Reihe von Engagements für die Blätter und man erzählt, daß er zur Zeit, wo er diese Verpflichtungen einging und schon die ersten Nummern seiner Romane erscheinen ließ, keine blaße Ahnung davon hatte, wie die Erzählung fortgeführt und welche Schicksale seinen Helden beschieden sein würden. — In Deutschland bemächtigten sich dann zunächst die Jungdeutschen der neuen literarischen Kunstform.

[13]) So wird in Nummer 94 vom 3. April versichert, der nichtamtliche Teil „beanspruche nur das Gewicht seines inneren Gehaltes“.

kommt der Leser beim Durchblättern des I. und II. Quartals 1848 aus dem Erstaunen nicht heraus, wenn die „Österreichisch-kaiserlich priv. Wiener Zeitung" in ihrem nichtamtlichen Teile der Krone Ratschläge erteilt, wiederholt eine scharfe Oppositionsstellung bezieht oder gelegentlich erklärt, daß sie zwar nicht systematisch Opposition treibe, aber doch sich genötigt sehe ꝛc. ꝛc. Das führt zu ganz grotesken Folgen; mehr als einmal sieht sich der Ministerrat oder ein Ressortminister genötigt, im amtlichen Teile des Blattes den Behauptungen oder Darlegungen entgegenzutreten, die einige Tage vorher im nichtamtlichen Teile enthalten waren.

Man begreift, daß solche Zustände nicht haltbar waren und alsbald — es geschah schon nach einem halben Jahre — zu einer gründlichen Änderung führen mußten. Unhaltbar waren sie nicht nur vom politischen Standpunkte der Staatsverwaltung, sondern auch vom rein journalistischen. Ein regelrechter Zeitungsbetrieb setzt eine alle Teile des Blattes verbindende geistige Einheit voraus. Gewiß ist es nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich abweichenden Anschauungen Gastfreundschaft gewährt wird, und eine solche Bereitwilligkeit, mitunter auch die Stimme des Gegners zu Worte kommen zu lassen, erhöht den Reiz des Blattes. Aber hievon abgesehen muß zwischen allen Rubriken eine gewisse Übereinstimmung der Grundanschauungen bestehen. Man denke sich etwa eine Zeitung, deren politischer Teil vom radikalsten Fortschrittsgeiste erfüllt wäre, während die wirtschaftliche Rubrik alle Ideale ökonomischer Gebundenheit und Reglementierung hütete; ein Blatt, dessen literarische Kritik von einem zügellosen Modernitätsfanatismus, dessen Theaterkritik von dem strengsten Konservativismus beherrscht wäre; ein Blatt, dessen Leser also gezwungen wären, von Seite zu Seite sich in ganz neue Gedankengänge und Anschauungskreise zu versetzen. Wohl kann es Zeitungen geben, die programmgemäß ein Sprechsaal für alle Meinungen sein wollen. Das sind jedoch verschwindende Ausnahmen. Die Regel ist, daß eine Zeitung eine organische Einheit bildet, daß sie als Ganzes den Ausdruck bestimmter wirtschaftlicher, politischer, ästhetischer Überzeugungen darstellt, und hierin liegt ja die Bedeutung jenes Wortes „Institut", das einst mit gutem Bedacht für die Zeitung angewendet wurde. Darum war es, von den politischen Unzukömmlichkeiten abgesehen, auf die Dauer unmöglich, daß im Rahmen eines und desselben Blattes hart neben den amtlichen Mitteilungen und Erklärungen der Staatsregierung sich die Ergüsse verantwortungsloser und häufig desorientierter Publizisten fanden, die nach Inhalt und Form einer ganz anderen Welt angehörten. Daß dieser Zustand überhaupt, wenn auch nur für kurze Zeit, eintreten konnte, das war eben nur aus den Ereignissen des Sturmjahres zu erklären, die mit so unerhörter Wucht und Plötzlichkeit hereinbrachen, daß sie auch im Verhältnisse der offiziellen Zeitung zunächst eine Phase der Regellosigkeit herbeiführten.

Hat man sich einmal von dem Erstaunen erholt und faßt man den journalistisch-technischen Charakter der Zeitung während dieser interessanten Episode ins Auge, so fällt vor allem das Übermaß der politischen Auseinandersetzung auf. Die Tagespresse leidet ja auch heute keinen Mangel an innerpolitischen Erörterungen; täglich ein oder zwei Leitartikel des Morgens, eine politische Übersicht in der Abendausgabe, dazu noch Notizen und kleinere Aufsätze halb tatsächlichen, halb subjektiven Inhalts — das ist gerade nicht wenig. Aber was will es besagen gegen unsere Zeitung aus dem Jahre 1848!

Das Blatt ist überreich an Politik; wo man es anfaßt, starrt einem Politik entgegen. Alle vernünftigen Dispositionsverhältnisse zwischen den einzelnen Rubriken sind verschoben, das Jahrzehnte lang zurückgedrängte Bedürfnis nach politischer Diskussion überflutet alle Dämme, im seligen Rausch der jungen Freiheit kennt man nicht Maß noch Ziel. Leitartikel und politische Zuschriften aus dem Publikum, und nochmals Leitartikel und politische Korrespondenzen aus allen Teilen des Staates wie aus dem Auslande, das findet keine Grenzen, alles ist aus Rand und Band. Daß es Leser gibt, namentlich Frauen, die von ihrer Zeitung auch anderes verlangen als Politik, daß die mannigfachen Interessen künstlerischer, wissenschaftlicher, sozialer Art in der Zeitung berücksichtigt sein wollen, das scheint dem Bewußtsein jener sturmbewegten Zeit abhanden gekommen zu sein.

Die Form der politischen Artikel ist im großen und ganzen vorwurfsfrei, das Blatt bewegt sich mit formaler Sicherheit und Gewandtheit, mitunter auch nicht ohne Grazie auf dem ungewohnten Boden der Politik. Man weiß ja, welche vortrefflichen Federn im Dienste der Zeitung standen; neben den ständigen Mitarbeitern ließen sich gelegentlich Meister des Stils vernehmen, wie Perthaler, dessen Beiträge durch sachliche Gediegenheit und sorgfältig geschliffene Form sich bemerkbar machen. Will man besondere Eigentümlichkeiten feststellen, so wären namentlich zwei Merkmale hervorzuheben: Zunächst findet man eine gewisse Neigung zu allgemeinen und theoretisierenden Darlegungen. Sie erklärt sich wohl daraus, daß man ein junges Glück genoß und mit einem Lesepublikum rechnete, dessen politische Erziehung noch nicht weit gediehen war; da hielt man es für angemessen, jede Erörterung ab ovo zu beginnen. Sodann wird man in den meisten Aufsätzen einen Schwung und ein Feuer finden, das unserer beruhigten, teilweise auch ernüchterten Zeit abhanden gekommen ist. Solche Glut- und Siedehitze erscheint uns nicht nur veraltet, sie wäre heute auch bedenklich, weil sie mehr als einmal die Gefahr des Lächerlichwerdens heraufbeschwören könnte. Zumal die Zuschriften aus dem Publikum sind häufig von der Art, daß sie das Wort von den „braven Leuten, aber schlechten Musikanten“ in die Erinnerung rufen. Namentlich der bildliche Ausdruck, der sehr beliebt ist, bewegt sich an den äußersten Grenzen der Gewagtheit und oft begegnet dem Leser eine der schlimmsten Sünden des Stils, die Vermengung heterogener Bilder. So fordert z. B. eine Zuschrift aus dem Publikum, es mögen schleunigst 40.000 Mann nach Italien gesendet werden, „wo um Stehen oder Fallen, Grünen oder Verdorren des österreichischen Ruhmesbaums die eisernen Würfel fallen“. Auch gewisse Unsitten aus den Kinderjahren politischer Diskussion fallen auf, deren Anwendung heute der gute Geschmack verbietet; so besteht einmal ein Leitartikel von Anfang bis zu Ende aus einer persönlichen Ansprache an den Erzherzog Johann, wobei zum Überflusse noch das „Sie“ und das „Du“ in wahllosem Kunterbunt abwechseln.

Wenn uns aus jeder Zeile des Blattes der heiße Atem einer fiebernden, manchmal delirierenden Zeit entgegenschlägt, kann es nicht wundernehmen, daß auch der technische Apparat von einem Furor ergriffen ist. Die Zeitung wimmelt von Druckfehlern; die allerschlimmsten werden berichtigt, die meisten der Korrektur durch den Leser überlassen. Hie und da freilich dürften die Druckfehler nicht die Folge einer begreiflichen Zerstreutheit und Erregung, sondern das Werk

übermütiger Laune und böser Absicht des Personals gewesen sein. So sollte es in einem Leitartikel Dr. Eggers im April heißen: Die österreichischen Abgeordneten müßten „Männer sein, die Ruhe und Festigkeit haben, um a n a r c h i s c h e Bestrebungen niederzuhalten". Aus den anarchischen Bestrebungen machte der Setzer m o n a r c h i s c h e, so daß, wie der bestürzte Verfasser in der nächsten Nummer des Blattes erklärte: „durch Mißverstand die Meinung dahin gedeutet werden könnte, als wolle die Monarchie bekämpft werden; dazu lasse sich in Österreich gewiß niemand hergeben, am allerwenigsten sei es seine Meinung". Das fragwürdige Deutsch dieser Richtigstellung verrät fast noch deutlicher als der Druckfehler die permanente Unruhe und Erregung, unter der sich die journalistische Produktion jener Tage vollzog.

Alle diese Zwischenfälle und Entgleisungen dürfen aber das Gesamturteil über die Zeitung während jener merkwürdigen Periode nicht mehr als zulässig beeinflussen. Im großen und ganzen kann das Urteil nur günstig lauten. Mit überraschender Schnelligkeit hat sich die „Wiener Zeitung" den Forderungen einer neuen Zeit angepaßt und es verstanden, den wesentlich erhöhten Bedürfnissen des Publikums gerecht zu werden. Sie ist reichhaltig, aktuell, lebendig, durch und durch modern geworden, und auch die politische Haltung des Blattes wird man richtig beurteilen, wenn man sich die Zeit vergegenwärtigt mit ihren furchtbaren Schwankungen und Erschütterungen, denen ein armer Zeitungsredakteur leicht ratlos gegenüberstand.

Am rückständigsten bleibt zunächst noch der Informationsdienst. Den Bericht über die Eröffnung der Frankfurter Nationalversammlung am 18. Mai findet man erst in der Nummer vom 27. Mai. Über die Sitzung der Nationalversammlung vom 29. Juni, in welcher Erzherzog Johann zum Reichsverweser über Deutschland gewählt wird, wird erst in der Nummer vom 3. Juli referiert, u. zw. in einem kurzen Telegramm aus Prag und durch einen Abdruck der „auf außerordentlichem Wege" hiehergelangten Extraausgabe der „Frankfurter Oberpostamtszeitung". Die Wiener Ereignisse vom 6. Oktober, darunter die Ermordung Latours, werden erst in der Abendausgabe des nächstfolgenden Tages erwähnt. Aber auch die Berichterstattung sollte sich alsbald modernisieren: Der elektrische Telegraph tritt in den Dienst des Journalismus. Zunächst allerdings begegnen wir nur telegraphischen Mitteilungen, die nicht unmittelbar der Zeitung selbst zugehen, sondern an Behörden eingelangt sind, von denen sie dann nach Lage des Falles im amtlichen Wege der Zeitung mitgeteilt werden. So bringt die Nummer vom 12. November an der Spitze des amtlichen Teiles die Verlautbarung:

„Vom k. k. Telegraphenamte der nördlichen Inspektion um 8 Uhr 25 Minuten am 11. November 1848 eingelangt, von Herrn Minister Wessenberg in Olmütz an den Konferenzrat im Ministerium des Aeußern, Freiherrn von Lebzeltern expedirt um 8 Uhr 35 Minuten abends am 11. November 1848.

T e l e g r a p h i s c h e D e p e s c h e.

Seine Majestät haben den Reichstag in Kremsier auf den 22. d. Monates vertagt, was sogleich durch die Zeitungen bekanntzugeben ist.

Wien, ut sup.

Engelbert Matzenauer,
k. k. Ober-Telegraphist."

* * *

Es wurde bereits erwähnt, daß die Sturm- und Drangzeit in unserem Blatte ein halbes Jahr lang währte. Mit Ende Juni treten Heyßler und Stubenrauch von der Redaktion zurück und am 1. Juli erscheint das Blatt, unter Dr. Schmidls Leitung, als deklariertes Organ der Regierung. Es kehrt zu einem kleineren Format zurück und über alle Teile der Zeitung verbreitet sich wieder Ruhe und Ausgeglichenheit. Allein es wäre irrig anzunehmen, daß sie nunmehr in die frühere Gebundenheit zurückverfallen wäre. Das Maß berechtigter Bewegungsfreiheit, das das Blatt in der ersten Hälfte des Jahres 1848 erworben, wird nicht mehr preisgegeben. Insbesondere die innere Politik nimmt nach wie vor einen breiten Raum ein. Wir finden nicht nur eingehende Tatsachenberichte, sondern auch zahllose raisonnierende Artikel, in denen allerdings im großen und ganzen die Übereinstimmung mit der Regierungspolitik, doch aber auch eine gewisse Freiheit der Diktion und insbesondere die Freiheit, alle Fragen des Tages zu berühren, gewahrt wird. Neben ausführlichen Erörterungen in Form leitender Artikel werden Original-Korrespondenzen aus allen Teilen der Monarchie veröffentlicht, mit den Reichstagsverhandlungen tritt die neue Aufgabe der parlamentarischen Berichterstattung an das Blatt heran, und in den bewegten Tagen des Herbstes 1848 entfaltet sich auch die Kunst der lokalen Berichterstattung. Nur die heitere Muse ist in diesen ernsten Tagen zum Schweigen verurteilt. Geraume Zeit verschwindet das Feuilleton, und die an sich reichhaltigen, gediegenen Beilagen bringen vorwiegend nur schwereres Material: Aufsätze politischen, volkswirtschaftlichen, ethnographischen und sonstigen wissenschaftlichen Inhalts, Abhandlungen über Volkshygiene u. dgl.

Die folgenden Jahre bedeuten somit keine Epoche der Reaktion für die „Wiener Zeitung"; ihre innere Entwicklung wird nicht unterbrochen. Das Jahr 1850, in welchem bereits telegraphische Originaldepeschen des Blattes sich einstellten, sei als der Schlußpunkt dieser Darstellung des journalistischen Werdeganges der Zeitung gewählt. Mit diesem Zeitpunkte war der feste Rahmen geschaffen, innerhalb dessen die weitere Entwicklung sich vollziehen sollte: die neue Zeitungspraxis hatte von dem Blatt Besitz ergriffen.

Das Anzeigewesen der Wiener Zeitung in seinen Anfängen.

Von

Dr. Friedrich Sträßle.

Zeitung und Inserat gelten in der Gegenwart vielfach als untrennbare Begriffe. Und nicht mit Unrecht! Dürfte es doch heute gar schwer fallen, eine Tageszeitung oder auch nur eine Monatsschrift zu finden, die nicht wenigstens auf ihrer letzten Seite oder auf dem Umschlagbogen gegen Entgelt Mitteilungen Privater an Private — das sind im wesentlichen die Zeitungsanzeigen — einigen Raum gewähren. Die enge Verbindung von Zeitung und Inserat, die gegenwärtig die Presse aller Kulturgebiete zeigt, liegt indessen nicht in deren Wesen begründet: sie ist ein Ergebnis historischer Entwicklung, das sich im Laufe der Jahre allmählich herausgebildet hat. Erst als um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts die beengenden Schranken der Presse gefallen waren, verwuchsen Zeitungs- und Anzeigewesen so fest ineinander, daß heute eine Trennung ohne schwere Schädigung des einen oder des anderen kaum mehr möglich erscheint.

Blicken wir auf die ersten Kinderjahre der Zeitungen zurück, so zeigt sich, daß unsere Vorfahren das Inserat kaum der Sache, geschweige denn dem Namen nach kannten. Die verschiedenartigen Bedürfnisse, denen heute die Zeitungsanzeige dienen soll, waren damals eben nicht vorhanden oder konnten, falls sie sich doch einstellten, auf andere Weise befriedigt werden; der engere Lebens- und Wirtschaftskreis gestattete die Anwendung einfacherer Mittel. Behördliche Anordnungen und Verbote, die an die Allgemeinheit gerichtet waren, wurden z. B. in Wien um die Wende des XVII. Jahrhunderts durch „öffentlichen Ruf" kundgemacht [1]) oder an öffentlichen Plätzen angeschlagen [2]); wollte man einer Veröffentlichung weitere Verbreitung sichern, so kam es selbst

---

[1]) Vgl. „Diarium" vom 3. Februar 1705: „. . . wurde auf der hohen Obrigkeit Befehl nachfolgender Ruff (die Aushackung des Fleisches und die öffentliche Mascara betreffend) außgeblasen."

[2]) Z. B. am Rathause; so bestimmte noch die Wiener „Becken-Ordnung" vom 17. März 1719, man solle an das Rathaus und die Stadttore zu jedermänniglich Wissen und Lesen anschlagen, nach welcher Satzung sich die Bäcker zu richten haben (Codex Austriacus III).

bei rein privaten Angelegenheiten vor, daß man die Kanzel [3]) heranzog. Die Dienst- und Arbeitsvermittlung, die im Inseratenteile der heutigen Zeitungen so ausgedehnten Raum beansprucht, erfolgte vor zweihundert Jahren teils durch die Zünfte und „geschworene Zubringer" [4]), teils durch bloße Empfehlung im Bekanntenkreise. Hatte man eine Wohnung oder andere Räume zu vermieten, so pflegte man „altem Gebrauche nach an die Haustüren Zettuln anzuschlagen" [5]). Gewerbetreibende und Handwerker hatten damals wenig Interesse daran, ihre Arbeit oder ihre Erzeugnisse anzukündigen; Zunft- und Marktordnungen sicherten ihnen den Absatz, behördliche Preistaxen hielten die Konkurrenz nieder; wollte aber ein Händler oder Krämer seine Feilschaften bekannt machen, dann ließ er sie auf Markt und Straße öffentlich ausrufen [6]) und anpreisen, um Käufer anzulocken.

Solche Gebräuche und Gewohnheiten erfuhren keine Änderungen, als in Wien gedruckte Zeitungen regelmäßig zu erscheinen begannen. Diese waren zunächst nicht für die große Masse der Bevölkerung bestimmt, sondern nur für die gebildeten Kreise berechnet. An letztere sind daher auch die ersten Anzeigen gerichtet, die im „Wiennerischen Diarium" erschienen; sie gehen von dessen Drucker und Verleger Johann B. Schönwetter selbst aus und betreffen neue Bücher, Broschüren und sogenannte „Relationen" seines Verlages, für die eben nur bei Gebildeten Interesse zu vermuten war.

Daß gerade Buchdrucker, in Wien ebenso wie anderwärts, die ersten Inserenten [7]) waren, mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen. Die Tatsache erklärt sich indes auf einfache Weise; die Buchdrucker hatten ganz besonderes Interesse daran, ihre Ware möglichst rasch bekannt zu machen und abzusetzen, denn fand ein Buch Anklang im Publikum, so dauerte es in jener Zeit, die einen rechtlichen Schutz des geistigen Eigentums nicht kannte, meist nicht lange, bis ein Konkurrent einen Nachdruck auf den Markt brachte und ihn vielleicht noch billiger als das Originalwerk abgab.

Die Ideen des Merkantilismus erfüllten das Zeitalter Leopolds I. und Karls VI. Seine bedeutendsten Vertreter Becher, Hornick und Schröder, ein hell leuchtendes Dreigestirn, hatten längere Zeit in Wien gelebt und gewirkt, ihre Anregungen und Ideen waren hier auf fruchtbaren Boden gefallen und wenigstens teilweise ins praktische Leben überführt worden. Industrie und

[3]) Vgl. „Diarium" vom 7. August 1720; ein Bauer hatte ein Paket, das er in der Leopoldstadt hätte abgeben sollen, dort nicht abgeliefert; der Beschädigte ließ daher zur Eruierung des Täters die Veruntreuung „auch auf verschiedenen Kanzeln vermelden".

[4]) Dienstbotenordnung vom 15. Juli 1688 (Codex Austriacus I. S. 278).

[5]) „Diarium" vom 15. Juli 1730.

[6]) Vgl. die Bestimmung der Infektions-Ordnung der Stadt Wien vom 9. Jänner 1679, Kapitel „Wie man sich in Infektionszeiten zu verhalten". Es sind . . . 7.) „auch die Zeitungssinger, bei welchen sich gemeiniglich eine Menge Volks zu versambeln pfleget, ingleichen auch diejenige Quacksalber, Tyriaks-Kramer und andere Schreyer, welche von der medicinischen Facultät nicht examiniret seynd noch sonst ihre Waaren zu verkauffen absonderliche Erlaubnuß haben, vom Markte hinwegzuschaffen".

[7]) Nach Hjalmar Schacht: Die Entstehung des Zeitungsanzeigewesens (Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" Nr. 12, 1899) ist die erste Annonce eines deutschen Blattes in dem 4. Stück der Berliner „Einkommende Ordinari-Postzeitungen" vom Jahre 1665 enthalten und lautet: „Hiebey werden einige relationes von dem Cometen umb 1 Groschen absonderlich verkaufft."

Handel erfreuten sich staatlicher Förderung, Fabriken wurden gegründet, das Verkehrswesen begünstigt. Man sollte glauben, daß in einer solchen Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges auch das Inseratenwesen sich rasch entfalten werde, da doch alle diese neuen Unternehmungen gern die Gelegenheit ergreifen würden, um in den Blättern auf ihre Erzeugnisse aufmerksam zu machen oder ihre Dienste zu empfehlen. Aber nichts von alledem zeigt sich! Man kennt die Vorteile der Inserate noch nicht, weiß nicht, in welch günstiger Weise sie den Absatz zu beeinflussen vermögen; noch lange Zeit bleiben die neuen Unternehmungen dem Inseratenteile des „Diariums" fern und erst in späteren Jahren versuchen es einzelne, im Wege einer Anzeige mit der Öffentlichkeit in Verbindung zu treten.

Am 8. August 1703 war das „Wiennerische Diarium" zum erstenmale erschienen, aber erst fünf Wochen danach, in der Nummer vom 15. September rückte Schönwetter am Schlusse des Blattes, hinter der Liste der Todesfälle folgende Zeilen ein:

> „Item ist zu haben die eigentliche Relation von dem von Ihro Römis. Kayserl. und Röm. Königl. Majestäten an deß Ertz- Hertzogen Carls Durchl. beschehenen Actu Cessionis und Declarationis wegen der Succession der Spanischen Monarchie."

Der Zessionsakt, für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges von hoher Wichtigkeit, war am 12. September mit großer Feierlichkeit in der „Favorita" vor sich gegangen. In seiner nächsten Nummer berichtete das „Diarium" ganz knapp darüber mit dem Beifügen: „wovon die Particularia samt dem Kupfferstich bei dem Verleger dieses Diarii absonderlich zu haben" und brachte gleichzeitig obige Zeilen: das erste Inserat war erschienen.

In den folgenden Jahren ist Schönwetter „Universitätischer Buchhandler beym rothen Ygel" der einzige Inserent seines Blattes. Nur hie und da erscheinen neben seinen Anzeigen Edikte der „in Banco-Sachen verordneten kaiserlichen Ministerial-Commission", die den Charakter von Inseraten tragen und meist die Verpachtung von Gefällen, wie des Fleischkreuzer-Aufschlages oder des Weinzehents betreffen. Eine einzige Abwechslung in dieser etwas eintönigen Reihe bietet das Jahr 1704: hier bringt Nr. 90 des Blattes als Beilage ein Edikt vom 17. März jenes Jahres, das dem J. B. Busi gestattet, „in Wienn ein Lotto oder Glückshafen aufzurichten" und in ausführlicher Weise die „Ordnung und Conditiones" hiefür festsetzt. Damit führt sich gleichzeitig eine neue Gattung von Anzeigen ein, die namentlich in späteren Jahren manche Spalte des „Diariums" füllen.

Großen Umfang besaß das Inseratengeschäft der ersten Jahre nicht und einträglich kann es auch nicht gewesen sein, denn der stärkste Inserent des „Diariums" war ja sein Herausgeber selbst, der gewiß nichts dafür bezahlt hat; daß aber die Veröffentlichung der bezeichneten Edikte gegen Entgelt erfolgt sei, ist kaum anzunehmen. Schönwetters Geschäft kann es daher keinen Eintrag getan haben, wohl aber war es für die weitere Ausgestaltung des Anzeigewesens in Wien von weitreichender Bedeutung, als Kaiser Josef I. im Jahre 1707 ein Fragamt errichtete, das Handel und Wandel befördern und zum Teile jene Funktionen erfüllen sollte, die wir heute den Zeitungsanzeigen zuweisen.

Die erste Anregung zur Gründung eines Fragamtes war von dem 1569 verstorbenen Vater des berühmten Essaisten Montaigne ausgegangen [8]. „Mein Vater hat immer gewünscht — erzählt der Essaist — daß es in den größeren Städten einen bestimmten Ort geben sollte, zu welchem diejenigen, welche etwas brauchen, sich begeben könnten, um durch einen eigens zu diesem Zwecke aufgestellten Beamten ihre Angelegenheit registrieren zu lassen, wie: „ich suche Perlen zu kaufen“ oder „ich suche Perlen zu verkaufen . . . .“, jeder nach seinem Bedürfnis. Und es will scheinen, daß dieses Mittel der gegenseitigen Benachrichtigung dem ganzen Handel eine große Erleichterung bringen würde.“ Zur Verwirklichung kam dieser Gedanke erst ein halbes Jahrhundert später, als der Pariser Arzt Theophraste Renaudot ein „bureau d'adresse et de recontre“ eröffnete, das „un centre d'information et de publicité“ sein sollte. 1630 trat dasselbe voll in Wirksamkeit und erfuhr 1633 eine wichtige Ausgestaltung, indem Renaudot die Liste der Angebote und Nachfragen drucken ließ und so das erste „Intelligenzblatt“ begründete.

Drei Jahre später, 1636, tauchte auch in Wien der Plan zur Errichtung eines solchen Fragamtes auf [9], indem Johannes Angelus von Sumaran, „Hispanus gente“, Professor der fremden Sprachen [10] an der hiesigen Universität, bei der niederösterreichischen Regierung um die Erlaubnis ansuchte, hier, nach ausländischem Muster eine „Fragstube“ einzurichten, die der Jurisdiktion der Universität unterstellt werden sollte. Die Regierung verlangte hierüber ein Gutachten vom akademischen Senate und dieser übergab die Sache der theologischen Fakultät zur Erledigung. Formelle wie materielle Gründe bestimmten die Fakultät zu einem abweislichen Bescheid. Vor allem war sie gegen die Unterordnung der Fragstube unter die Jurisdiktion der Universität, weil sonst deren Gericht mit Streitigkeiten überlastet werden könnte; weiters wäre nach ihrer Meinung zu befürchten, daß durch diese taberna mercatoria eine Art Monopol geschaffen und viele Personen, die von der Geschäftsvermittlung leben, um ihr Brot gebracht würden; schließlich trat sie dem Vorschlage auch entgegen, weil die Fragstube infolge des regen Verkehres, der sich dort entwickeln könnte, leicht zu einem „seminarium peccatorum“, zu einer Pflanzstätte der Sünde würde. Daß die niederösterreichische Regierung nach dieser Äußerung die angesuchte Bewilligung nicht erteilte, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Fünfzig Jahre schlummerte nun der Plan. Erst Wilhelm Freiherr von Schröder griff die Idee wieder auf, indem er in seinem 1686 erschienenen Werke „Fürstliche Schatz- und Rentkammer“ (98. Kapitel) zur Förderung des Verkehres die Errichtung eines Intelligenz-Comptoirs, verbunden mit der

---

[8] Vgl. Dr. Ludw. Munzinger: „Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen“ (Heidelberg 1902), S. 28. Munzingers verdienstvolle Arbeit bezieht sich nur auf Zeitungen, die im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches erscheinen, auf die österreichische oder speziell auf die Wiener Presse nimmt sie keine Rücksicht.

[9] Vgl. im „Wiener Communal-Kalender 1893“ SS. 418—426: Zur Geschichte des Wiener Fragamtes.

[10] Das gleich zu erwähnende Fakultätsgutachten bezweifelt sein Recht auf diese Bezeichnung: miramur etiam, quomodo suplicans se scribat professorem, cum nullam linguam publice et ex stipendio universitatis praelegat vel doceat.

Ausgabe eines Intelligenzblattes empfahl, aber es währte noch eine Reihe von Jahren, bis der Gedanke hier Gestalt und Körper annehmen sollte.

Zur Bekämpfung des Bettelwesens, daß nach der Türkeninvasion stark überhand genommen hatte, sowie zur Versorgung der Armen und der abgedankten Soldaten erbaute Leopold I. das sogenannte Großarmenhaus vor dem Schottentor und betraute eine eigene Kommission mit der Aufgabe, die Mittel für dessen Erhaltung zu schaffen. Nach langen Beratungen, denen auch der Wiener Stadtrat zugezogen wurde, schlug sie endlich die Schaffung eines Versatz- und Fragamtes[11]) vor, dessen Erträgnisse der genannten Anstalt zufließen sollten. Ein Generale[12]) Kaiser Josefs I. vom 14. März 1707 genehmigte den Vorschlag und bestimmte bezüglich des Fragamtes folgendes:

„... weilen die Erfahrnuss bishero gezeiget, daß viele Partheyen verhanden, welche etwo ein Gut, Hoff, Hauß, Garten, Acker, Wisen, Weingarten oder andere unbewoegliche Gueter; item Koerner, Wein, Vaesser, Holtz, Heu, Pferd, Waegen, Galanterie-Waaren, Musicalische Instrumenta, wie auch Spallier, Bilder, Bibliothecen, und andere dergleichen Fahrnussen, die ohne merklichen Unkosten und Schaden nicht auff die Maerkt zu bringen seynd, zu verkauffen willens waeren, jedoch aber hierumben auß Mangel, daß eine solche Feilbietung nicht kundbar ist, keinen Kauffer überkommen können; Herentgegen auch andere Partheyen dergleichen Stuck gern kaeufflich an sich bringen moechten, wann sie von ein- oder anderer Feilbietung Wissenschaft hätten; als ist nit allein vorgemelter Ursachen halber, sondern auch beeden Partheyen zum besten, und zwar zu Erinnerung deß von denen Zubringern bißhero genommenen uebermaeßigen Lohns und daß sie von jeden Gulden sogar einen Groschen ungescheucht begehrt haben dises Frag-Ambt dahin eingerichtet worden, daß nicht nur auf freywilliges anmeldten eines jeden Verkauffers seine feilbietende Sachen in ein eigenes darzu absonderlich haltendes Protocoll gegen Bezahlung 17 Kr. Schreib-Gelds, wie er es begehrt und angibt eingeschriben werden, sondern auch dem Kauffer gegen ein gleichmäßiges Auffschlag-Geld erlaubt seyn solle, daß etwa verlangende Stuck in gedachten Buechern nachzuschlagen und alle Umbstaende zu seiner Nachricht darauß zu ersehen mit disem außdruecklichen Beysatz, daß, wann nachgehends ein- oder anderes hiervon verkaufft wurde, man dem Ambt dessentwegen weiter nichts zu reichen schuldig seyn, sondern solches nur zu dem Ende angezeigt werden solle: damit das verkauffte Stuck auß dem Protokoll widerumb abgethan werden moege. Wornach sich ein jeder zu richten, auch vor Schaden zu hueten wissen wird."

So groß auch der Geschäftskreis des neuen Amtes gezogen war, auf das Inseratengeschäft des „Diariums", das sich noch immer innerhalb der engsten Grenzen hielt, scheint es zunächst keine schädigende Wirkung geübt zu haben. Im Gegenteile, die Zahl der Ankündigungen in demselben stieg langsam

---

[11]) S. Dr. Albert Starzer: Das k. k. Versatzamt in Wien von 1707 bis 1900. (Wien 1901.) S. 10 ff.

[12]) Codex Austriacus III. S. 531 ff. und bei Starzer, a. a. O.

und neben den Anzeigen neuer Bücher tauchten auch solche anderen Inhaltes auf. So finden wir 1708 die erste Verlustanzeige, 1709 kündigt sich mehrmals ein Händler mit physikalischen Instrumenten an, überdies bringt dieses Jahr die erste Ballanzeige; Lotterieankündigungen wechseln mit Diebstahlsanzeigen, bald erscheinen auch die Verkäufer des Egerischen (Franzensbader) und des Rohitscher Sauerbrunnens als jährlich wiederkehrende Inserenten, Kunsthändler, „Steinschneider" (Operatoren), Zahnärzte, Marktfieranten, Badebesitzer u. a. m. stellen sich in bunter Reihenfolge ein, bieten ihre Waren aus oder preisen ihre Dienstleistungen an, kurz der Anzeigeteil des „Diariums" gestaltet sich von Jahr zu Jahr inhaltsvoller und abwechslungsreicher.

Inzwischen setzte auch das Versatz- und Fragamt seine Tätigkeit fort; während aber seine erste Abteilung, wie die im „Diarium" seit 1715 ziemlich regelmäßig veröffentlichten Listen der verfallenen und zur Versteigerung gelangenden Pfänder zeigen, einen starken Zuspruch hatte, wurde die andere von der Wiener Bevölkerung nur wenig benützt. Das Fragamt machte daher 1718 in einer längeren Kundmachung [13]) auf seine ersprießliche Vermittlungstätigkeit aufmerksam, versprach den Parteien auch, daß sie „auf verlangenden Fall ohne Benennung des Namens in den monatlich ausgehenden Verkauf in Druck mitinseriren" können und gab gleichzeitig eine Reihe von Gegenständen bekannt, die bei ihm demnächst „zum Feilbieten in Commission kommen" sollten, z. B. „ein Sträußl Praelianten" um 1400 fl., vier große Spiegel mit feingoldenen Rahmen um 2450 fl. u. dgl. m. Mit dieser Veröffentlichung war ein wichtiger Schritt zur weiteren Ausbildung des Amtes getan: die Herausgabe eines sogenannten „Intelligenzblattes", d. i. Anzeigeblattes, war angebahnt.

Trotz aller Bemühungen konnte das Fragamt in der Bevölkerung nicht festen Boden erlangen, seine Tätigkeit verlor ständig an Umfang, indes der Anzeigenteil des „Diariums", wenn auch unbedeutend, so doch stetig wuchs. Es kam soweit, daß sich, wie ein kaiserliches Patent [14]) vom 21. April 1721 bemerkte, im Fragamte „ungehindert deren fast täglich allwissender massen unzählbar fürgehenden dergleichen Verkauffungen gleichwohlen gar wenige, auch in denen letzten Jahren gar keine Partheyen hierum sich angemeldet haben". Das Patent brachte darum die Bestimmungen des Gründungsgenerales wieder in Erinnerung und ordnete zugleich „zu besserer Bequemlichkeit" des Publikums die Trennung von Versatz- und Fragamt an. Diese Scheidung, mit der vielleicht auch eine Änderung in der Leitung verbunden war, hatte für das Frag- und Kundschaftsamt — so lautete der neue Titel — die günstigsten Folgen. Durch eine Kundmachung [15]) lud es „alle Negotianten, sie mögen handeln, was sie wollen", ein, sich mit ihren Anliegen in seinem Bureau in der Weihburggasse anzumelden, „alda jedermänniglich ohn einigen Nachtheil in aller Stille um ein gar geringe fast nicht empfindliche Taxe von amtswegen gar förderlich bedienet werden soll". Gleichzeitig dehnte das Amt seinen Geschäftskreis auf die Vermittlung von Hypothekardarlehen aus und begann vom 6. Juni

[13]) „Diarium" vom 3. August 1718.

[14]) Codex Austriacus IV. S. 7 ff.

[15]) „Diarium" vom 30. Mai 1721.

angefangen damit, die Liste der bei ihm „eingeloffenen Negotien“ [16]) dem „Diarium“ beizuschließen. Eine der ersten erhaltenen Listen ist auf der letzten Seite des „Diariums“ vom 17. Jänner 1722 abgedruckt; von ihren 21 Posten, die in neun Gruppen zusammengefaßt sind, mögen im nachstehenden einige angeführt sein, um die Art dieser Ankündigungen zu zeigen.

So heißt es:

Nr. 681: ein schön wohlgebautes Haus auf einer wohlgelegenen Straßen, welches große Nutzungen abwirft, ist in der Stadt zu verkauffen per 60.000 fl.; könnte auch ein Wirtshaus daraus gemacht werden.

Nr. 676: hat ein End Reichen Zeig zu einer Mans-Veste und andere Sorten schwartz Damaschk zu verkauffen.

Nr. 661: eine qualificirte Person, so mit vornehmer Herrschaft in Ländern gewesen, redet vier Sprachen, ist in Fechten und Tantzen erfahren, wolte Hofmeister-Stelle bey jungen Herrn antretten, ist mit hoher Recommendation versehen.

Um die Tätigkeit des Amtes gegen den Mißbrauch durch Agenten und Zubringer zu schützen, erging unterm 18. September 1721 die kaiserliche Resolution [17]), „daß alle die Leute oder Unterhändler, welche etwan einige Negotien bei gedachtem Fragamt arglistig erforschen und hernach in solche sich einmischend ohne Vorwissen des Amtes schlüssig werden, mit gebührender Strafe angesehen werden sollen“.

Schönwetter setzte unterdessen in seinem „Diarium“ die Veröffentlichung von Inseraten ununterbrochen fort; ihre Zahl, an sich nie bedeutend, nahm um weniges zu, ihr Inhalt gewann an Mannigfaltigkeit. Brachte ihm das Frag- und Kundschaftsamt vielleicht auch keinen direkten Schaden, als gefährlichen und lästigen Konkurrenten wird er es doch angesehen haben; und das nicht ohne Grund! Das „Diarium“ konnte z. B. im ganzen Jahre 1721 nur 82 Anzeigen veröffentlichen, das Fragamt hingegen wies schon in seiner ersten Negotienliste von 1722, die bloß zwei Wochen umfaßte, 21 Posten auf, hatte also in vierzehn Tagen mehr Anzeigen erhalten, als das „Diarium“ in einem Vierteljahre.

Tiefeinschneidende Änderungen brachte dem „Diarium“ das Jahr 1722. Aus Gründen, die schon an anderer Stelle dargelegt worden, ward der Verlag des Blattes dem Schönwetter abgenommen und an Johann Peter van Ghelen übertragen; während aber ersterer sein Privilegium ohne finanzielle Gegenleistung an den Staat hatte ausüben können, mußte sich Ghelen verpflichten, für den — allerdings geschützten — Verlag des „Diariums“ einen Pachtschilling von jährlich 3000 fl. zu erlegen und den Preis des Blattes nicht zu erhöhen. Es war eine schwere Last, die er damit auf sich genommen hatte;

---

[16]) Von den öffentlichen Bibliotheken Wiens besitzt nur die Städtische Bibliothek ein vollständiges Exemplar des „Diariums“, beziehungsweise der „Wiener Zeitung“ seit 1703; indes fehlen in manchen Bänden einzelne Blätter, z. B. alle Negotienlisten des Jahres 1721, auf deren Beigabe jeweils im redaktionellen Teile hingewiesen wird. Die k. k. Hofbibliothek besitzt vom Jahrgang 1721 nur die Nummern vom 1. April bis 30. September.

[17]) „Diarium“ vom 10. Oktober 1721.

als kluger und erfahrener Geschäftsmann fand er sich indes bald in seiner neuen Lage zurecht und wußte nach kurzem jene Mittel in Anwendung zu bringen, die geeignet waren, die Einnahmen aus dem Verlage des „Diariums“ zu erhöhen.

Vor allem sorgte er für die Erweiterung des Blattes, indem er es inhaltsreicher und mannigfaltiger gestaltete, um ihm das Interesse weiterer Kreise zu gewinnen und den Absatz zu vermehren; zu diesem Behufe ersuchte [18]) er

> „jedenmänniglich in= und außerhalb Wien, wenn jemandem etwas merkwürdiges und wahrhaftes überschrieben wird oder in dem Ort und Nachbarschaft, wo er wohnhaft, dergleichen vorgehet, solches dem Verleger dieser Zeitungen, dem kaiserlichen Hofbuchdrucker Johann Peter van Ghelen zu communicieren und auf desselben Kosten mittelst der Post ausführlich mit allen darzu gehängten Umständen nebst Beifügung seines Namens zu überschreiben . . . .“

In zweiter Linie wendete er seine Aufmerksamkeit dem Inseratenwesen zu, das noch einen sehr tiefen Stand der Entwicklung aufwies. Daß seine Tätigkeit auch hier von Erfolg begleitet war, dafür sprechen die Zahlen: Schönwetter hatte es im Jahre 1721 im ganzen nur zu 82 Anzeigen gebracht, unter Ghelens Verwaltung wuchs ihre Zahl schon im ersten Jahre auf 89, im zweiten auf 147, im dritten auf 159 und sie behielt diese ansteigende Richtung auch in der folgenden Zeit stets bei. Neben den Buchanzeigen, die noch immer den ersten Platz einnehmen, mehren sich jetzt auch alle übrigen Gattungen von Inseraten, die schon sein Vorgänger eingerückt hatte. Überdies tauchen ganze Gruppen neuer Ankündigungen auf; so wird der bürgerliche Stadtkoch Johann Swoboda auf dem Kohlmarkt ein ständiger Inserent und empfiehlt je nach der Jahreszeit bald eine kräftige „Olla=Suppe“, bald eine heilwirkende „Klettensuppe“ oder einen guten „vin brulé“; der „Feldkircher Bott“ und seine Konkurrenten, darunter die „Schnecken=Kramerin“ auf dem hohen Markt stellen sich Jahr für Jahr mit ihrem „gerechten schwarzen Kerschengeist“ ein, jeder Winter bringt mehrere Anzeigen über die Veranstaltung von Glückshafen und Ausspielungen. Privatlehrer bieten ihre Dienste an und Schulen empfehlen sich zum Unterrichte von Kindern in verschiedenen Fächern; dazwischen hinein mischt sich zeitweise eine Anzeige von geistlichen Exerzitien bei den Jesuiten oder von einem festlichen Gottesdienste aus irgend einem besonderen Anlasse. Waren aller Art werden in gerichtlichen und außergerichtlichen Lizitationsedikten feilgeboten, Ghelen kündigt die von ihm verlegten Textbücher zu den bei Hofe aufgeführten Opern an, Mitteilungen über den Wagenverkehr nach Graz, Rom und Neapel wechseln mit solchen über eine neue Schiffsverbindung zwischen Wien und München. In bunter Reihe folgen alle diese Ankündigungen auf einander, nur das tägliche Leben mit seinen wechselnden Bedürfnissen bestimmt ihre Ordnung.

Selbstverständlich konnte Ghelen die Inserate, die jetzt schon einen verhältnismäßig großen Raum des „Diariums“ einnahmen und mitunter mehr als eine Seite füllten, nicht unentgeltlich aufnehmen, weil ihm selbst Kosten daraus erwuchsen; er mußte hiefür Bezahlung verlangen und er tat dies auch,

[18]) Inserat im „Diarium“ vom 19. Juni 1723.

wie mit voller Deutlichkeit aus nachstehenden Einleitungsworten zu der oben erwähnten Aufforderung hervorgeht.

> „Nachdeme sich bei Gelegenheit geäußert, daß ein- und andere einige neue Zeitungen oder Nova zu communicieren oder zu überbringen Bedenken tragen, in der Meinung, sie müßten etwas bezahlen, wann es diesen Zeitungen einverleibt werden solte, und aber ein großer Unterschied zwischen dergleichen neuen Zeitungen und Particular-Anzeigen zu machen ist: so wird jeder männiglich ersuchet . . ."

Neuigkeiten, d. h. „anmerkungswürdigen Sachen, die wenigstens das Briefporto wehrt seynd", werden also den Partikular-Anzeigen gegenübergestellt; für erstere zahlte Ghelen, wenn schon kein Honorar, so doch das Porto, letztere aber nahm er nur gegen Vergütung in das „Diarium" auf. Wie hoch diese bemessen war, läßt sich leider nicht mehr feststellen.

Wichtiger und wirkungsvoller als die bisher besprochenen Maßnahmen war es jedoch für die weitere Entwicklung des „Diariums", daß es Ghelen bei Erneuerung seines Vertrages im Jahre 1724 gelang, die Einstellung des „Mercurius", dessen Auflage auf 300—400 Exemplare geschätzt wurde, herbeizuführen. Wie die Sache gekommen, ist an anderer Stelle erzählt worden. Ghelen mußte freilich um 500 fl. mehr an Pacht zahlen, dafür war er aber jetzt der Konkurrenz ledig, und das „Diarium" das einzige Blatt, das hier in deutscher Sprache erschien.

Unterdessen ließ es auch das Frag- und Kundschaftsamt nicht an Bemühungen fehlen, seinen Geschäftskreis zu erweitern. Vom Anfang des Monates März 1722 wurde die Negotienliste „mit denen Zeitungen Diario und Mercurio" um einen Groschen (gleich drei Kreuzern) abgegeben, die an den Posttagen übriggebliebenen Exemplare aber nicht nur im Amte, sondern auch im Zwettl-, Freisinger- und Gundlhofe um einen Kreuzer verkauft und den Vorweisern der Liste im Kundschaftsamte „fürohin der angesuchte Numerus, was man verlanget oder andere verlangende Kundschaft frey ausgefolget"[19]). In weitschweifigen Kundmachungen wies das Amt immer wieder auf die vielen Vorteile, die seine Benützung dem Publikum verschaffe, und auf den großen Nutzen seiner „Kundschaftsblätteln" für Handel und Wandel hin. Diese Bestrebungen scheinen nicht vergeblich gewesen zu sein: der Verkehr im Amte hob sich, wie die stetig wachsende Zahl der Einschaltungen in den Kundschaftsblättern erkennen läßt.

Eine entscheidende Wendung in der Geschichte des Fragamtes vollzog sich im Jahre 1728. Um das Amt „auf einen bessern Fuß als es vorhin gewesen"[20]) einzurichten, wurde dessen Administration einer „tauglichen Person dergestalt anvertrauet, daß dem Publico keine mehrere Beschwärde aufgebürdet werde"[21]). Eine der ersten Einrichtungen, die der neue Administrator traf, war die Herausgabe eines selbständigen Blattes, das vom 14. April angefangen jeden Mittwoch und Samstag unter nachfolgendem Titel erschien:

---

[19]) Vgl. Anzeigen im „Diarium" vom 28. Februar, 4. und 21. März 1722.

[20]) „Diarium" Nr. 52 vom Jahre 1728 (Ende Juni).

[21]) Vgl. Beilage zum „Diarium" Nr. 27 vom Jahre 1728.

„Posttägliche Wiener Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von allerhand in- und außerhalb der Stadt zu kauffen und zu verkauffen, zu verleihen und lehnen, vorkommenden, auch verloren-, gefunden- und gestohlenen Sachen, sodann Personen, welche lehnen und ausleihen wollen, Bedienungen oder Arbeit suchen oder zu vergeben haben, auch sodann Nachrichten von Fuhrleuten, Reisenden, Verheirateten und Geborenen, wie dann auch von Licitationen, Citationen und grundobrigkeitlichen Publicationen; von Kirchen- und Bruderschaffts-Andachten und endlich für die Gelehrten auch von denen aller Orten neu ausgehenden Büchern rc."

Der weitläufige Titel, ganz dem Geschmacke jener Zeit entsprechend, erschöpft den Inhalt des Blattes vollständig; es diente nicht nur zur Veröffentlichung der im Fragamte eingelaufenen Anmeldungen, sondern brachte auch die Liste der Verehelichten und Geborenen, gewisse kirchliche Anzeigen und für die „Gelehrten und Liebhaber der Wissenschaften eine Meldung von denen allerorten neu ausgehenden Büchern in allerhand Sprachen, mathematischen und anderen neuen Erfindungen" rc. Wie man sieht, war es ein richtiges „Intelligenzblatt", wie solche schon seit 1722 in Frankfurt a. M. und seit 1727 in Berlin und anderen Städten Preußens erschienen. Der Wirkungskreis des Amtes sollte sich künftig, wie eine langatmige Begründung ausführt, nicht auf Wien beschränken, sondern „auf einige Meilen und weiter von hier extendiret" werden; die Vermittlungsgebühr betrug wie bisher 17 kr. für jede Offerte und für jede Nachfrage, der Preis des Blattes zwei Groschen im Einzelverschleiß, zwei Gulden bei vierteljährigem Bezug. Natürlich wurden auch wieder die mannigfachen Vorteile hervorgehoben, die das Amt seinen Kunden biete, und diesen zur größeren Bequemlichkeit gleich Muster für die verschiedenartigsten Ankündigungen unterbreitet. Zum Schlusse des Prospektes hieß es: „Dieses Frag- und Kundschaftsamt ist dermalen, in dem Ort, wo das Wiennerische Diarium verkaufet wird, gegen dem Hofballhaus über befindlich, alwo ein Jeder nach seinem Vergnügen bedienet wird."

Läßt schon diese letztere Mitteilung erkennen, daß zwischen dem „Diarium" und den „Frag- und Anzeigungsnachrichten" ein näherer Zusammenhang bestehe, so bringt ein späteres Inserat [22]), das die Abnehmer beider Blätter in der üblichen Weise um Vorausbezahlung des Abonnementbetrages „respective ersuchet und ermahnet", darüber volle Klarheit. Administrator des Fragamtes und Herausgeber des neuen Frag- und Kundschaftsblattes ist — Johann Peter van Ghelen, der Verleger des „Wiennerischen Diariums". Da er mit Anfang Juli auch den Verlag der „wälschen Zeitung" [23]) wieder

[22]) „Diarium" Nr. 52 vom Jahre 1728.

[23]) Am 25. Dezember 1723 wurde durch eine Anzeige im „Diarium" „jedermann und sonderlich denen Herren Liebhabern deren Italiänischen Zeittungen zu wissen gethan, wasmaßen dieses eingehende Neujahr . . . besagte wälsche Zeittungen nicht mehr . . . bey mir (Ghelen) sondern in der Singerstraßen . . . bey Herrn Johann Peter Schmaltz für eben den Preiß wie vorhin werden verkauffet werden". So blieb es bis zu Mitte des Jahres 1728. Anfangs Juni jenen Jahres wurde durch ein Inserat im „Diarium" „eine Person verlanget, die an gewissen Tagen in der Wochen das gantze Jahr hindurch auß der teutschen, frantzösischen und lateinischen Sprach in die wälsche gut übersetzen könnte: wann sich nun jemand, so der wälschen Sprache aus dem Grunde kündig ist, glaubt dazu fähig zu seyn, der kann sich hierüber beym Verleger des Diarii anmelden". Ghelen scheint

übernahm, befand sich jetzt fast das ganze Zeitungswesen Wiens in seiner Hand, denn außer den drei Blättern, die aus seiner Offizin hervorgingen, bestand nur noch eine „mit sauberen Kupffern" gezierte Monatsschrift, „Das merckwürdige Wienn", deren Erscheinen übrigens jeweils im „Diarium" angezeigt wurde, und vielleicht die eine oder andere geschriebene Zeitung [24]), die indes kaum als ernsthafte Konkurrenten inbetracht kamen.

Anfangs erschienen „Diarium" und die „Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" als selbständige Blätter nebeneinander, das erstere behielt seinen Inseratenteil bei und brachte mitunter sogar Anzeigen des Fragamtes selbst, solche „Negotien" betreffend, an deren weiterer Verbreitung diesem besonders gelegen war. Sieht man von der Person des Druckers und Verlegers ab, so bestanden zwischen beiden Blättern keinerlei Beziehungen. Doch schon mit Ablauf des ersten Jahres änderte sich dies: Ghelen gab vom 1. Jänner 1729 angefangen den Vierteljahrsabonnenten des „Diariums" das „Frag- und Kundschaftsblatt" um den halben Preis und bestimmte gleichzeitig, daß „hinfüro keine Publikationen oder Kundmachungen, Lizitationen, Ausspielungen und dergleichen mehr in das „Diarium" eingesetzet werden, weil sie gar zu viel Platz einnehmen, sondern sie werden alle Zeit in dem obgedachten „Frag- und Kundschaftsblatt" zu ersehen seyn" [25]).

Mit dieser Anordnung, die eine Aufteilung der Anzeigen auf beide Blätter vornahm, wurde zwischen diesen auch ein — zunächst allerdings nur loser — innerer Zusammenhang hergestellt, ein Wechselverhältnis geschaffen. Die Grundlagen, auf denen „Amtsblatt" und Inseratenteil (im engeren Sinne) der heutigen „Wiener Zeitung" beruhen, waren vollendet, die erste Entwicklungsperiode des Anzeigewesens abgeschlossen.

Der weitere Ausbau läßt sich mit einigen wenigen Strichen zeichnen. Das Kundschaftsblatt, für das anfangs 400, später 450 und schließlich 850 fl. als Pachtschilling an das Versatzamt gezahlt werden, geht mit der Zeit im „Diarium", beziehungsweise der „Wiener Zeitung" ganz auf und Ghelens Monopol, anfänglich nur ein tatsächliches, nimmt rechtliche Formen an. Seine Erben und Nachfolger erhalten vom Staate ein wirkliches Inseraten-

bald einen geeigneten Redakteur gefunden zu haben, denn schon Ende Juni konnte er anzeigen, „daß von dem 3. July an auch die wälsche Zeitung wie vorhin beim Verleger des Diarii wird zu haben seyn".

[24]) Geschriebene Zeitungen waren zwar durch Resolution vom 10. Mai 1672 verboten, tauchten aber immer wieder auf. Im Jahre 1716 bestand eine solche, wie aus einem Berichtigungsinserat des „Diariums" vom 22. April hervorgeht. Später scheinen sie sich einer gewissen Duldung erfreut zu haben, denn in einem Inserate vom 22. Juli 1722 wird „denen Herren Zeitungsliebhabern nochmals zur dienstlichen Nachricht beigebracht, daß die hiesigen gedruckten und geschriebenen Zeitungen nicht allein, sondern auch alle anderen auswärtigen, was Namen diese immer haben möchten, nach abgestatteter halbjähriger Vorhineinbezahlung bei hiesigem kaiserl. Obrist-Post-, Hof- und General-Erbpost-Amt in einem sehr leidentlichen und billichen Preis zu überkommen seynd". Die Verbote wurden später mehrmals erneuert, trotzdem erschien von 1791 bis 1793 wieder eine geschriebene Zeitung: „Der heimliche Botschafter". Vgl. Dr. Fr. Schöchtner: Eine geschriebene Alt-Wiener Zeitung im „Wiener Communal-Kalender für 1902" S. 541 ff. und L. Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens I. S. 174.

[25]) Inserat im „Diarium" Nr. 104 vom Jahre 1728.

monopol übertragen [26]), in das der Pachtvertrag von 1847 die erste Bresche [27]) legt, bis die Ereignisse des Sturmjahres 1848 und der Folgezeit es ganz beseitigen. Gegenwärtig steht die „Wiener Zeitung" bezüglich der Inserate den übrigen Blättern gleich und besitzt nur insoferne eine Ausnahmsstellung, als auf Grund gesetzlicher Anordnungen gewisse Verlautbarungen und Anzeigen in ihren Spalten veröffentlicht werden müssen, wenn sie als rechtswirkend kundgemacht gelten sollen.

---

[26]) Vgl. beispielsweise den auf Grund der Allerhöchsten Entschließung vom 3. Dezember 1787 geschlossenen Vertrag für den Zeitraum 1788—1800. Dort heißt es: „Indessen soll

Drittens: den van Ghelen'schen Erben immer allein vorbehalten bleiben alle gerichtlichen Erinnerungen, Konvokazionen, Lizitationen und andere Edikte, wie auch alle Avertissements-Nachrichten, Anzeigen und Ankündigungen, welche Private durch die Zeitungen kund machen wollen, in ihr „Diarium" oder auf Verlangen auch in das Kundschaftsblatt einzudrucken."

P. 4 setzt die Taxen für die Einschaltungen fest. „Hiebey verstehet sich von selbsten

Fünftens: daß sie kein Edikt ohne Unterschrift einer hiezu authorisirten Persohn, kein Avertissement oder Nachricht ohne daß von der gehörigen Stelle das „admittitur" oder „vidit" auf das Manuskript wäre gesetzet worden, keine Ankündigung einer freywilligen und außergerichtlichen Lizitation ohne Erlaubniß der K. K. N. Ö. Regierung und keinen Zeitungsartikel ohne vorläufiger ordnungsmäßiger Zensurirung zu drucken berechtiget seyn." (Kopie des Vertrages im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.)

[27]) Der Präsident der allgemeinen Hofkammer, Frh. v. Kübeck, teilte in einer Zuschrift vom 7. September 1847 dem Präsidenten der k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle, Graf Sedlnitzky, mit, daß in Zukunft bei Verpachtung der „Wiener Zeitung" die Anzeigen im Fache der Kunst und Literatur „weiter keinen Gegenstand des dem Intelligenzblatte der „Wiener Zeitung" anklebenden Staatsmonopols zu bilden haben werden" und gab gleichzeitig in Abschrift den § 14 des künftigen Vertrages (vom 1. Jänner 1848 bis 31. Dezember 1857) bekannt. Dieser Paragraph lautet: „Da das Intelligenzblatt ausschließlich privilegiert ist, so dürfen die dahin gehörigen Nachrichten mit einziger Ausnahme der Ankündigungen im Fache der Literatur und Kunst, auf welche sich das ausschließende Privilegium nicht erstreckt, von keinem anderen in Wien erscheinenden Zeitungsblatte weder früher noch gleichzeitig noch auch nachträglich weder in extenso noch im Auszuge aufgenommen werden. In Ansehung der durch Hofämter oder durch landesfürstliche Behörden im Intelligenzblatte veranlaßten Einschaltungen beschränkt sich jedoch das Privilegium nur auf die Bestimmung, daß dieselben von keinem anderen in Wien erscheinenden Zeitungsblatte früher oder gleichzeitig in extenso aufgenommen werden dürfen." Durch Dekret vom 18. Oktober 1847 wurde das k. k. Bücher-Revisions-Amt hievon benachrichtigt und angewiesen, die „Censoren der in Wien erscheinenden Zeitschriften zur genauen Darnachachtung zu verständigen". Überdies wurde dem „Wiener Zuschauer", der „Wiener Zeitschrift", dem „Sonntagsblatt", dem „Wanderer", dem „Österreichischen Beobachter", dem „Humorist", der „Allgemeinen Theater-Zeitung" und der „Gegenwart" gestattet, Anzeigen aus dem Fache der Literatur und Kunst mit Preisangaben eventuell in eigenen Beilagen zu veröffentlichen, doch mußten die Anzeigen als von der Redaktion ausgehend erscheinen und durften nur solche Bücher aufgenommen werden, welche bei der Zensur mit „admittitur" erledigt worden waren; Schriften, die nur das „transeat" erhalten hatten, waren ausgeschlossen. Als der „Wanderer" in seinen Nummern vom 7. Dezember 1847, alle, welche „was immer in Bezug auf Kunst, Bildung und Wissen zur Kenntniß der Allgemeinheit bringen wollen", zur Einsendung von Inseraten aufforderte und die „Wiener Zeitschrift" „sogar eingesendete Beilagen ihrem Blatte beizulegen versprach", wurde dies von Graf Sedlnitzky mit Dekret vom 17. Dezember als ein Übergriff in das Privilegium der „Wiener Zeitung" gerügt und den Zensurorganen die strengste Überwachung der Wiener Zeitschriften bezüglich der Einhaltung der ihnen erteilten Bewilligungen aufgetragen. (Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.)

In der bisherigen Darstellung hat sich wiederholt gezeigt, daß bei dem Mangel fast allen urkundlichen Materials aus den ersten Zeiten des „Diariums“ für manche Angaben und Ausführungen Inserate die einzigen Belege bilden. Doch nicht bloß für die Zeitungsgeschichte geben sie eine wichtige Quelle ab, auch der Forscher auf anderen Gebieten der Kulturgeschichte wird sie nicht außeracht lassen dürfen, spiegelt sich ja in ihnen zum Teile das geistige, soziale und wirtschaftliche Leben ihrer Zeit wieder. Vor allem kommen in dieser Hinsicht die zahlreichen bibliographischen Anzeigen in Betracht, die innerhalb gewisser Grenzen einen Schluß auf die geistigen Bestrebungen und den literarischen Geschmack zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gestatten. Werke aus dem Bereiche der Theologie, sowie kurze Relationen und Traktate über aktuelle politische Ereignisse werden zumeist angekündigt, ihnen dürfte sich also auch das Hauptinteresse zugewendet haben. Heute sind freilich fast alle die Werke, die damals so weitläufig angezeigt wurden, vergilbt und vergessen; unter den wenigen, die noch Beachtung finden, dürfte gerade in der Gegenwart, wo die Aufmerksamkeit der österreichischen Volkswirte und Techniker wieder auf das Problem des Donau-Oderkanals gerichtet ist, das stärkste Interesse ein Kartenwerk erwecken, das in folgender Anzeige [28]) ausgeboten wird:

> Beym Verleger dieser Zeitungen ist zu haben eine neue Landkarte in 2 Regal-Bögen bestehend um 34 Kreuzer, auß welcher zu ersehen ist, wie eine sehr großen Nutzen bringende Schifffahrt einstens zum glücklichen Fortgang eingerichtet und die Donau vermittels des Beczwa-Flußes mit der Oder vereiniget, sodann die Handelsschaft von den Teutschen biß ins schwarze Meer getriben werden kann.

Eine zweite Gruppe von Anzeigen im „Diarium“, die durch Inhalt und Zahl auffällt, bilden die Lotterie-Ankündigungen. Anfangs sind sie spärlich gesäet und betreffen lediglich solche Veranstaltungen in Wien. Seit 1717 aber tritt eine merkliche Zunahme ein, denn nun machen Wiener Agenten auch für fremde Lotterien, wie die Stuttgarter Juwelen- oder die Ödenburger Weinlotterie in ziemlich aufdringlicher Weise Propaganda; als später auch die „Orientalische Kompagnie“, die zur Förderung des Handels mit dem Orient gegründet war, die Erlaubnis zur Veranstaltung einer großen Lotterie erhalten hatte und 1723 Ghelen Kollektor einer chursächsischen Lotterie geworden war, häuften sich die Aufforderungen, „das Glück zu probieren“ noch mehr. Zu diesen Anzeigen gesellen sich bald solche über „Ausspielungen“, bei denen Private die verschiedenartigsten Gegenstände im Wege der Verlosung an den Mann zu bringen suchten, sowie über die Veranstaltung von „Glückshafen“; diese waren meist mit einer Musikaufführung verbunden und scheinen namentlich in den Zwanziger-Jahren eine beliebte Unterhaltung gewesen zu sein.

Wie sehr Kurpfuscherei und Charlatanerie zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts geblüht haben, dafür zeugen die vielen Ankündigungen wandernder Zahn- und Mundärzte, Okulisten, Stein- und Bruchschneider einerseits, die Anpreisungen verschiedener Geheimmittel und Medikamente andererseits. Schon

---

[28]) „Diarium“ vom 21. Oktober 1722; eine andere Karte über den gleichen Gegenstand ist am 8. Juli 1730 angekündigt.

zu Ende des Jahres 1708 läßt ein Frater Jakob de Beaulieu „allen Armen, so an Stein leyden, zu wissen thun, daß er sie umb Gottes Willen bedienen wolle“. Seinem Beispiele folgen bald andere, aber nicht mehr in so bescheidenen Worten, sie streichen ihre Kunstfertigkeit schon besser heraus und empfehlen ihre Dienste in recht großsprecherischer Weise. „Wenn sich demnach ein- oder anderer mit einem dergleichen Schaden als da ist: Stein, Bruch, Gewächs und Haasen-Scharten behafter finden sollte“ mahnt der „weitberühmte Stein- und Bruchschneider“ Johann Niezzevicz [29]), der beliebe nächst Gott seine Zuflucht zu ihme zu nehmen, wird jedem nach Standesgebühr aufwarten und in kurzer Zeit durch göttliche Assistenz, und zwar mit einer solchen Behendigkeit und Subtilität ohne absonderliche Schmerzen zu jedermänniglicher Verwunderung glücklich curiren.“ Auch der „berühmte Meister der Zahnkunst“ Cherleb [30]) versichert, daß er „solche hohe Wissenschaften und Handgriffe erlernet, daß wenige seines gleichen sein werden“ und macht später insbesondere darauf aufmerksam, „daß er nicht auf offenem Jahrmarkt ausstehet“, sondern in seiner Privatwohnung ordiniert. Neben solchen Heilkünstlern, die übrigens nicht als Ärzte galten, sondern zu den Handwerkern gerechnet wurden, machten sich namentlich zur Zeit der Jahrmärkte Händler mit allerlei heilkräftigen Arzneimitteln breit, deren Gebrauch sie im „Diarium“ angelegentlich empfahlen. Da gab es eine „mit sehr rühmlicher Würckung elaborirte Goldtinktur wie auch ergäbige Corallentinktur“, einen Thee Royal [31]), welcher „von vortrefflicher Eigenschaft, das Hertze, Haupt und Magen zu stärken, die entkräfteten Lebensgeister zu ermuntern, wie auch das Geblüt zu erfrischen“ und eine „berühmte und sogenannte Hamburger Freß-Essenz, welche vortrefflich den verdorbenen Magen und verlorenen Appetit wiederherzustellen“. Am häufigsten kehrt auf diesem Gebiet die Anzeige [32]) eines gewissen Johann Herlitzsch aus Augsburg wieder, der einen „veritablen englischen Schnupf-Toback“ anpreist, „desgleichen nicht in Deutschland zu finden, welcher sehr angenehm und lieblich zu schnupfen und wider die Flüße, Röthe der Augen, Brausen der Ohren, Kopfwehe, Schwindel und Schlag sehr trefflich ist“. Bei solchen Anschauungen über die Heilkraft mancher Geheimmittel kann es nicht wundernehmen, wenn man schließlich sogar dem gewöhnlichen Donauwasser besondere Wirkung zuschrieb, weil es „viel Saliters, welcher dem menschlichen Leib wider unterschiedliche Zufälle sehr dienlich ist, mit sich führet“. In einem Inserate [33]) machte der Besitzer des „Donaubades zum Jordan, hinter dem scharfen Eck“ diese Entdeckung „allmänniglich kund und zu wissen, damit ein- und andere nach Gutbefinden der Herren Medicorum sich sothanen mineralischen Donaubades zu bedienen hieraus ein Belieben nehmen möchten“.

Einige auffallende Erscheinungen lassen sich bei denjenigen Anzeigen beobachten, die dem Verkehre mit Sachgütern dienen. Sie kommen, abgesehen

---

[29]) „Diarium“ vom 8. Februar 1727.

[30]) „Diarium“ vom 20. Februar 1717.

[31]) „Diarium“ vom 18. November 1722.

[32]) Zum erstenmale im „Diarium“ vom 11. November 1722; dasselbe „Hauptpulver“ wird auch in der ersten Nummer des „Dresdener Anzeigers“ vom 1. September 1730 angekündigt.

[33]) „Diarium“ vom 8. Mai 1723.

von den Buchanzeigen, die ja schließlich in dieselbe Kategorie gehören, schon frühzeitig [34]) vor und mehren sich von Jahr zu Jahr. So verschiedenartige Dinge sie auch betreffen, so finden sich unter ihnen nur Angebote, eine Nachfrage nach irgend einem Artikel ist im „Diarium“ nicht zu verzeichnen, solche haben erst die Negotienlisten des Fragamtes aufzuweisen. Ein anderer auffälliger Umstand ist es, daß fast nur alte gebrauchte Gegenstände ausgeboten werden, die teils direkt, teils im Versteigerungswege veräußert werden sollen. Handelt es sich bei einer Anzeige ausnahmsweise um neue oder frische Waren, so sind es fast durchwegs solche, die von auswärts stammen, wie Drogen, Sauerwässer, wälsche Fruchtbäume, holländische Blumenzwiebeln, italienische Tartoffoli, „savoyische Ciocholatta“, niederländische Spaliere (eine Art Tapeten), Augsburger „Lauten und Härpfen“, auch „Mahlereyen der raresten fremden Meister“ u. a. Die Anbote gehen meist von reisenden Kaufleuten oder Marktfieranten aus, ab und zu stellt sich auch eine auswärtige Fabrik mit einer Anzeige ein. Wiener Gewerbetreibende und Handwerker kündigen ihre Erzeugnisse oder Dienste, von wenigen Ausnahmen [35]) abgesehen, nicht an, was wohl in den damaligen Zunftverhältnissen begründet ist. Anzeigen über den Verkauf oder die Verpachtung und Vermietung von Häusern, Liegenschaften und anderen unbeweglichen Gütern finden sich im „Diarium“ selten; solche Geschäfte wurden, wie es scheint, zumeist durch das Fragamt vermittelt, das der Vermietung von Wohnungen besondere Aufmerksamkeit zuwendete.

Zur Arbeits- und Dienstvermittlung, der heutigentags ein großer Teil der Annoncen in den Tagesblättern dient, wurde das „Diarium“ nur wenig herangezogen. Wohl sucht schon unterm 15. August 1711 eine „Fabrik für wollene Waren“ in Breslau gelegentlich der Ankündigung ihrer Erzeugnisse „einige wohl erfahrene Künstler, die vor billigen Preiß und sonst gute Verpflegung hiebei sich brauchen lassen wolen“, aber Anzeigen dieser Art blieben immer vereinzelt. Erst als das Fragamt seine Negotienliste veröffentlichte, brachte es darin fast jedesmal eine Abteilung „Conditionen suchende Partheyen“; doch handelte es sich stets nur um Hofmeister-, Sekretärs- und Kanzleidienste, oder auch um Diener- und Lakaienstellen, Gewerbe- und Handlungsgehilfen wurden auf diesem Wege nicht gesucht, denn die Vermittlung solcher Posten war ausdrücklich den Zünften und Innungen vorbehalten.

Anzeigen von Verkehrsunternehmungen tauchen erst in den Zwanzigerjahren auf. Nachdem das Fragamt schon 1725 Fahrten nach Laxenburg angekündigt hatte, wurde am 1. Mai des folgenden Jahres die Einführung einer

---

[34]) So zeigte schon am 3. August 1710 ein gewisser Tamburini an, daß er „allerhand Gattungen Mathematischer Instrumenten, Barometer und Thermometer, wie auch andere unterschiedliche Curiositäten von Chrystall und Glaß, gleichwie er in den vornehmsten Academien von Europa erwiesen, vermittels des Lampenlichtes verfertiget, des Erbietens, einem jedweden Liebhabern dieser Wissenschaft solches alles zu zeigen; derselbe ist im Strohgäßl im Graf Oettingischen Hauß im dritten Stock zu treffen; alwo ein jeder nach Vergnügen von ihme wird können bedienet werden“.

[35]) Am 9. Juli 1718 macht „Jakob Siegfried, logirend alhier auf dem Spitlberg“ auf seine „sonderbar-, rare und accurate Diamantwaagen von ganz neuer Erfindung“ aufmerksam. 1727 kündigt „ein Tischler in der Leopoldstadt“ an, daß er „Bettstätte“ macht, „in welche niemals eine Wanze kommen wird“ und preist gleichzeitig seine Fertigkeit als „Wanzenvertilger“ an.

„allgemeinen Post“ nach Neapel angezeigt, zu der sich „reisende Personen in aller Sicherheit gesellen“ konnten, wenn sie für die Fahrt bis Neapel 85 fl., bis Rom 75 fl. und bis Venedig 40 fl. bezahlten, wobei sie noch auf Abendkost und Herberge Anspruch hatten.

Doppeltes Interesse bieten die vielen Anzeigen, in denen von Veruntreuungen, Diebstählen und Raubanfällen Mitteilung gemacht und gleichzeitig gegen das Versprechen einer Belohnung gebeten wird, den Täter anzuhalten und den Beschädigten hievon zu verständigen. Dem Juristen illustrieren diese Inserate, die meist von einem Steckbrief begleitet sind, den Stand des damaligen Prozeßrechtes, das die öffentliche Anklage noch nicht in dem Umfange kannte, wie die Gegenwart, dem Zeitungsleser sind sie eine Ergänzung des redaktionellen Teiles, denn sie ersetzen in mancher Hinsicht die sogenannten „Lokalnachrichten“ der heutigen Blätter.

Des weiteren in die Details der Anzeigen einzugehen, zu zeigen, wie durch dieselben Funde und Verluste mitgeteilt, Vermißte gesucht, zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten aufgefordert und zur Teilnahme an Vergnügungen eingeladen, wie auf diesem Wege vor Schwindlern gewarnt und die Berichtigung falscher Nachrichten vorgenommen, wie auf neue Erfindungen aufmerksam gemacht wurde, verbietet der knappe Raum; nur auf die eine Tatsache sei noch hingewiesen: Familienanzeigen fehlen in jener Zeit gänzlich.

Eine Eigentümlichkeit macht sich bei einem großen Teile der Anzeigen bemerkbar: sie enthalten wohl die genaue Angabe des Ortes, wo die angekündigte Sache zu bekommen, eine Mitteilung zu machen ist, nicht aber den Namen des Inserenten. So gibt z. B. der Verkäufer eines „kühlenden Trunkes“, des „Ostindischen Buttel-Wassers“ seine Adresse folgendermaßen an: „vor dem Kärnthener- oder Burck-Thor, unter der Laim-Gruben, in dem Theobaldischen Frey- oder sogenannten Bevieischen Hauß, und zwar im ersten Stock, vornen herauß, allda der Billard ist“, seinen Namen nennt er indes nicht. Daß Private, die nur selten inserieren, solche Zurückhaltnng üben, läßt sich begreifen, daß aber auch Geschäftsleute dies tun, denen doch an der Verbreitung ihres Namens gelegen sein sollte, erscheint fast rätselhaft. Dieser Scheu, in der Öffentlichkeit genannt zu werden, ist es zu danken, daß der Verleger des „Diariums“ oder sein Vertreter schon frühzeitig — 1709 zum erstenmale — als Vermittler zwischen Inserenten und Publikum auftreten kann, eine Stellung, die auch heute die Zeitungsadministrationen noch inne haben.

Buchdruckeranzeigen und behördliche Edikte haben die Inseratenreihe im „Diarium“ eröffnet und bleiben lange Zeit Muster und Vorbild für die Form anderer Ankündigungen. „Im roten Igel ist zu haben“ oder „bei J. B. Schönwetter ist zu finden“ lautet gewöhnlich die Eingangsformel der Buchanzeigen, die auch von den anderen Buchdruckern und -händlern angewendet wird, während in den übrigen Anzeigen sich häufig Wendungen finden, die den amtlichen Verlautbarungen eigen sind, wie: es wird kund und zu wissen gemacht, es wird jedermänniglich zu wissen getan u. dgl. m. Später wird zwar dieser Charakterzug abgestreift, dafür tritt aber oft eine Breitspurigkeit und Weitläufigkeit ein, die in keinem Verhältnis zur Wichtigkeit der Anzeige steht und heute nur ein Lächeln erregt.

Von einer *typographischen Ausstattung* der Anzeigen ist anfangs kaum etwas zu merken; sie schließen sich, meist nur durch eine feine Linie

getrennt, unmittelbar an den redaktionellen Text an, von dem sie sich in den Lettern nur wenig unterscheiden. In den ersten Wochen findet sich einigemale die Überschrift „Von neuen Büchern“, sie verschwindet aber bald und macht einem „Pro Nota“ oder einem in derselben Zeile vorgesetzten N. B. Platz, das beim zweiten Inserate verdoppelt und beim dritten verdreifacht wird; alle Anzeigen gelten als eine Einheit und sind darum, mögen sie auch die verschiedenartigsten Dinge betreffen, durch ein Bindewort („ferner, ingleichen, item“ 2c.) verknüpft. Erst als das Blatt in der Offizin Ghelens hergestellt wird, erfolgt auch im Satze der Inserate eine Änderung; sie werden zweispaltig und mit etwas volleren Lettern hergestellt und erhalten das N. B. als Überschrift, so daß sie für das Auge besser hervortreten; mitunter wird das N. B. durch das Wort „Avertissement“ oder „Notifikation“ ersetzt, was namentlich bei den Lotterie-Ankündigungen üblich wird, eine weitere typographische Ausstattung gibt es nicht. Nur die Beilagen machen eine Ausnahme, sie zeigen Titelköpfe aus verschiedenen Typen und wenden auch im Texte zweierlei Lettern an, um das Wichtigere vor dem Minderwichtigen hervorzuheben. Ihren Platz finden die Anzeigen in der Regel unmittelbar hinter dem redaktionellen Teile und erst seit das Blatt größer geworden war und oft einen „Anhang“ erhielt, wurden sie auch in dieser Beilage untergebracht; daß Mitteilungen, die den Charakter eines Inserates an sich tragen, im redaktionellen Teile veröffentlicht wurden, blieb immer eine Seltenheit.

Zum Schlusse mag noch eine kleine Statistik der Anzeigen des „Diariums“ während der ersten dreißig Jahre seines Bestandes folgen. Kann sie auf Vollständigkeit auch nicht Anspruch erheben, da das Urmaterial lückenhaft und ungenau ist, so läßt sie doch auf den ersten Blick das langsame, aber stetige Anwachsen des Inseratenteiles erkennen und zeigt mit voller Deutlichkeit die erfolgreichen Bemühungen J. P. van Ghelens um diesen Geschäftszweig, dessen Entwicklung durch die Ausgabe der „Posttäglichen Nachrichten“ (seit 1728) nicht gehemmt wurde. Das „Diarium“ brachte

im Jahre	Anzeigen	im Jahre	Anzeigen	im Jahre	Anzeigen
1703	8	1713	18	1723	147
1704	8	1714	13	1724	159
1705	7	1715	43	1725	188
1706	15	1716	50	1726	169
1707	21	1717	64	1727	321
1708	16	1718	88	1728	291
1709	34	1719	68	1729	260
1710	21	1720	82	1730	304
1711	13	1721	82	1731	324
1712	19	1722	89	1732	371

Frühzeitig und vielgestaltig hat sich, wie wir gesehen, das Inseratenwesen im „Diarium" entwickelt und im Vereine mit dem Fragamte hat es seine Aufgabe erfüllt, dem wirtschaftlichen Verkehre zu dienen, ihn durch Zusammenführung von Angebot und Nachfrage zu fördern und zu mehren. Solange die beengten wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts bestanden, war natürlich auch die vermittelnde Funktion der Inserate eine beschränkte, aber sie hat den vorhandenen Bedürfnissen entsprochen. Erst als diese stärker und mächtiger geworden waren, erfuhr auch das Inseratenwesen eine reichere Ausgestaltung und es bestätigte sich neuerdings der alte Satz, daß der wachsende Verkehr sich stets auch die zu seiner Befriedigung dienenden Mittel zu schaffen vermag.

Zur Geschichte der Wiener Zeitung im Zeitalter der Revolution und Napoleons.*)

Von

Dr. Eugen Guglia.

I.

Die ersten Anfänge der französischen Revolution haben bekanntlich in der zeitgenössischen deutschen Publizistik durchaus enthusiastische Bewunderung oder doch wenigstens eine freundliche Billigung erfahren. Für deren Bedeutung fanden sich das Publikum sowohl wie die politischen Schriftsteller empfänglich genug: die Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, die Verfassungskämpfe in Ungarn und Belgien, endlich die Vorgänge, die in Frankreich der Einberufung der Reichsstände vorausgingen, der Widerstand der Parlamente und Landstände gegen die Regierung, die Berufung und Verhandlungen der Notabeln — hatten da vorbereitet. Andererseits war — wie man mit Recht bemerkt hat — „bei der gänzlichen Ungeübtheit, worin das deutsche Stilleben den politischen Blick gelassen, an ein skeptisches Verhalten gegenüber der idealen Beleuchtung, in welche die Entfernung so vieles kleidet, nicht leicht zu denken" [1]). Selbst sehr nüchterne, jeder Schwärmerei abholde Beurteiler, selbst solche, die im Dienste entschieden absolutistischer Regierungen standen, und solche, die in der folgenden Zeit als entschiedene Anwälte des Bestehenden sich bald einen sehr unpopulären Namen schaffen sollten, sehen wir in den ersten Zeiten der Revolution Grundsätze und Äußerungen derselben ohne jede abfällige Kritik vor das Publikum bringen.

Dies hat denn auch die „Wiener Zeitung" getan [2]). Zwar eine Anpreisung oder ausdrückliche Gutheißung war dem Charakter des Blattes entsprechend

---

*) Für die folgende Darstellung wurden die Akten „Wiener Zeitung" im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, sowie im k. k Ministerium des Innern (Polizeiarchiv) benützt. Den Vorständen dieser Institute, Herrn Hofrat Dr. Gustav Winter und Herrn Regierungsrat Dr. Thomas Fellner, welche in liberalster Weise die Erlaubnis hiezu gaben, spreche ich hiemit meinen wärmsten Dank aus.

1) Wenck, Deutschland vor hundert Jahren I, 200.

2) Am 13. Mai wird die Verschiebung des „Landtags" — man merkt die Reminiszenz an die ungarischen, an die erbländischen Landtage — vom 27. April auf den 4. Mai gemeldet, von der Gährung in Paris (Fall Reveillon) erzählt, am 20. Mai berichtet, die Ruhe sei wieder hergestellt; dieselbe Nummer teilt die Namen der von der Stadt Paris

ausgeschlossen, aber die Berichterstattung geschieht doch in einer ausgesprochen wohlwollenden Weise. Deutlich tritt dies zum erstenmale in einer Besprechung der „Séance royale“ vom 23. Juni hervor. „Es ist ziemlich offenbar,“ heißt es da (11. Juli 1789), „daß der König, von einem fremden Einflusse geleitet, sich zu dem Schritte hat bewegen lassen, in der Sitzung vom 23. Juni die Entschließung der Gemeinen vom 17. . . . . . für nichtig zu erklären und solche Befehle vorzuschreiben, welche ganz das System des Adels und der Geistlichkeit begünstigten. Die Vorstellungen des Herrn Necker und die unerschütterliche Entschlossenheit, welche die Versammlung am 23. zeigte, scheinen den König zu anderen Gesinnungen gebracht und die seitdem vorgegangenen wichtigen Veränderungen veranlaßt zu haben.“ Die folgende teilweise Vereinigung von Adel und Klerus wird mit dem höchsten Optimismus aufgefaßt, mit Behagen werden alle die tönenden Worte von Patriotismus, Königsliebe, Brüderlichkeit vermerkt, der „häufigen Tränen der innersten Rührung“ nicht vergessen. Die Einnahme der Bastille wird anscheinend unparteiisch dargestellt, aber man merkt doch, der Berichterstatter steht auf Seite der Aufrührer, es wird unter anderem von einem „Treubruch“ des Kommandanten gesprochen. In derselben wohlwollenden Weise begleitet die Zeitung die Ereignisse weiter: die Beschlüsse des 4. Augusts, die Erklärung der Menschenrechte, die Zivilkonstitution des Klerus, die Neuorganisation von Gericht und Verwaltung. Wohl wird öfters der Unruhen in Paris und den Provinzen gedacht (5. September: „widrige Nachrichten von Ausschweifungen des rohen Pöbels und des aus aller Zucht getretenen Militärs“), aber wir werden immer wieder darüber beruhigt („schon itzt lauten die Nachrichten, daß die Unordnungen seltener werden und die Ordnung wieder die Oberhand gewinnt“), mit Befriedigung wird Mitte Dezember konstatiert, daß der Nationalversammlung von allen Seiten, auch aus dem Auslande, fortwährend Beweise der Sympathie und der Bewunderung zukommen. Die Nationalversammlung erscheint durchaus in Harmonie mit Königtum und Nation, nicht anders konnte sich ein offiziöses Organ derselben geberden. Ganz besonders tritt dies in der Beurteilung der Bewegung, die durch die eidweigernden Priester in der Bevölkerung entstand, hervor. „Das Osterfest ist in Paris ganz ruhig gefeiert worden“, heißt es in einem Berichte am 18. Mai 1791, „und die Gläubigen fanden sich häufig in den Gotteshäusern und bei den Andachtsübungen der beeideten Priester ein, so sehr auch das Gegenteil vorhergesagt worden war. Seitdem ist nun das erste päpstliche Breve gegen die neue Verfassung der französischen Geistlichkeit, wovon bisher so oft gesprochen ward, erschienen, hat aber, wie es scheint, wenig Eindruck auf die Gemüter gemacht.“ Und in der Nummer vom 15. Juni desselben Jahres lesen wir, „daß in ganz Frankreich die neuen geistlichen Einrichtungen über alle Erwartung Festigkeit und die neugewählten Bischöfe Zutrauen gewinnen und also die päpstlichen Bullen keinen starken Eindruck hervorgebracht haben.“

---

gewählten Abgeordneten mit (d'Espremenil „der sich als eifriger Widersacher der Regierung in den letzten Zeiten bekannt gemacht hat“, Target „durch vortreffliche Arbeiten bekannt“, Bailly und Guillotine, „beide als Schriftsteller bekannt“). Am 23. Mai wird die Eröffnung der Reichsstände vom 5. Mai ganz kurz, am 27. Mai ausführlicher geschildert. Von da an werden die Berichte über die Vorgänge in Paris überhaupt ziemlich eingehend.

Erst der Fluchtversuch des Königs und die demselben folgenden Ereignisse machen unseren Berichterstatter stutzig. Aber auch da wird nicht nur keine Rechtfertigung des Königs versucht, kein Tadel über die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit laut, kein Wort der Entrüstung über die gewaltsame Rückführung des unglücklichen Monarchen gesprochen, es wird sogar konstatiert (13. Juli), daß täglich „aus verschiedenen Gegenden des Reiches häufige Adressen einlaufen, die alle denselben Geist hauchen, der die Nationalversammlung belebet und alle ihre Schritte mit Lobpreisungen unterstützet". Am 9. Juli wird von den „kühnsten Entschließungen" gesprochen, die die Nationalversammlung gefaßt habe, um sich in ihrem Systeme zu behaupten: es bleibe abzuwarten, wie die Provinzen diese aufnehmen und welche Folgen „diese unseligen Ereignungen" und die nun erfolgte „gänzliche Auflösung aller Begriffe von Recht und Ordnung" hervorbringen werden. Endlich am 30. Juli bei Besprechung der Vorgänge in Paris vom 13.—15. d. M. (die Klubs und Volksversammlungen faßten „die unsinnigsten Schlüsse und die empörendsten Petitionen" ab) rafft sich die „Wiener Zeitung" zu einer entschieden mißbilligenden Darstellung auf, sie spricht von der „unseligen Wut des verblendeten zügellosen Volkes" und von den Blutszenen des 17. gibt sie zu, daß sie „die so sehr gepriesene Revolution allen Menschenfreunden billig verhaßt machen" müßten. Und dennoch wird der Nationalversammlung auch hier noch kein Vorwurf gemacht und nach dem Bericht über die Fertigstellung der Konstitution und die Feierlichkeiten bei ihrer Verkündigung in Paris (18. September 1791) hätte man wohl glauben können, daß alles wieder gut und keine Befürchtungen für die Zukunft mehr vorhanden wären.

Es ist an einer anderen Stelle gezeigt worden, daß die „Wiener Zeitung" in jener Periode weit entfernt von dem war, was man ein offizielles oder auch nur offiziöses Organ der Regierung nennt. Es ist das von dieser selbst ein Dezennium später sowohl für die Gegenwart wie für die Vergangenheit entschieden abgelehnt worden. In einer Note aus dem Jahre 1810 geht der damalige Staatskanzler Graf Metternich so weit, zu sagen, das Blatt habe in Ansehung der ausländischen Artikel „nie den geringsten Kredit gehabt", Hof und Gouvernement hätten sich auch nie um dessen Redaktion gekümmert, als höchstens bei Ausbruch eines Krieges [3]). In jener freundlichen Beurteilung der inneren französischen Ereignisse einen Impuls der Regierung anzunehmen, wäre also ganz verfehlt. Höchstens kann man sagen, es sei bezeichnend für sie, daß sie eine solche Beurteilung duldete. In der Tat widersprach das, was von 1789—1791 anscheinend von Königtum und Nationalversammlung in harmonischem Vereine durchgeführt wurde, nicht durchaus den Regierungstendenzen der letzten josefinischen und der leopoldinischen Zeit. Wohl war Josef II. dem ständischen Wesen, das ihm in Ungarn und den Niederlanden so viel zu schaffen machte, nicht geneigt, und schon der Name „Landtag", den die „Wiener Zeitung" zur Bezeichnung der Generalstände anfänglich gebrauchte, zeigt, daß man in diesen eine den erbländischen Institutionen analoge Erscheinung auffaßte. Aber einmal ging der Widerspruch, den die

---

[3]) Antwort auf eine Note der Polizeihofstelle vom 9. August, ddo. 14. August 1810. Archiv des Ministeriums des Innern (Polizeiarchiv). Fasc. 178, 22.

Reformideen des Kaisers gefunden hatten, von solchen ständischen Korporationen aus, in denen die privilegierten Stände ein entschiedenes Übergewicht hatten oder geradezu ausschließlich bestimmend waren. Das Charakteristische der französischen Entwicklung war, daß das Aufgehen der Privilegierten in einer großen Majorität des dritten Standes einen Widerspruch gegen ähnliche Tendenzen — und es gab deren — von vorneherein auszuschließen schien. Wirklich bewegte sich ja dann die legislative Tätigkeit der Nationalversammlung zum Teile in den Bahnen der josefinischen Reform. Und endlich darf man nicht vergessen, daß zur Zeit, da die französische Bewegung recht in Fluß kam, ein Zurückweichen vor der ständischen Opposition namentlich in Belgien und in Ungarn so gut wie beschlossen war: am 28. Jänner 1790 erfolgte das Reskript an die ungarisch-siebenbürgische Hofkanzlei, in der alle jene Maßregeln zurückgenommen wurden, gegen die sich die ungarische Opposition gerichtet hatte. Noch unbefangener als Josef konnte Leopold die Ereignisse in Frankreich verfolgen: er stand, wie wir von seiner Regententätigkeit in Toskana her, sowie aus privaten Äußerungen von ihm wissen, der Idee eines konstitutionellen Staates, für die Kaiser Josef kein Verständnis hatte, nicht ablehnend gegenüber. Vier Wochen nach Eröffnung der Etats généraux hatte er an Erzherzogin Christine geschrieben, es sei ein Glück, wenn ein Land eine Verfassung habe. Daß er gegen das Ende seiner kurzen Regierung eine Koalition gegen Frankreich bilden und den Krieg vorbereiten mußte, war nicht eigene Wahl; er war nicht Angreifer, sondern Verteidiger und nicht um Antipathien oder Sympathien gegen die inneren Vorgänge in Frankreich handelte es sich dabei. Und so könnte man denn die Haltung, die die „Wiener Zeitung" bis in den Spätsommer des Jahres 1791 der Revolution gegenüber beobachtete, als einen Reflex der Auffassung ansehen, welche die Regierung von derselben hegte.

Aber trotzdem ist, wie gesagt, an eine direkte Beeinflussung nicht zu denken. Es läßt sich alles auf die persönliche Gesinnung des Redakteurs und, vielleicht noch mehr, auf die diesem zugebote stehenden Quellen zurückführen.

Redakteur war, wie oben erwähnt worden ist, seit 1782[4]) Konrad Dominik Bartsch, der eben im Jahre 1789 als Hofkonzipist der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in den Staatsdienst getreten war und von da an an der Herausgabe einer Gesetzessammlung mitarbeitete. 1759 geboren, war er damals noch ein junger Mann und dem Enthusiasmus, der sich von Frankreich aus über die Welt verbreitete, um so leichter zugänglich. Schon 1778 und 1779 war er als Mitarbeiter der „Wiener Realzeitung" und des „Ungarischen Magazins" publizistisch tätig gewesen. Er gehörte ohne Zweifel zu den Wienern Schriftstellern, die sich nach dem Muster von Sonnenfels gebildet hatten; eben Sonnenfels soll seine Anstellung bei dem Directorium in publicis et cameralibus bewirkt haben. Aber diese jungen Aufklärer folgten den josefinischen Prinzipien nicht durchaus, sie verbanden die Ideen einer rationalistischen Reform auf allen Gebieten des Staatslebens mit denen von Freiheit und Verfassung, wie sie in der französischen Revolution hervor-

[4]) Nach Hamberger-Meusel, Das gelehrte Deutschland (5. Auflage) I, 148, wo sich eine kurze Biographie von Bartsch findet, erst 1783.

traten. Wohl liegen zu wenig bestimmte Nachrichten über Bartsch vor [5]), um diesem für die Jahre 1789—91 eine bestimmte Auffassung der Ereignisse in Frankreich zuschreiben zu können, aber die Art, wie die „Wiener Zeitung" in dieser Periode jene Ereignisse beurteilte, würde immerhin auf das Bestreben hindeuten, innerhalb der durch die Zensur gegebenen Grenzen die französischen Vorgänge leise apologetisch darzustellen.

Das Entscheidende aber dürften die Quellen gewesen sein, aus denen die „Wiener Zeitung" ihre französischen Nachrichten schöpfte. In den Akten findet sich kein Verzeichnis der ausländischen Blätter, die ihr durch das Oberpostamt zugingen, auch nennt sie, wenigstens in diesen Jahren, nur selten eine Quelle. Aber die große Mehrzahl der französischen Blätter, insbesondere die die stärkste Auflage hatten, gab von den Ereignissen eben die Ansicht, die wir in der „Wiener Zeitung" finden. Da war vor allen das „Journal de Paris", das im Oktober 1791 12.000 Abonnenten hatte und in späteren Jahrgängen auch von der „Wiener Zeitung" zitiert wird; es wurde in dieser Zeit von Garat geleitet, von dem Rivarol gesagt hat: „Er verkleidet die gefährliche Wahrheit, er entschuldigt die triumphierende Gewalt, er schwächt die Schrecken einer Katastrophe ab, kurz man könnte ihn den Optimisten der Revolution nennen" [6]). Von derselben Art war, wenigstens bis zum November 1791, wo der republikanisch gesinnte Condorcet die Redaktion übernahm, die „Chronique de Paris": sie sah in der Revolution zuerst nur eine Reform der Mißbräuche, ihr Programm war, nicht weiter zu gehen, als die konstituierende Versammlung selbst [7]). Vom November 1789 kam der „Moniteur" dazu: zwar noch lange nicht offiziell, aber doch vom Anfang an für die gerade dominierende Partei [8]). Den „Mercure de France", im politischen Teile von dem berühmten Mallet Dupan geleitet, dürfen wir, obwohl er gleichfalls sehr verbreitet war, nicht nennen, denn von der scharfen Kritik, die er an den Beschlüssen der Nationalversammlung übte, von seinen Zweifeln und Bedenken über den Gang

---

[5]) Über Bartsch liegen Äußerungen der Polizei (sowohl der Hofstelle wie der Oberdirektion) aus dem Jahre 1812 vor (Ministerium des Innern, Polizeiarchiv, „Wiener Zeitung", Fasc. 236 und 310). Nach einer Note der letzteren vom 8. April d. J. habe er unter Kaiser Josef Extrablätter zu verfassen gehabt, „da der veraltete Stil des Hofrat Türkheim mißfiel"; die Redaktion der „Wiener Zeitung" habe er zweimal geführt, das erstemal bis zum Eintritte Sauraus in die Polizeihofstelle (1793; er wurde dem kränklichen halberblindeten Grafen Pergen, der an die Spitze der neugeschaffenen Hofstelle trat, als Adlatus beigegeben), die zweite Amtsführung wird nicht chronologisch fixiert. Nach einer Äußerung der Polizeihofstelle vom 13. April 1812 wäre er im Jahre 1799 entsprechend „einem mündlich geäußerten Wunsche des damaligen Herrn Ministers der auswärtigen Geschäfte, Herrn von Thugut", entfernt worden; bis dahin habe er 17 Jahre „ununterbrochen" die Redaktion geführt. Wie man sieht, stimmen diese Angaben nicht recht überein. Über sein politisches Verhalten besagt die Note vom 8. April 1812, er benehme sich nun sehr zurückhaltend, „vielleicht infolge des Schadens, den er bei der letzten Anwesenheit der Franzosen erlitten, klug gemacht". Diese Bemerkung deutet darauf hin, daß er früher eine Vorliebe für die Franzosen an den Tag gelegt hat. Man glaubte damals (1812) auch, daß er an der Verschwörung des Martinovich (1794) einen Anteil gehabt, doch bezeugte eine Note der Polizeihofstelle vom 23. Dezember 1794, daß dies nicht er, sondern der spätere Kustos an der Hofbibliothek gleichen Namens (siehe Wurzbach I, 171, Adam B.) gewesen ist.

[6]) Hatin, Hist. de la Presse, V, 127.

[7]) Ibid. 224 u. f.

[8]) Ibid. 113.

der Ereignisse, von seinen auch von den Gegnern sehr geschätzten übersichtlichen Zusammenfassungen [9]) ist in der „Wiener Zeitung" keine Spur. Aber eine große Anzahl von anderen weniger bekannten, mehr oder weniger ephemeren Blättern könnte noch genannt werden [10]). Es ist wohl sehr möglich, daß die „Wiener Zeitung" ihre französischen Nachrichten aus zweiter Hand schöpfte — spät genug brachte sie sie in der Regel —: aus deutschen Zeitungen, aus Frankfurter und süddeutschen Blättern [11]). Aber auch diese haben vornehmlich aus den optimistischen Darstellungen von der Art des „Journal de Paris" geschöpft, schon die kühle und objektive Beurteilung eines Mallet Dupan erschien ihnen voreingenommen, mißgünstig und parteiisch [12]). Von schärfer kritischen Organen, wie von Rivarols „Journal politique" oder gar von den entschieden royalistischen Blättern drang in der ersten Periode der Revolution nur hie und da ein vereinzelter Ton nach Deutschland herüber [13]) und an den üblichen apologetischen Darstellungen Kritik zu üben, fiel damals nur sehr feinen Beobachtern, die von aller Tagesschriftstellerei abseits standen, ein [14]). Und so bietet denn die Art, wie die „Wiener Zeitung" die Anfänge der französischen Revolution ihren Lesern vorführte, durchaus nichts auffallendes: die Tendenz der Regierung sowohl Josefs II. wie Leopolds, die persönlichen Überzeugungen des Redakteurs, die ungeheure Mehrzahl der Quellen endlich, die zugebote standen: alles leitete zu dieser Auffassung hin.

II.

Gegenüber der legislativen Versammlung, welche am 1. Oktober 1791 die konstituierende Nationalversammlung ablöste, nahm die „Wiener Zeitung" vom Anfang an eine etwas kritischere Haltung an. Indes bleiben bis zur Bildung des Ministeriums Roland ihre Berichte so ziemlich farblos. Erst von da an gab sie zu erkennen, daß ihr der Gang der Ereignisse in Frankreich nicht mehr recht geheuer scheine. „Nun also haben die sogenannten Jakobiner," heißt es in der Nummer vom 6. April 1792, „die sich die Freunde der Konstitution nennen, auch ein Ministerium nach ihrem Wunsche, und es wird sich bald zeigen, ob sie nach dem Namen, den sie sich beilegen, tätig mitwirken werden, die Konstitution endlich in Vollzug zu setzen und zu dem Ende dem

[9]) Ibid. 56 u. f. (Im Jahre 1790 hatte der „Mercure" 11.000 Abonnenten.)

[10]) Ibid. IV, 272 u. f.

[11]) Über die Haltung der deutschen Zeitschriften zur Revolution siehe man neben Wenck auch Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens I, bes. 270 u. f. Erschöpfend ist die Darstellung auch hier nicht, beschränkt sich auf die hervorragendsten Wochenschriften; ferner s. Elben, Geschichte des „Schwäbischen Merkur" S. 17 u. f. Dieser stimmt ganz mit der „Wiener Zeitung" überein.

[12]) Galt er doch Gentz noch Ende 1790 für einen „äußerst parteiischen Gegner der Revolution".

[13]) Von Rivarols „Journal politique" ist mir keine frühere Anführung in Deutschland bekannt als die in Schlossers Staatsanzeiger vom Jahre 1790.

[14]) Etwa E. Brandes in seinen „Politischen Betrachtungen" (1790) oder Rehberg in einer Artikelserie der „Allgemeinen Literaturzeitung" (Juli 1790). Vgl. meinen Aufsatz „Die ersten literarischen Gegner der Revolution in Deutschland (1789—91)" in der Zeitschrift für Geschichte und Politik 1888, X, 764 u. f.

Könige und seinen Ministern das Ansehen und die Gewalt zu verschaffen, ohne welche die Monarchie ein leerer Name ist, jeder politische Körper sich auflösen muß und anstatt der Ordnung der Gesetze und der Freiheit nichts als Anarchie, Gewalt und Unterdrückung herrschen können, wie die bisherige Geschichte Frankreichs seit der Revolution und selbst die neuesten Berichte nur zu vielfältig beweisen" ... Entschieden antirevolutionär äußert sich die Zeitung fünf Wochen später, da sie von Schreckensszenen in Lille zu berichten hat: „Wer Vorstehendes liest, sollte glauben, er habe ein Stück aus der Reisebeschreibung durch irgend ein von Kannibalen bewohntes Land vor sich. Und bei einem Volke, wo solche barbarische Handlungen ungestraft begangen werden, sollen die anderen Nationen Grundsätze der bürgerlichen Glückseligkeit herholen!" Man sieht: es werden nicht bloß die vorgefallenen Gewalttaten beklagt, es wird an dem Prinzipe der Revolution selber gezweifelt.

Ob es die Überzeugung des Redakteurs war, die sich hier aussprach — ob Bartsch, wie etwa zur selben Zeit eine Reihe anderer Publizisten, seine Ansicht von der Revolution geändert hatte — bleibe dahingestellt. Aber sicher ist, daß die österreichische Regierung damals eine freundliche Darstellung der Ereignisse im Innern Frankreichs in einer österreichischen Zeitung nicht mehr dulden wollte und konnte. Schon im Frühjahre 1792 waren rasch nacheinander (11. und 26. März) zwei Hofkanzleidekrete erfolgt, die eine schärfere Zensur über alle Druckschriften verhängten [15]), und wir werden keinen Fehlschluß tun, wenn wir die veränderte Haltung von Bartsch in Zusammenhang mit diesen Dekreten bringen.

Wohl wurden auch in den ersten Jahren der Regierung Franz II. die josefinischen Grundsätze in der Staatsverwaltung im allgemeinen beibehalten, aber die Situation hatte sich nun doch gewaltig geändert. Österreich war nun im Kriege mit Frankreich und dieses warf sich in tönenden Kundgebungen zum Befreier der von den Königen unterdrückten Völker Europas auf; lange bevor die französischen Heere siegreich die Grenzen überschritten, hatte ihnen ein weitverzweigtes, wohlorganisiertes System der Propaganda den Boden bereitet. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot nun, auch publizistisch der Revolution entgegenzutreten. Am 9. Februar 1793 folgte das Hofdekret an die Landesstellen, wonach kein Nachdruck und keine Einfuhr von Büchern gestattet wurde, die von der Revolution eine günstige Schilderung entwarfen, ja die Zeitungsschreiber sollten „bei schicksamer Gelegenheit aufgemuntert werden, die üblen Folgen der Revolution darzustellen" [16]). Dies war übrigens, in Deutschland sowohl wie in Österreich, von einzelnen Schriftstellern aus eigenem Antrieb bereits unternommen worden. Was während der ersten Periode der Revolution hier gänzlich fehlte, eine entschieden antirevolutionäre Publizistik, hatte sich inzwischen von selbst herausgebildet. In Schlossers „Staatsanzeiger" und Schirachs „Hamburger Politischem Journal", die eine Zeit lang geschwankt hatten, in Girtanners „Historischen Nachrichten" und Alois Hofmanns „Wiener Journal" hatte sie zum Teile literarisch bedeutende Organe; auch Zeitschriften, die in ihrer Haltung durchaus nicht antirevolutionär waren, gewährten nun

---

[15]) S. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, S. 88, 89.

[16]) Ibid.

Aufsätzen Aufnahme, die an der Revolution Kritik übten [17]); neben der eigentlichen Publizistik erschien eine politische Schriftstellerei, die ihre Anregung von Burkes „Betrachtungen" empfangen hatte: die Übersetzung derselben von Gentz erschien im Jänner 1793.

Auf einen entschieden antirevolutionären Ton blieb denn auch die „Wiener Zeitung" nunmehr gestimmt. Die Aufstände vom 20. Juni und 10. August 1792 wurden in ihrer Tragweite erfaßt, die Septembermorde nach Gebühr gebrandmarkt, der Prozeß des Königs und dessen Hinrichtung, die Greuel der folgenden Schreckenszeit in der Weise dargestellt, wie sie in einem Blatte, das in einem monarchischen Staate von der Regierung als amtliches Organ benützt wurde, füglich nicht anders erwartet werden konnte.

Dennoch ist hiebei zuletzt die Redaktion hinter den Intentionen der Regierung zurückgeblieben. Wie Metternich in jener oben angeführten Äußerung es andeutete, waren die Beziehungen der Zeitung zur Regierung in Kriegszeiten etwas intimer; diese wurde überdies, wie man weiß, in ihrer Beurteilung der Presse und der Literatur immer ängstlicher und strenger — 1795 wurde die Zensurordnung erneuert und verschärft [18]) — andererseits konnte Bartsch, wie es scheint, die Sympathie, die er nun einmal für die Einrichtungen der Revolution hegte, doch nicht ganz verleugnen. Wenigstens erregte die Art, wie in der „Wiener Zeitung" im Februar 1795 die Umgestaltung der Landesverfassung in den vereinigten Niederlanden besprochen wurde, die Unzufriedenheit des Kaisers selbst: ein Handschreiben ddo. „vom 13. Hornung" d. J. an den obersten Direktorialminister Grafen Kolowrat rügt, daß in der letzten Nummer des Blattes jene Veränderung „mit so lebhaften und reizenden Farben geschildert wurde, daß hievon die übelste Einwirkung auf das Publikum entstehen könnte", es sei sowohl der Redakteur, wie der Zensor zu bedeuten.

Die ausführliche Verantwortung, die Bartsch in der Folge auf Geheiß des Direktoriums abfaßte, ist ein interessantes Dokument zur Geschichte der „Wiener Zeitung" in dieser Periode; wir geben sie hier ihrem Wortlaut nach wieder:

„Hochlöbliches k. k. Directorium!

Der Unterzeichnete, als Redacteur der Wiener Zeitung, da er in dieselbe nichts setzet, was nicht von den höheren censurirenden Behörden genehmiget worden ist, könnte die von ihm durch das Hofdekret vom 15. d. M. abgeforderte Verantwortung auf die Erklärung beschränken, daß die Wiener Zeitung vom 11. d. M. so wie die darin vorkommende Artikel von den vereinigten Niederlanden, von der Staatskanzley-Censur gesehen und genehmiget worden ist, und daher dem Unterzeichneten darüber nichts zur Last gelegt werden kann; aber er ergreift gern die sich hier darbietende Gelegenheit, dem hochlöblichen Directorium über das Zeitungs- und Zeitungscensur-Wesen einige ehrfurchtsvolle Betrachtungen vorzulegen.

---

[17]) S. meinen oben zitierten Aufsatz über die literarischen Gegner der Revolution in Deutschland, und Wenck, Deutschland vor hundert Jahren II, 136 u. f.

[18]) S. Zenker, a. a. O.

Dem Verfasser der Wiener Zeitung als solchen liegt es als die erste Pflicht ob, die Weltbegebenheiten getreu, vollständig und frühzeitig dem Publikum vorzulegen. Das ist die einzige Bestimmung der Zeitungen, und nur, was vorgeht, zu erfahren, werden sie gelesen. Wie weit jedoch der Verfasser der Wien. Zeit. in Erfüllung dieser seiner ersten Pflicht gehen dürfe, ist ihm fast ganz unmöglich zu bestimmen, da er mit den auswärtigen, immer wandelbaren Verhältnissen des Staates, und sehr oft mit den besonderen Absichten der Gesetzgebung nicht bekannt ist. Daher sind denn auch die Landesbehörde, die Hofstellen und die Staatskanzeley zu Censoren der Wien. Zeit. bestellt, welche nach höheren Anweisungen, Zeitumständen und Einsichten dem Verf. jedesmal die Gränzen seiner Wirksamkeit bezeichnen.

Die Zeitungs=Censur kann jedoch die Betrachtung nie aus den Augen setzen, daß wenn die ohnehin sehr beschränkte Wien. Zeit. noch mehr beschränkt wird, und Artikeln, wie der angeregte, ihr ganz untersagt werden, der Inhalt davon doch allgemein zur Kenntniß des Publikums gelangt, indem diese Nachrichten in allen fremden Zeitungen vorkommen, die häufig und in allen hiesigen Gast= und Kaffeehäusern öffentlich gelesen, und in allen Provinzial=Zeitungen nachgedruckt werden. Durch eine vermehrte Strenge gegen die Wiener und die Provinzial=Zeitungen wird daher, so lang der Umlauf der fremden Zeitungen gestattet ist, die Absicht, gewisse Ereignungen dem hierländischen Publikum nicht zur Kenntniß gelangen zu lassen, durchaus nicht erreicht, dagegen aber geschieht es, daß das Publikum die erbländischen Zeitungen, durch die es nicht befriediget wird, ganz bei Seite setzt, desto mehr fremde Zeitungen bestellt, und das Geld in das Ausland schicket, was die inländische Druckerei=Industrie beleben könnte. In der That bemerkt man, daß in dem Verhältnisse, als die Censur der inländischen Zeitungen strenger wird, die Bestellungen der ausländischen beträchtlich zunehmen. In Rücksicht auf die Wien. Zeit. tritt auch noch insbesondere die Betrachtung ein, daß die Verleger das Privilegium dieser Zeitung, zu einer Zeit, da die Schreibfreiheit wenig beschränkt war, bona fide, gegen den sehr großen Pachtzins von jährl. 17.200 Guld. an sich gebracht haben, und durch eine zu große Strenge, die ihnen die Leser und Abnehmer entzieht, wirklich empfindlich gekränkt werden.

Was den angeregten Artikel von den vereinigten Niederlanden insbesondere betrifft, so ist bekannt, daß die allgemeine Neugierde auf diese unerwarteten und wichtigen Ereignungen gerichtet war. Da erschienen die Hamburger Zeitungen, und enthielten alle Umstände der holländischen Revoluzion, die Proclamationen der französischen Volks=Representanten, die in Amsterdam ganz in französischem Geiste geschriebenen Zeitungen und wurden hier allgemein gelesen. Der Unterzeichnete glaubte doch nicht diese Artikel in die Wien. Zeit. aufnehmen zu können. Aber hierauf bekam er die Berliner Zeitung, die von allen oben erwähnten Nachrichten einen, wie ihm schien, gemässigten Auszug enthielt, und dieser ist der Artikel, den der Unterzeichnete in der Wien. Zeit. wörtlich, ohne etwas zuzusetzen oder weg=

zulassen, abdrucken ließ. Das Günstige, was darin in Ansehung der Amsterdamer Revoluzion vorkommt, ist ein Auszug aus der in Amsterdam erschienenen Zeitung; aber da dieses gleich im Eingange des Absatzes ausdrücklich gesagt, zu Anfang und zu Ende des Artikels durch Citazions-Zeichen „ noch deutlicher gemacht, und zugleich angeführet wird, diese Zeitung sei unter dem Datum: Am ersten Tage der Freiheit, und mit dem Motto: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, erschienen, so war damit ja jeder Leser sattsam gegen den Geist dieser Berichte gewarnt.

Der Verfasser der Wien. Zeit. wünscht aus patriotischem Herzen, daß er dieselbe stets nur mit sehr günstigen und erfreulichen Nachrichten zu erfüllen hätte, aber als Geschichtschreiber ist es seine Pflicht, auch wenn die Nachrichten unvorteilhaft lauten, und sein Herz dabei leidet, sie im Zusammenhange anzuführen, und es wäre schmerzlich, wenn das Gehässige und Unangenehme, das in den Ereignungen und den Sachen liegt, auf ihn, der sie bloß erzählt, zurückfiele. Oft sucht er zwar die üblen Eindrücke, die irgend eine Nachricht auf den gemeinen Haufen der Leser machen könnte, durch beigesetzte Betrachtungen zu schwächen; aber das kann nicht allzuoft geschehen, weil eine Zeitung doch eigentlich nur bestimmt ist, durch Tatsachen zu sprechen, und die daraus sich ergebenden Betrachtungen dem Leser überlassen muß, die Wien. Zeit. insbesondere aber, als eine authorisierte, und sogenannte Hofzeitung, immer einen ernsten, hohen Ton beibehalten soll, und nicht zu polemischen Zänkereien oder gar zu Persiflage sich herabstimmen darf.

Überhaupt wäre zu wünschen, und scheint es eine Notwendigkeit, daß in Rücksicht auf Zeitungs-Censur Grundsätze und Regeln festgesetzt würden, die den Censoren, und allenfalls auch dem Redacteur zur Richtschnur dienen könnten.

Wien, den 18. Februar 1795.

Konrad Bartsch,
als Verfasser der „Wiener Zeitung“.“

Der oberste Direktorialminister fand in seinem Vortrage an den Kaiser ddo. 6. März die Rüge, die Bartsch empfangen habe, durch dessen Rechtfertigung „nicht entkräftet“; Bartsch habe auch schon bei anderer Gelegenheit Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben: so wenn er die Reden der Revolutionsschwärmer in London umständlich wiedergebe, dagegen die Greuel in Frankreich, die Anarchie, die dort herrsche, nicht gebührend brandmarke. Wir können die Stellen, auf die sich dieser Tadel bezieht, nicht nachweisen, auch ist alles, was Bartsch über die Art seiner Berichterstattung in dem Artikel: „Vereinigte Niederlande“ in der Nummer vom 11. Februar vorbringt, der Wahrheit gemäß, aber allerdings können wir begreifen, daß die Regierung eine solche, bloß aus gegnerisch gefärbten Quellen geschöpfte Berichterstattung in einer Zeit verzweifelten Kampfes, wie es das Jahr 1795 war, wenigstens in einem Blatt, das in Beziehungen zur Regierung stand, nicht dulden konnte.

Schon damals, infolge dieses Vorfalles, wurde daran gedacht, die Zensur der „Wiener Zeitung“ dem gewöhnlichen Zensor zu entziehen und dem Polizei-

departement zu übertragen, weil, wie es in der Note des obersten Direktorialministers vom 3. April hieß: „bei den gegenwärtigen Zeitumständen eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den Inhalt der in den k. k. Erbländern authorisierten Zeitungsblätter nothwendig sei". Aber das Polizeidepartement selbst erhob gegen diese Übertragung Schwierigkeiten. „Obschon die Polizei vorzüglich imstande ist, zu ermessen, was für einen Eindruck eine öffentlich erscheinende Schrift in Hinsicht auf die ihr von Zeit zu Zeit bekannte Stimmung im Publikum überhaupt auf dasselbe machen dürfte", so würde eine solche Einrichtung Redaktion und Druckerei zu sehr hemmen, außerdem wäre es eine empfindliche Mehrbelastung für die Polizeihofstelle, die nur aus zwei Räten und einem Sekretär bestehe und gerade jetzt sehr viel zu tun habe, „mit der besonderst unter gegenwärtigen Umständen unumgänglichen Tätigkeit", der „mühsamen und sehr zeitspieligen Voruntersuchung staatsgefährlicher Personen"[19]). Der Kaiser resolvierte denn, es habe bei dem bisherigen Usus zu bleiben[20]). Welche Umstände dann zehn Jahre später die Übertragung der Zensur an die Polizeihofstelle dennoch herbeiführten[21]), ist aus den Akten nicht zu entnehmen.

III.

So wenig wie in der „Wiener Zeitung" eine Würdigung der französischen Revolution in ihrer Wirkung auf Frankreich während der ersten Perioden ihrer Entwicklung zu finden ist, so wenig tritt in ihr hervor, was für einen verhängnisvollen Einfluß sie auf die Ruhe von Europa hatte. Die Kriege, die sie hervorrief, werden wie andere Ereignisse der Zeit ohne Erstaunen und ohne Pathos registriert: ihr Ursprung, ihr eigentliches Wesen wird nicht erkannt, ist nie Gegenstand der Diskussion, auch dann, wenn Österreich direkt daran beteiligt ist, wird die Darstellung nicht wesentlich modifiziert. Nur in den besonderen Beilagen, welche über die einzelnen Schlachten berichten und in einer ziemlich leisen Färbung der Nachrichten, die den Gegner betreffen, erkennt man, daß es sich um eine Angelegenheit des eigenen Staates handelt.

So erfahren wir denn auch fast nichts von den diplomatischen Unterhandlungen, welche dem Ausbruch des ersten Revolutionskrieges vorausgehen. Wohl werden einzelne Depeschen von Kaunitz und die Antworten Delessarts, einige kurtrierische Noten u. dgl. im Wortlaut mitgeteilt, aber erst dann, wenn sie in der französischen Nationalversammlung vorgelesen werden: sie müssen durch das Medium der französischen und jener deutschen Zeitungen gehen, aus denen die „Wiener Zeitung" ihre Nachrichten bezieht. Die französische Kriegserklärung kommt denn auch ziemlich überraschend: eine besondere Beilage vom 8. Mai 1792 teilt sie mit, nachdem sie am 20. April erfolgt war. Hieran wird nun allerdings eine kritische Bemerkung geknüpft, die einen halbamtlichen Charakter trägt: „Wie nichtig alle hier angeführten Beweggründe sind, von welchen man in Frankreich den Vorwand des Krieges hernimmt,

---

[19]) Note der Polizeihofstelle an das Direktorium ddo. 17. April 1795.

[20]) Obiger Note beigeschrieben.

[21]) S. oben die Darstellung Zenkers. Eigentlich erfolgte die betreffende k. Resolution schon am 26. November 1804.

muß jedermann einleuchten, dem der Gang der französischen Angelegenheiten nur einigermaßen bekannt ist; erhellet aber noch mehr aus den zwischen dem hiesigen und französischen Ministerium vorhergegangenen schriftlichen Unterhandlungen, welche dem Publikum schon vor einiger Zeit, besonders gedruckt [22]), vollständig sind vorgelegt worden und wird auf die überzeugendste Weise durch das ausführliche Manifest gezeigt werden, welches von Seite dieses Hofes nächstens zum Vorschein kommen wird." In der unmittelbar angeschlossenen ersten Nachricht vom Kriegsschauplatze regte sich ein Hauch von patriotischem Pathos: es ist alles, was die „Wiener Zeitung" an solchem aufzubringen hatte: „Indessen haben die Franzosen obiger Kriegserklärung zu folge bereits in den Niederlanden ihr Glück versucht: wie sehr aber dabei unsere gerechten Waffen von Gott gesegnet und ihre bösen Anschläge vereitelt worden sind, erhellet aus nachstehenden Berichten."

So lange nun der Krieg währte, werden die Zustände im Innern Frankreichs — was ja der Wahrheit gemäß war — als höchst verworren, ja trostlos dargestellt, die Hilfsquellen der Regierung als erschöpft, ihre Rüstungen unzulänglich, der Geist der Provinzen als antirevolutionär. Hingegen erscheint alles, was in den Staaten der Alliierten geschieht — Maßregeln der Regierungen, kriegerische Vorbereitungen, Finanzoperationen — in einem günstigen Licht. Das ändert sich nach dem Abschlusse des Friedens. War früher der Aufstand in der Vendée immer als für die Republik höchst bedrohlich geschildert worden, so heißt es nun (3. Jänner 1798) ganz trocken: „Verschiedene adelige Personen aus Bretagne, die damit umgingen, das Feuer des bürgerlichen Krieges wieder anzufachen, sind eingezogen worden." Und wenn früher die Unternehmungen Frankreichs gegen England in der Regel mit skeptischen Glossen mitgeteilt wurden, so schien es nun (17. Jänner 1798) auf einmal „wirklich", daß es der Regierung gelungen sei, „den Krieg gegen England zu einer Nationalangelegenheit zu machen", denn es zeige sich „von allen Seiten große Bereitwilligkeit, dieselbe in dieser Unternehmung mit Geld zu unterstützen".

Verhältnismäßig sehr spät schenkte die „Wiener Zeitung" der Erscheinung Napoleons die Aufmerksamkeit, die wir erwarten. Weder seiner Teilnahme an der Belagerung von Toulon, noch seiner Niederwerfung des Pariser Aufstandes vom 5. Oktober 1795 wird mit einem Worte gedacht. Die erste Erwähnung seines Namens finden wir in der Nummer vom 16. März 1796: „Der General Buonaparte, welcher das Kommando in Paris hatte, ist mit seinem ganzen Generalstabe zur Armee in Italien abgesandt worden." Von da an kommen zuerst spärliche, dann häufigere, aber immer recht kurze und unpersönliche Notizen über seine Tätigkeit in Italien. Nirgends wird ersichtlich, daß man es hier mit einem außergewöhnlichen Feldherrngenie zu tun hatte. Nach dem Friedensschlusse wird seinem Tun und Lassen wohl mehr Teilnahme gezeigt — die französischen Blätter, besonders der offizielle „Redakteur", wird nun eben mehr benützt — aber eine Biographie, eine Charakteristik dieser außerordentlichen Persönlichkeit, über die damals in deutschen Zeitschriften bereits zahlreiche Artikel erschienen — suchen wir auch jetzt vergeblich. In der Beurteilung Napoleons aber nimmt die Zeitung nun ungefähr den Standpunkt ein, den sie von 1789 bis 1791 der Revolution gegenüber eingenommen

[22]) Also nicht in der „Wiener Zeitung".

hat: Alles was er tut, ist korrekt, alle seine Phrasen sind Wahrheit[23]). Es wäre überflüssig, die leisen Schwankungen alle zu verzeichnen, die die „Wiener Zeitung" — und sie steht damit in der deutschen Publizistik jener Tage selbstverständlich nicht allein — in der Beurteilung sowohl der allgemeinen Weltverhältnisse, als der gewaltigen Persönlichkeit, welche sie immer mehr beherrschte — in den nächsten Jahren gemacht hat. Es bleibt immer derselbe Typus. Es sind, wie gesagt, nur leise Schwankungen: der Ton ändert sich nur wenig, ob Österreich mit Frankreich im Kriege stand oder im Frieden, die Bedeutung der einzelnen Ereignisse wird nie besonders hervorgehoben, es wird nie mit starken publizistischen Mitteln gearbeitet.

Das Schicksal fügte es aber, daß der Mann, dessen Anfänge die „Wiener Zeitung" kaum eines Blickes gewürdigt, dessen meisterhaft rasches Aufsteigen zu Ruhm und Herrschaft sie nur gleichgiltig wie eine gewöhnliche Erscheinung registriert hatte, zweimal im Laufe von wenigen Jahren Macht auch über sie gewann und sie zwang, seinen Interessen zu dienen. Zweimal, im Jahre 1805 und im Jahre 1809, ist die „Wiener Zeitung" ein Organ Napoleons gewesen.

IV.

Die „Wiener Zeitung" vom 16. November 1805 brachte an der Spitze die Nachricht von dem am 13. erfolgten Einrücken der „kaiserlich französischen Truppen" unter Anführung des Prinzen Murat in die Stadt. Hierauf wird die Ernennung des Generals Hulin zum Stadtkommandanten mitgeteilt. Eine folgende Kundmachung des Magistrats in Einquartierungssachen geschieht, wie ausdrücklich gesagt wird, schon auf dessen Anordnung. Am Schlusse des Abschnittes „Inländische Begebenheiten" findet sich folgende Petit-Notiz: „Da die ‚Wiener Zeitung' vom 13. angefangen einen neuen Redakteur erhielt, so ersucht man, alle Österreich betreffenden biographischen, artistischen oder historischen Anzeigen unmittelbar an das Zeitungscomptoir einzusenden."

Der Zusammenhang dieser Veränderung mit dem Einrücken der Franzosen ist unverkennbar. Aber weder wer der abtretende, noch wer der neue Redakteur war, können wir mit Sicherheit feststellen. In den oben angeführten Äußerungen der Polizei über Konrad Bartsch aus dem Jahre 1812 ist, wie man sich erinnert, von zwei Perioden seiner Redaktionstätigkeit an der „Wiener Zeitung" die Rede: die eine reichte darnach bis 1793 oder 1794, die andere aber wird chronologisch nicht bestimmt. Dazwischen „versahen einige Personen nacheinander die Redaktion". Namen werden keine genannt. Nach der a. h. Verfügung vom

---

[23]) 25. November 1797: „Nach Pariser Berichten vom 5. November hat der General Bonaparte dem Direktorium in äußerst bescheidenen Ausdrücken und in ganz republikanischen Grundsätzen geschrieben, um von demselben die Erlaubnis zu erhalten, nachdem er als Bürger die Pflichten gegen sein Vaterland erfüllt hat, auf irgend einen Fleck der Erde, ohne weitere Bestimmung in Ruhe zu leben" und die Mitteilungen in der Nummer vom 3. Jänner 1798, wo von seinem zurückgezogenen Leben in Paris erzählt wird und daß er bei jeder Gelegenheit betone, er sei ein einfacher Bürger, endlich der Pariser Bericht vom 24. Jänner desselben Jahres: „Man fährt fort . . . dem Helden von Italien, wie man den General Bonaparte zu benennen pflegt, alle erdenklichen Ehren zu erweisen; er seinerseits bleibt den Regeln der Eingezogenheit und Bescheidenheit in allen seinen Schritten getreu . . ."

13. Jänner 1805 sollte die Zeitung in Hinkunft von der Polizeihofstelle nicht nur zensuriert, „sondern unter der unmittelbaren Leitung derselben mit gänzlicher Beseitigung der gegenwärtigen von den van Ghelen'schen Erben aufgestellten Redaktion . . . bearbeitet werden" [24]). Es ist sonach anzunehmen, daß im November 1805 die Redaktion bereits von der Polizeihofstelle geführt wurde. Vor Ausbruch des Krieges von 1809 war der Hofsekretär dieser Stelle Johann Michael Armbruster mit derselben betraut: vielleicht war er es schon 1805 — er soll schon 1802 „beim Zensurgeschäfte" tätig gewesen sein [25]). Leitete aber ein k. k. Beamter die Zeitung, so war seine Demission als Redakteur mit dem Einmarsche der Franzosen in Wien von selbst gegeben. Daß die Veränderung bereits auf Veranlassung des französischen Stadtkommandanten erfolgte, ist kaum anzunehmen. Napoleon, der in jenen Tagen in Znaim war, beschäftigte sich mit der Angelegenheit erst am 18. November. An diesem Tage schrieb Berthier im Namen des Kaisers an Clarke, den dieser zum Generalgouverneur von Ober- und Niederösterreich bestellt hatte, „der Kaiser denkt, daß es notwendig ist, die Stadt Wien von den wichtigsten Ereignissen in Kenntnis zu setzen. Das erste, womit Sie sich beschäftigen müssen, ist die ‚Wiener Zeitung' (la Gazette de Vienne) machen zu lassen. Es heißt, daß der bisherige Redakteur dazu verwendet werden kann. Sie können ihm zu verstehen geben, daß, wenn er sich kompromittiert fände, er der französischen Armee folgen könnte; Sie können ihm sogar eine Existenz in Frankreich — eine Pension oder dergleichen — in Aussicht stellen. Dieser Journalist müßte die Wiener Neuigkeiten so bringen, wie Sie sie ihm zukommen lassen" [26]). Diese Weisung war nun durch die bereits am 13. erfolgte Veränderung in der Redaktion überholt: von einem abermaligen Wechsel nach dem 18. findet sich wenigstens in der Zeitung keine Nachricht. Eine Unterbrechung im Erscheinen trat nicht ein.

Es ist bemerkenswert, daß jene Notiz vom 13. nur von den Österreich betreffenden Beiträgen spricht: nur diese sollten dem neuen Redakteur zugehen, die Tätigkeit desselben sich also auf die Rubrik „Inländische Begebenheiten" beschränken. Die „Ausländischen Begebenheiten" in entsprechender Form vor das Publikum zu bringen, behielt sich damit wohl die französische Regierung selbst vor. Aber während der Dauer der Okkupation enthielt auch jener erste Teil Gegenstände von hochpolitischer Bedeutung: nicht nur Berichte über den Fortgang des Krieges, auch Betrachtungen, förmliche Leitartikel über das Verhältnis Frankreichs zu Österreich, Österreichs zu den übrigen Mächten der Koalition u. dgl. Sie atmen nicht nur denselben Geist wie die Artikel Deutschland, Frankreich, Großbritannien in der ausländischen Rubrik: sie entstammen anscheinend derselben Feder. Wir dürfen vielleicht annehmen, daß auf die Weisung des Kaisers vom 18. hin der neue Redakteur auf das eigentlich Lokale, auf das Amtsblatt und Intelligenzblatt beschränkt wurde,

[24]) Archiv des Ministeriums des Innern (Polizeiarchiv).

[25]) Nach Wurzbach I, 65, der auch den Art. der A. D. B. zugrunde liegt In einer Eingabe vom 30 Jänner 1810 an den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, Frh. v. Haager, spricht er von „vieljährigen" Beziehungen zur Direktion der Zeitungspachtung. Über Armbruster siehe noch unten.

[26]) Correspondance de Napoléon XI, 424.

während der gesamte politische Teil von einer Persönlichkeit geleitet wurde, die entweder in die Intentionen der französischen Politik vollständig eingeweiht war, oder unter dem Diktat des Generalgouverneurs Clarke, vielleicht auch des Polizeiministers Savary schrieb.

Wer freilich diese Persönlichkeit war, läßt sich aus den Akten [27]) nicht entnehmen. Jedenfalls ein gewandter Publizist und der deutschen Sprache vollständig mächtig: die Zeitung ist während der Okkupation besser geschrieben als unmittelbar vor oder nachher.

Man könnte an den berüchtigten Karl Ludwig Schulmeister denken. Dieser hat vom 15. November 1805 bis zum 13. oder 14. Jänner 1806 als „Generalkommissär der Polizei der Stadt Wien" fungiert [28]) und als solcher gewiß alle Agenden der k. k. Polizeihofstelle übernommen. Wenigstens die Redaktion der Kriegs- und politischen Nachrichten mochte er selbst besorgt haben.

Wenn die Redaktion von nun an in einem entschieden französischen Geiste geführt wurde, so kostete das den patriotischen Gefühlen der Zeitungsbesitzer oder vielmehr ihres Vertreters ein schweres Opfer. Die Ghelen'schen Erben waren damals lauter Minderjährige, als ihr Vormund leitete das Zeitungscomptoir der kaiserliche Rat J. M. Ritter von Zimmerl. Dieser, der uns in der Folge noch öfters begegnen wird, tritt hier zum erstenmale hervor. Nach einer allerdings späteren Nachricht soll er während der Okkupation von 1805 eine entschieden antifranzösische Gesinnung bekundet haben. „An englischen Agenten und Polizeispionen", heißt es in einem Aufsatze der Posselt'schen „Annalen" von 1809, „die durch die abgeschmacktesten Gerüchte von annäherndem Entsatz das Volk bearbeiten sollten, fehlte es zwar nicht, auch gab der Verleger der ‚Wiener Zeitung' Herr von Zimmerl sich alle Mühe, die Neuigkeiten, die ihm manchen Tag mehr als 1000 Gulden eintrugen, als Lügen zu verschreien und zum Beweise seiner Behauptungen die Berliner Zeitungen und Herrn von Kotzebues Berichte im ‚Freimüthigen' vorzulesen [29])". In einer Eingabe vom Jahre 1810 berief sich hernach Zimmerl in etwas geheimnisvoller Weise auf seine patriotischen Verdienste in der Franzosenzeit [30]). Dies würde hiezu stimmen.

---

[27]) Weder aus denen des Polizeiarchivs (Ministerium des Innern) noch aus denen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Nachforschungen in den Pariser Archiven und in der Nationalbibliothek, die Herr Michael Ruiz für mich anzustellen die Freundlichkeit hatte, blieben gleichfalls erfolglos.

[28]) Nach Dieffenbach, Karl Ludwig Schulmeister (1879) S. 48. Es heißt da, dies sei „aktenmäßig erwiesen", aber durch welche Akten wird nicht gesagt. Von der Redaktion der „Wiener Zeitung" ist nicht die Rede. In den Memoiren seines Protektors Savary, der ihm zu dieser Stelle verholfen haben soll, kommt sein Name nicht vor. Hormayr, der in seinen Lebensbildern aus den Befreiungskriegen (III. Abt., S. 134, Note 1) von einer Begegnung mit Schulmeister im Dezember 1805 bei dem Taxis'schen Bevollmächtigten Baron Wunsch berichtet, gibt die Daten 13. November bis 8. Jänner für seine Amtsführung in Wien.

[29]) „Die Franzosen in Wien im Jahre 1805", II. Bd., 6. Stück, S. 273. Herr von „Kimmerl" heißt es darin.

[30]) Gesuch der van Ghelen'schen Erben, ddo. 20. Juli 1810, um Erneuerung des Pachtkontraktes: „ . . . Verdienste, die Ew. Majestät allein bekannt sind." Diese Eingabe liegt nicht bei den Akten; aber ihr Inhalt ist im Schlußbericht der Hofkanzlei an den Kaiser, ddo. 26. Jänner 1811, ausführlich wiedergegeben (Polizeiarchiv Fasc. 236).

ihr wahres Interesse erkennten, Frankreichs Verbündete werden: nur die Verblendung und die Bestechlichkeit ihrer Staatsmänner konnte sie zu Bundesgenossen Englands machen, in dessen Interesse es gelegen sei, einen ewigen Krieg zu führen: „Sobald der Krieg aufhört, hört der Alleinhandel und die Seekaperei der Engländer auf, wie diese eingeht, können ihre Kaufleute die Minister nicht mehr mit außerordentlichen Darlehen unterstützen und fallen die Darlehen weg, so steht die ganze englische Staatsmaschine und ihr Bankrott ist unvermeidlich, denn die ordentlichen Einkünfte Englands reichen nicht einmal hin, die Interessen ihrer ungeheuren Nationalschuld zu bestreiten" („Wiener Zeitung" vom 23. November).

Es ist das dieselbe Argumentation, die Posselt damals in seinen vor kurzem begründeten „Politischen Annalen" so oft anstellte, als er auf den Gegensatz von Frankreich und England zu sprechen kam, der Schriftsteller wie Buchholz und Bülow eine mehr gelehrte geschichtsphilosophische Form gaben [34]), die auch hochgebildete und patriotische Deutsche bestach, so daß sie zu der Ansicht geführt wurden, Frankreich vertrete England gegenüber in der Tat die Interessen des Kontinents. Das Gedicht Schillers „Der Antritt des Jahrhunderts", wo er die Handelsflotten der Britten mit gierigen Polypenarmen vergleicht, entsprang ebenso dieser Auffassung wie elf Jahre später das Goethische Wort von „dem weisen Schluß", den „Machtgefechten", durch die das feste Land in alle seine Rechte trete, sobald nur erst dem Meere das feste Ufer abgerungen sei, an dem sich „die stolze Woge bricht" [35]).

Wiederholt wird darzutun versucht, daß es für Österreich das Beste wäre, sofort Frieden zu schließen. In der Nummer vom 27. November wird eine Äußerung Napoleons selber in diesem Sinne berichtet: „Meine Herren, ich weiß nicht, warum ich mich schlage, was man von mir will", soll er nach der Kapitulation von Ulm zu den österreichischen Generalen gesagt haben. „Meine Hilfsquellen bestehen nicht aus dieser einzigen Armee; schränkten sie sich aber wirklich auf dieselbe ein, so wäre noch nichts verspielt. Sie werden es mit Ihren eigenen Augen sehen, welch ein Geist mein Volk beseelt und mit welchem Wetteifer es unter meine Fahnen eilt. So denkt mein Volk, so ist meine Lage. Auf einen Wink werden 200.000 Menschen freiwillig zu mir eilen (sic) und in 6 Wochen sind sie gute Soldaten. Bei Ihnen hingegen werden die Rekruten erst nach Jahren gute Soldaten. Ich gebe meinem guten Bruder, dem deutschen Kaiser, noch einen guten Rat. Er eile Frieden zu machen und erinnere sich in diesem Augenblicke, daß alle Reiche ihr Ziel haben. Ich will nichts auf dem festen Lande. Kriegsschiffe, Kolonien, Handel, dies will ich, und dies ist Ihnen wie uns vorteilhaft."

In derselben Nummer wird die Aussicht auf eine Allianz mit Preußen, welche die letzte Brünner Proklamation des Kaisers Franz eröffnete, als chimärisch dargestellt. Der preußische Staatsminister von Haugwitz werde in Wien erwartet, um mit dem französischen Minister des Auswärtigen Talleyrand „Unterredungen zu halten, deren Gegenstand, wie man vermutet, Friedensanträge sein dürften: Ganz Deutschland werde wünschen, daß Haugwitzens Sendung den wohltätigen Zweck erreichen möge, denn von einem Ende zum

---

[34]) Guglia, Gentz S. 171 u. f., 192 u. f.

[35]) „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät."

anderen sei es mit Truppen bedeckt und seufze unter den Lasten des Krieges, Frankreich dagegen verliere nichts bei einer längeren Dauer desselben" .....

Man wird sich erinnern, daß die Lage Napoleons in der zweiten Hälfte November nicht sehr günstig war. Die Russen unter Kutusow waren ihm entwischt und konnten in Olmütz ruhig Verstärkungen abwarten, die auch schon ziemlich nahe waren. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps gesammelt, welches gleichsam den rechten Flügel der russisch-österreichischen Aufstellung bildete. Erzherzog Karl marschierte gegen Marburg, um über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Auch die politische Stellung der Verbündeten war damals so übel nicht. Preußen war von Rußland zwar noch nicht für einen unbedingten Anschluß, aber zu einer Intervention gewonnen worden und wollte im Falle der Ablehnung seiner Vorschläge mit 180.000 Mann der Koalition beitreten. Bis Mitte Dezember konnten diese bereit sein. Zu alledem kam die Nachricht von dem Seesieg der Engländer bei Trafalgar. Napoleon mußte ernstlich darauf bedacht sein, durch Teilung der feindlichen Kräfte sich Erleichterung zu verschaffen. Ein rascher Friede mit Österreich hätte das am besten getan [36]). Hiezu sollte denn auch die „Wiener Zeitung" Stimmung machen. Die Franzosen wußten sehr wohl, warum sie sich für diese publizistische Mission gerade der „Wiener Zeitung" bedienen wollten. Noch im Jahre 1810 nennt eine Note der Polizeihofstelle, die damals mit der Redaktion der „Wiener Zeitung" in keiner Weise zufrieden war, diese ein Blatt, das auf die öffentliche Meinung einen bedeutenden Einfluß habe, es sei nicht bloß eine Lektüre für Gebildete, sondern „gewissermaßen ein Volksblatt" [37]). In diesem Sinne sollte es nun verwendet werden.

Daß ein Ereignis wie die Schlacht von Austerlitz in dieser Zeitung nun ebenso publizistisch ausgebeutet wurde, wie in den französischen Organen des Eroberers, wird nicht wundernehmen. Die erste Nachricht wurde schon am 3. Dezember in einer besonderen Beilage gebracht. Das Charakteristische dieses in der lapidaren Kürze der napoleonischen Bulletins gehaltenen Berichtes ist, daß nur von einem Siege über die russischen Armeen die Rede ist, der Österreicher wird nicht gedacht. Auch in der ausführlichen Darstellung, die dann eine Beilage vom 6. Dezember brachte, ist fast nur von den Russen die Rede, es heißt wohl, daß die feindliche Armee aus 80.000 Russen und 25.000 Österreichern bestand, aber der Teilnahme dieser letzteren an der Schlacht und ihrer Verluste wird auch hier keine Erwähnung getan. Die französisch-österreichische Gegnerschaft sollte in den Hintergrund treten, Rußland hier als der einzige wahrhafte Gegner erscheinen — der Friede mit Österreich, den Napoleon auch nach diesem Siege noch wünschte [38]), als ein schon ganz Naheliegendes und Selbstverständliches vorbereitet worden.

Der Leitartikel des Hauptblattes vom 7. Dezember beschäftigte sich dann ausführlich mit den politischen Folgen des Sieges. Zuerst wird Mitteilung von den Waffenstillständen, die Kaiser Napoleon sowohl Österreich wie Rußland

---

[36]) S. Fournier, Napoleon II. 70 u. f.

[37]) Konzept einer Note von Haagers an den Grafen Metternich ddo. 2. September 1810. Archiv des Min. des Innern (Polizeiarchiv). Fasc. 178, Nr. 22.

[38]) Wenigstens bis zum 15. Dezember, wo Preußen das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich unterzeichnete.

(„Se. Majestät hatten die Großmut auch diesen zuzugestehen" [39]) bewilligt habe, gemacht. Dann, heißt es, „sind Anträge zum Frieden von österreichischer Seite gemacht worden, die endlich nach so vielen bloß auf Hinhaltung abzweckenden endlich ernstlich gemeint sein dürften". Hierauf wird in vollen Tönen das Lob des französischen Kaisers gesungen: „So wird nun Kaiser Napoleon zum drittenmale den Ruhm haben, nicht nur Frankreich, sondern dem ganzen Kontinent und insbesondere den österreichischen Staaten den Frieden zu verleihen. Wenn er jetzt zustande kommt, so verdankt Österreich den baldigen Abschluß desselben bloß Napoleons rastlosen Anstrengungen, bloß seiner genialischen Art, den Krieg zu führen. Gewöhnliche Monarchen hätten aus dem gegenwärtigen Vierteljahre des Leidens, Kämpfens und Siegens einen siebenjährigen oder wohl gar einen dreißigjährigen Krieg gesponnen und es ist kein Zweifel, daß sie dafür von Herrn Pitt bis an die Sterne erhoben worden sein würden." Es folgt eine der gewöhnlichen Diatriben gegen England, das den Kontinent nur bewaffnet habe, damit sich dieser selbst „seine Sklavenfessel" erkämpfe. „Wenn wir davon frei bleiben," schließt der Artikel, „so ist dies Napoleons Werk, er hat England in seinen Alliierten besiegt ... Hat der Erfolg nun nicht alles durch die Tat gerechtfertigt, was Napoleons Seherblick vorher verkündigt hat?"

Die „eilfte besondere Beilage", ausgegeben den 9. Dezember, brachte eine Reihe von Äußerungen des „deutschen Kaisers" in seiner Unterredung mit Napoleon im Bivouac von Zaroschitz: „Der deutsche Kaiser hat offenherzig eingestanden, daß das gegenwärtige Betragen Englands sowohl Höchstdemselben als dem Kaiser von Rußland die größte Verachtung einflöße. Das sind Kaufleute," setzte der deutsche Kaiser hinzu, „die das feste Land in Feuer und Flammen setzen, um sich den Handel der ganzen Welt zueignen zu können... Es ist gar kein Zweifel, in dem Streite zwischen Frankreich und England ist das Recht auf Frankreichs Seite." Diese Worte sind durch gesperrten Druck hervorgehoben, aber sie sind nichts weniger als authentisch. Solche Erfindungen haben Napoleon niemals viel gekostet und seine publizistischen Organe waren gelehrige Schüler.

Dieselbe Beilage brachte den Text des Waffenstillstandes vom 16. Dezember.

Die französische Redaktion läßt sich bis in die erste Nummer des Jahrgangs 1806 deutlich verfolgen. Diese bringt an der Spitze einen Bericht über die Verabschiedung des Generals Clarke von den städtischen Autoritäten und seine Mitteilung von dem Abschlusse des Friedens, warme Äußerungen des Dankes und der Anerkennung für die Bevölkerung, dann die Proklamation Napoleons an seine Soldaten. In der zweiten Nummer zeigen sich nur noch leise Spuren der Okkupation: eine „kurzgefaßte Nachricht" über eine in Mähren über Wirtschaftsbeamte wegen Mißhandlung von französischen Soldaten „zum abschreckenden Beispiel" verhängte Strafe. Im übrigen ist sie ganz neutral gehalten; die Rubrik „Inländische Begebenheiten" ist fast völlig mit einer Beschreibung des im Oktober aufgestellten Christinen-Denkmals in der Augustinerkirche ausgefüllt. Nummer 3 ist wieder die alte österreichische „Wiener Zeitung": „Der Jubel, womit das hiesige Volk den verehrten Fürsten Johann von

---

[39]) Ganz dieselbe Phrase gebraucht der „Moniteur" vom 16. Dezember.

Liechtenstein bei seiner Ankunft den 30. Dezember und nicht nur Ihn, sondern sogar die ihm vorausgeeilten k. k. Ordonnanzen aufnahm, läßt schon zum voraus die Stimmung erkennen, mit der die Bürger Wiens . . . den geliebten Monarchen wieder in ihren Mauern sehen werden.“ Und Nummer 4 — vom 11. Jänner — enthält die lakonische Notiz: „Die ehemalige Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ ist mit der Nummer 3 wieder eingetreten.“ Schon acht Tage vorher hatte sich der Präsident der Polizeihofstelle Frh. v. Sumerau, der damals in Teschen weilte, mit der „Wiener Zeitung“ beschäftigt. „Vorläufig,“ berichtet er in einer „untertänigen Note“ an den Kaiser, „werde ich im ersten Augenblicke, wo der französische Postenlauf wieder eröffnet sein wird, die Anordnungen treffen, daß die ‚Wiener Zeitung‘, die seit zwei Monaten nur das ärgerliche Organ feindlicher Stimmen, nun wieder in besserem, patriotischem Geiste mit Klugheit redigiert werde“ [40]). Die Wiedereinsetzung des früheren Redakteurs war wohl bereits eine Folge dieser Anordnungen, die der in Wien zurückgebliebene Polizeioberdirektor Hofrat Ley, dem Sumerau in seiner Note großes Lob spendet, durchgeführt haben mochte. In den Akten findet sich hierüber nichts.

V.

Die Zeitung bewegte sich nun wieder in den alten Bahnen. Von einem „in jeder Hinsicht besseren, durch die Bedürfnisse der Zeit und die politischen Verhältnisse klug berechneten Plane“, von dem in der kais. Note vom 15. Jänner 1805 die Rede war, läßt sich nicht viel bemerken. Wenn die Regierung, an deren Spitze nun Philipp Stadion stand, dem Publikum gegenüber eine veränderte Haltung einahm, dieses zu einer größeren Teilnahme, zu einem tieferen Verständnisse der öffentlichen Angelegenheiten erziehen wollte, so tritt davon in der „Wiener Zeitung“ nichts zutage: der Minister betrachtete diese wohl, wie später Metternich, als ein zu schwerfälliges Instrument und bediente sich für seine Zwecke lieber anderer Organe, so der von Armbruster geleiteten „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“. Die „ausländischen Begebenheiten“ werden wieder einfach registriert, doch läßt sich das Bestreben erkennen, dem französischen Machthaber keinen Anlaß zu irgend einer Beschwerde zu geben. Die Nachrichten über den Krieg mit Preußen und Rußland, über den fortdauernden Seekrieg werden fast durchaus aus französischen oder von Frankreich inspirierten Quellen gegeben, auch eine zeitlang die über die Unfälle in Spanien. So schwer diese auch am Wiener Hofe empfunden wurden, die „Wiener Zeitung“ spiegelte auch nicht einen Schatten dieser Empfindung wieder. Erst als man die Eventualität eines neuen Krieges mit Frankreich wieder ins Auge fassen mußte, im Herbst 1808, wurden auch die Berichte der Gegenseite herangezogen: Zeitungen aus Sevilla [41]), die Londoner „Gazette“,

---

[40]) Note vom 2. Jänner 1806. Archiv des Ministeriums des Innern (Polizeiarchiv Fascikel 39, Nr. 16).

[41]) Es geschah dies wohl auf die Veranlassung und durch die Vermittlung Metternichs, damals bekanntlich österreichischen Botschafters in Paris, und voll Teilnahme für die spanische Bewegung. S. die bereits oben zitierte Note Metternichs vom 14. August 1810, die hierauf zurückkommt (Polizeiarchiv): „Das Blatt habe in Ansehung der ausländischen Artikel nie den geringsten Kredit gehabt, höchstens vor zwei Jahren, weil es Nachrichten, die für Spanien günstig waren, bringen konnte.“

der „Advertiser", der „Morning Chronicle", die „Times". Partei für die Spanier wurde auch jetzt nicht ergriffen, es wurde nur mitgeteilt, was Tatsache war: daß eine mächtige Volksbewegung sich dort der französischen Invasion entgegensetzte, daß diese Bewegung im Vereine mit der englischen Armee Erfolge zu verzeichnen hatte, daß die Lage auf der pyrenäischen Halbinsel für Napoleon kritisch war. Aber schon dies wurde in Paris der österreichischen Regierung verübelt. Es war dies die Zeit, da man sich für den zu gewärtigenden Krieg der energischen Beihilfe Ungarns versicherte. Napoleon selbst schrieb damals an den Polizeiminister Fouché: „Man muß das ungarische Aufgebot (in den Pariser Blättern) ins Lächerliche ziehen, ebenso die ‚Wiener Zeitung', die die Zeitung von Sevilla kopiert, und auch die anderen Nachrichten, die die Insurgenten verbreiten, aufnimmt; überhaupt die Umsicht (circonspection) der ‚Wiener Zeitung' muß lächerlich gemacht werden" [42]).

Als sich dann der Wiener Hof für den Krieg entschieden hatte und alsbald in der Bevölkerung der patriotische Enthusiasmus sich offenbarte, der für den Krieg von 1809 so charakteristisch ist, war die „Wiener Zeitung" weit entfernt, ein Wiederhall dieses Enthusiasmus zu sein, aber auch jetzt noch gab sie auch den Intentionen der Regierung nur sehr abgeschwächt und unvollkommen Ausdruck. Wirklich patriotische Artikel brachte sie nur im „Anhang", und auch diese waren den „Vaterländischen Blättern" entnommen: es sind das jene Charakterzüge der Vaterlandsliebe und Fürstentreue aus der Periode der Errichtung der Landwehr und ihres Ausmarsches (März, April 1809), in denen die rührendsten Beispiele von Opferwilligkeit im Volk erzählt werden, jetzt wurde auch der Verlauf des ungarischen Reichstags vom Oktober 1808, über den seinerzeit nichts verlautbart wurde, nach derselben Quelle — den „Vaterländischen Blättern" — ausführlicher dargestellt (April 1809); im übrigen beschränkte sich die Zeitung darauf, die Erlässe der Regierung, die Aufrufe um Beisteuern, um Charpie, an Ärzte und Wundärzte, endlich die Verzeichnisse von freiwilligen Beiträgen für die Landwehrfamilien abzudrucken. Die Nummer vom 15. April brachte das berühmte Manifest von Gentz und den von Friedrich Schlegel verfaßten Aufruf des Erzherzogs Karl an die deutsche Nation. Dann folgten die üblichen Kriegsberichte.

Über die Führung der „Wiener Zeitung" während der zweiten französischen Okkupation (20. Mai bis 18. November) sind wir womöglich noch dürftiger unterrichtet als über die von 1805 [43]). Diesmal erschien in dem Blatte keine Notiz über den Wechsel in der Redaktion, der doch ganz gewiß erfolgt ist [44]). Aber auch in der Korrespondenz Napoleons suchen wir diesmal vergeblich einen Hinweis auf die „Wiener Zeitung", wir finden nur eine

---

[42]) Lettres inédites de Napoléon ed. Lecestre (1897) I, 248 (Brief vom 27. Oktober). Übrigens finden sich zwischen den Berichten von spanischer Seite immer wieder solche von französischer Provenienz; im Dezember 1808 erscheinen wieder nur solche und die anderen tauchen erst wieder auf, als der Ausbruch des Krieges bevorstand, im März und April 1809.

[43]) Auch über diese Episode blieben die in Paris durch Herrn Michael Ruiz angestellten Nachforschungen erfolglos.

[44]) Ergibt sich aus der Eingabe des kais. Rates Zimmerl an die Polizeihofstelle vom 27. Dezember 1809, wo es heißt, daß der Hofsekretär Armbruster wiederum die Redaktion übernommen habe.

allgemeine Instruktion über die Führung der Journale überhaupt. Am 15. Mai schrieb der Prinz von Neufchatel im Auftrage des Kaisers an den damaligen Gouverneur Andréossy: „Lassen Sie die alten Zeitungen wieder erscheinen in derselben Form und mit demselben Titel wie früher, nur der kaiserliche Adler und was an das Haus Habsburg erinnert, hat wegzufallen. In die Zeitungen müssen vor allem die Bulletins, Proklamationen und Tagesbefehle kommen unter Weglassung jedoch der Gelegenheitsphrasen („moins les phrases de circonstances"), die das Nationalgefühl verletzen könnten; indes ist Sorge zu tragen, die Politik der Fürsten des Hauses Österreich zu demaskieren" [45]).

Wie auch aus dieser Weisung hervorgeht, erschien diesmal die „Wiener Zeitung" eine Zeitlang gar nicht. Es bedurfte dazu nicht erst des Einrückens der Franzosen in die innere Stadt (13. Mai). Sonnabend, den 6. Mai, erschien Nr. 36; die nächste hätte Mittwoch, den 10., erscheinen sollen, aber da war die Stadt bereits in Belagerungsnöten, die Franzosen schon in der Vorstadt, am 11. abends begann das Bombardement der inneren Stadt. Erst am 20. Mai wurde wieder ein Blatt ausgegeben (Nr. 37).

Der Charakter der Zeitung in dieser zweiten französischen Episode war im allgemeinen derselbe wie in der ersten. Nur daß diesmal, der eben zitierten Weisung gemäß, der kaiserliche Adler wegfallen mußte, daß die Zeitung vom 24. Mai an täglich, die Sonntage ausgenommen, einen halben Bogen stark erschien und ein kurzes Inhaltsverzeichnis an die Spitze des Blattes gestellt wurde. Es fehlten diesmal auch die Lobsprüche über das Entgegenkommen der Bevölkerung, ja das Benehmen derselben wurde wiederholt in einen scharfen Gegensatz zu dem von 1805 gestellt. Die Schuld aber an dieser Erscheinung wird zunächst (Leitartikel vom 24. Mai) ausschließlich der österreichischen Regierung zugeschoben: sie habe Fanatismus und Terrorismus gepredigt und damit „alle bürgerlichen Bande gelöst", „alle Grundsätze des Völkerrechts abgeschworen". Napoleon — „Er" — wird als der Retter in der Not auch für Österreich bezeichnet, er habe Gesetz und Ordnung in den zerrütteten Staat zurückgeführt. Später aber wurde diese Fiktion doch fallen gelassen. In der Nummer vom 1. Juli findet sich eine „Proklamation an die Bewohner Wiens", die mit den Worten beginnt: „Seit einigen Tagen hat ein Geist der Unruhe und der Unordnung das Volk auf Abwege geführt. . . ." Es war die Zeit, da Eschenbach und Peter Till erschossen wurden, der Volkszorn wiederholt gegen die Franzosen aufloderte. Erst nach der Schlacht von Wagram (6. Juli), da alles verloren schien, war die Kraft des Widerstandes in der Bevölkerung gebrochen, es blieb nun ruhig bis zum Ende der Okkupation.

Neu war diesmal die Publikation von Aktenstücken zur Geschichte des Krieges, natürlich so ausgewählt, daß Österreich im Lichte eines Friedensstörers erschien. So wurden verschiedene Stücke der Korrespondenz zwischen Metternich und Champagny aus dem Sommer 1808 mitgeteilt. In der Nummer vom 15. Juli erschien ein aufgefangener Brief von Gentz an Stadion, ddo. 7. Juli

---

[45]) Correspondance de N. XIX, 11; in einer Note heißt es: Pour ces importantes dispositions on n'a pas trouvé l'ordre direct de l'Empereur. — Auch in den Ergänzungen der Correspondance von Lecestre und Brotonne findet sich nichts.

1809, sowohl im französischen Urtext wie in deutscher Übersetzung. Gentz selbst legte dem Brief keine große Bedeutung bei[46]); die Einleitung der „Wiener Zeitung" aber sagt, er sei ein „Beweis mehr von dem Ansehen von Wichtigkeit, welches diese Elenden sich geben und Minister die gefährliche Schwachheit haben, ihnen zuzugestehen. . ." Der Schreiber dieses Briefes wird den „von England beschützten und besoldeten Agenten" zugezählt, den Fremden, die zum Unheil Österreichs Einfluß auf dessen Politik erlangten und deren „übelangewandten Talente" sie nicht vor der „öffentlichen Verachtung" schützten.

Die Volksbewegungen in Tirol und Spanien werden nicht nur als aussichtslos hingestellt, sondern auch in ihren und den Motiven ihrer Führer entstellt und herabgesetzt. So wird von Andreas Hofer in einer „Miszelle" erzählt, er sei ein Viehhändler und treibe dies Geschäft auch jetzt noch in „der sogenannten Burg zu Innsbruck" und sei vor allem den Leuten zugänglich, die ihn in dieser Eigenschaft aufzusuchen kommen (Nr. 158 vom 14. Oktober). Von den Berichten Wellesleys aus Spanien wird gesagt, ihre Falschheit leuchte einem Blinden ein (Nr. 155, 11. Oktober). Die Schill'sche Unternehmung wird als ein hochverräterischer Abfall gebrandmarkt, mit Behagen die Stelle aus dem Tagesbefehle des Königs von Preußen hervorgehoben: „Seine Majestät finde keinen Ausdruck . . . ." (Nr. 38, 24. Mai).

1805 war das kriegerische Hauptereignis der Okkupationszeit — die Schlacht von Austerlitz — ziemlich wahrheitsgetreu dargestellt worden: sie war für Napoleon so ruhmvoll, daß es keiner wesentlichen Zutat oder Entstellung bedurfte. Diesmal war es nicht so. Über die Schlacht von Aspern brachte die „Besondere Beilage" der „Wiener Zeitung" Nr. 42 als 10. Bulletin der großen Armee einen durchaus verfälschten Bericht. Daß die Franzosen das linke Donauufer nicht gewinnen konnten, wird einzig und allein dem plötzlichen Anschwellen des Stromes zugeschrieben, der die angelegten Brücken fortgerissen habe. Aber sie hätten ihre Stellung behauptet, die „unerhörten Anstrengungen", die der Feind machte, die französische Armee zu werfen, „schlugen zu seiner Schmach aus". Die Verluste auf der eigenen Seite wurden viel zu klein, die auf österreichischer Seite übertrieben groß dargestellt, französische Generale, die bloß gefangen wurden, mußten den Tod auf dem Schlachtfelde finden u. s. f. Und nun ein journalistisches Unikum: es gibt eine zweite Auflage dieser Beilage mit „unparteiischen Bemerkungen" [47]), die an den einzelnen Angaben der Bulletins in Fußnoten die schärfste Kritik üben und die Wahrheit gerade heraussagen: „Meister vom Schlachtfeld blieben die Österreicher". Wir werden uns an die patriotische Haltung Zimmerls im Jahre 1805 erinnern: er ließ ohne Zweifel insgeheim diese Beilage herstellen und verbreiten. In der Tat wußte man in

---

[46]) „J'ai été effrayé un moment, lorsqu'on m'a dit qu'une de mes lettres avait été interceptée par les Français. La chose s'étant éclaircie . . . je m'en suis consolé." Gentz Tagebücher I, 96 (21. Juli 1809).

[47]) Sie findet sich von allen mir bekannten Exemplaren der „Wiener Zeitung" nur in dem der Wiener Stadtbibliothek. In der Hofbibliothek fehlt die I. Hälfte des Jahrganges 1809 ganz; das Exemplar, das im Besitze der „Wiener Zeitung" selbst ist, ist überhaupt sehr lückenhaft. In dem Exemplar der Universitätsbibliothek fehlen überhaupt alle Beilagen. Es ist allerdings nicht ersichtlich, ob diese Beilage auch aus der Ghelen'schen Offizin hervorgegangen ist. Aber das hätte ja nicht sein dürfen.

Wien von dem wahren Ausgange der Schlacht bereits am 25.[48]). Details mögen etwas später gekommen sein.

Auch diesmal ist die Zeitung gut redigiert, im lokalen Teile herrscht eine freiere Bewegung, es finden sich nach langer Zeit wieder Ansätze zu einer Theaterkritik im modernen Sinne (14. Oktober: Oper „Berta von Werdenberg“ im Theater an der Wien) und von literarischer Kritik (21. Oktober)[49]), Vorfälle, wie des Todes von Haydn oder von Schlözer wird gebührend gedacht (6. Juni, 4. Oktober). Auch im unpolitischen Teile wird keine Gelegenheit versäumt, um Napoleon zu glorifizieren. So berichtet die Nummer vom 14. Oktober, der Kaiser habe den Mechaniker Mälzel in Schönbrunn empfangen: Er, „der große Schätzer der Wissenschaften und Künste, der einst in Italien sagte: Die schönsten Eroberungen und die einzigen, die keine Tränen kosten, sind jene, die man im Gebiete der Wissenschaften macht“.

Mit dem 25. Oktober hörte die Redaktion auf, unter dem direkten Einflusse des französischen Guberniums zu stehen. An diesem Tage wurde der Friedenstraktat publiziert, der kaiserliche Adler erschien wieder auf dem Titelblatt. Aber die Okkupation dauerte bekanntlich bis zum 19. November und die van Ghelen'schen Erben scheinen nicht die Genehmigung des Gouverneurs zu dieser Änderung eingeholt zu haben. Indes war diese Nummer vollkommen neutral gehalten, keine Zeile darin verriet das Wiedererstehen der österreichischen „Wiener Zeitung“. Aber die folgende Nummer vom 28. Oktober, die an der Spitze bereits allerlei Nachrichten vom kaiserlich-österreichischen Hof, sowie kaiserliche Ernennungen brachte, schlug an verschiedenen Stellen einen so lebhaft-patriotischen Ton an, daß es bei den französischen Machthabern Anstoß erregte. In einem Berichte über die Feier des kaiserlichen Namenstages in Böhmen wird u. a. erzählt, der Oberstburggraf habe dem Kaiser das Verzeichnis der patriotischen Spenden vorgelegt, die infolge des öffentlichen Aufrufes vom 28. April „zur Unterstützung der vaterländischen Streitkräfte“ eingelaufen waren und hieran war folgende Bemerkung geknüpft: „Mit dem innigsten Vergnügen bemerkt jeder Freund des Vaterlandes darin die vielfältigen und höchst uneigennützigen Anstrengungen der treuen Böhmen zur Behauptung der Unabhängigkeit ihres teuren Vaterlandes; ..... willig streckte jeder seine helfende Hand zur Labung der durch die unvermeidlichen Übel des Krieges leidenden Verfechter unserer gerechten Sache aus“. Auch mehrere Stellen der Rubrik „Ausländische Begebenheiten“ konnten bei Napoleon Ärgernis erregen. Da war eine Äußerung einer Kopenhagener Zeitung über die Ernennung des Prinzen Christian August von Augustenburg zum Thronerben von Schweden: „Als Prinz von einem sehr kleinen dänischen Fürstentume zum Herrscher über 2½ Millionen Menschen emporzusteigen ist groß, aber nicht das Größte. Diese Würde nicht durch List oder durch Macht, ohne Gold wie ohne Blut zu erlangen ist größer ....“ Dies konnte leicht als eine Anzüglichkeit gegen den französischen Kaiser gedeutet werden. In der Rubrik „Preußen“ wird von einer patriotischen Feier in Königsberg berichtet,

---

[48]) Wertheimer, Zur Geschichte Wiens im Jahre 1809, S. 31.

[49]) Miszellen, Subtitel Literatur: Es wird freilich nur ein topographisches Postlexikon angezeigt. Aber früher geschah dergleichen nur in Form von Inseraten durch die Verleger.

bei der eine Tafel mit den Namen der im letzten Kriege gegen Frankreich „den Heldentod gestorbenen Offiziere“ aufgestellt und von dem Feldprediger deren Andenken gefeiert wurde. Auch dies mochte den Zeitungsverlegern übelgenommen worden sein. Genug, mit dem 1. November verschwindet der kaiserliche Adler abermals [60]), an erster Stelle erscheinen nun demonstrativ Personalnachrichten über Napoleon, den Vizekönig von Italien und andere Kreaturen des Imperators oder anstatt der „Inländischen Begebenheiten“ die Rubrik „Frankreich“. Dies wurde erst mit dem Abmarsch der Franzosen anders. Vom 22. November an ist die „Wiener Zeitung“ wieder bleibend österreichisch.

Aber auch die österreichische Regierung, an deren Spitze nun Graf Metternich stand, hatte die unvorsichtige Färbung der Nummer 85 der „Wiener Zeitung“ übel vermerkt. In einem eigenhändigen Briefe an den Polizeihofrat Radermacher drückte Metternich sein Mißfallen über dieselbe aus, „in welcher mehrere ebenso unzweckmäßige als planlose Aufsätze oder vielmehr eine solche Wahl von Aufsätzen Platz fand“. Der Kaiser habe nun befohlen, einen Zensor aus der Staatskanzlei zu bestellen, „welchem ausschließend alle Artikel, die nicht bloß die innere Administration betreffen, zu unterlegen und mit seinem Imprimatur zu versehen wären“. Der Graf erteilt nun Radermacher diesen Auftrag: „es liegt“, setzt er dann hinzu, „keineswegs in unserer Absicht, der ‚Wiener Zeitung‘ für den Augenblick ein besonderes Interesse zu geben. Es wird uns in einem Zeitpunkte, wo die Vermeidung jeder unnötigen Komplikation eine der hauptsächlichsten Augenmerke sein muß, am angenehmsten sein, wenn jenes Blatt vollkommen vergessen wird. Ew. Wohlgeboren belieben daher, die Auswahl der Artikel bloß auf solche zu beschränken, wo jede Rückerinnerungen auf den Augenblick des Ausbruches des Krieges entfernt sind; patriotische Beiträge u. dgl. völlig wegzulassen. Bei jedem politischen Artikel ist die Zeitung, aus welchem er hergenommen ist, am Ende des Artikels wie es im ‚Moniteur‘ geschieht, anzuführen [61]). . . . Belieben mir“, so schließt der Brief, „anzuzeigen, wer die Redaktion der zwei ersten unter unserer Autorität erschienenen Blätter besorgte und zugleich der Zensur-Veränderung auf A. h. Befehl unter der Hand die möglichste Publizität zu geben“ [62]).

Die Weisung des Ministers war durch die inzwischen erfolgte neuerliche Übernahme der Redaktion durch die französische Behörde fürs nächste gegenstandslos geworden, Radermacher erhielt sie denn auch am 6. November von dem landesfürstlichen Hofkommissär Grafen Rudolf Wrbna, mit dem Bemerken zugestellt: „daß nach der von der französischen Behörde dieses Gegenstandes halber getroffenen Änderung der ihm gemachte Auftrag noch auf sich werde zu

---

[60]) Daß eine Maßregelung der Zeitungscomptoirs vorhergegangen ist, ergibt sich auch aus einem Bericht des Hofrates von Radermacher an Grafen Metternich (der noch in Totis war) vom 11. November 1809: „Exzellenz werden wohl von der Folge unterrichtet sein, die das Erscheinen von Nummer 84, der ersten mit dem kais. Adler bezeichneten Nummer gehabt hat und auf welche nach dem Erscheinen von Nummer 85 um so fester bestanden wurde.“ (Haus-, Hof- und Staatsarchiv.)

[61]) Dies war weder bei der Äußerung über den Prinzen von Augustenburg, noch bei dem Königsberger Bericht angegeben. Der Bericht aus Böhmen war übrigens auch nicht Original, sondern der „Prager Zeitung“ — gleichfalls ohne Nennung derselben — entnommen.

[62]) Brief ddo. Totis, 1. November 1809. (Haus-, Hof- und Staatsarchiv.)

beruhen haben". Aus der Antwort Radermachers an Metternich erfahren wir übrigens, wer der Redakteur jener beiden Nummern 84 und 85 gewesen ist: „der Kassierer des gewöhnlichen Zeitungscomptoirs mit Namens Hildebrand"; „ich bin", setzt Radermacher hinzu, „nicht imstande zu beurteilen, inwieweit dieser Mensch . . . . zur künftigen auch nur interimistischen Besorgung dieses Geschäftes vereigenschaftet sei" [53]). Sein Name erscheint später nicht mehr in den Akten.

VI.

Nach dem Abmarsch der Franzosen und der Rückkehr der obersten Behörden erhielt der Leiter des Zeitungscomptoirs, von Zimmerl, die Weisung, daß nun der Hofsekretär Armbruster wiederum die Redaktion der „Wiener Zeitung" übernehmen werde. Für kurze Zeit tritt nun diese Persönlichkeit in den Vordergrund der Geschichte unseres Blattes.

Johann Michael Armbruster [54]), geboren 1761 zu Sulz am Neckar in Württemberg, war ein Schüler der Karlsschule, soll 1782 Sekretär bei Lavater gewesen sein, gewiß ist, daß er 1783—87 eine verkürzte Ausgabe der Physiognomischen Fragmente herausgab. 1790 feierte er den hingegangenen Kaiser Josef in einer Schrift, die er „ein Denkmal" nannte. Nach dem Ausbruch der Revolution trat er schriftstellerisch gegen diese auf und gab dann unter Patronanz des Präsidenten der vorderösterreichischen Lande, Freiherrn von Sommerau, die Zeitschrift „Der redliche Schwabenbote" heraus, die in demselben Sinne wirkte. Sommerau verschaffte ihm dann wohl auch eine Anstellung bei der österreichischen Regierung in Freiburg i. B. Während des Rastatter Kongresses scheint Armbruster bei diesem beschäftigt gewesen zu sein. 1798 erschien eine Flugschrift von ihm „Sündenregister der Franzosen während ihres Aufenthaltes in Schwaben und Vorderösterreich". Nach dem Luneviller Frieden, in dem Österreich den Breisgau als Entschädigung für den Herzog von Modena preisgeben mußte, kam Armbruster nach Wien, 1802 soll er, wie oben erwähnt, bei der Zensur beschäftigt gewesen sein. 1805 wurde er Hofsekretär der Polizeihofstelle, vom Mai 1808 redigierte er die Wochenschrift „Vaterländische Blätter" (herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten, Wien, Degen, Großquart). Sowohl typographisch wie inhaltlich stand dieses Blatt hoch über der damaligen „Wiener Zeitung".

Die „Vaterländischen Blätter" erhielten ebenso wie die „Wiener Zeitung" offizielles Material; so finden wir darin das k. k. Patent, die Errichtung von Reservebataillons betreffend (20. Mai), dann das Kriegsmanifest 1809, den Aufruf Erzherzogs Karl „An die deutsche Nation" (Doppelnummer vom 25. und 31. April, also später als die „Wiener Zeitung"). Im übrigen herrschten die statistisch-geographischen Beiträge zur Kenntnis der österreichischen Provinzen vor; daß sie für die „Charakterzüge des Patriotismus" der „Wiener Zeitung" als Quelle dienten, wurde bereits angeführt. Mit den Rubriken „Angekommene

---

[53]) In dem oben angezogenen Schreiben vom 11. November.

[54]) Das Biographische über A. nach Wurzbach, dem — wie oben bereits erwähnt wurde — die A. D. B. folgt. Hiezu einige Angaben bei Hormayr „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen", III. Abteilung, S. 134, Note.

in Wien", „Unglücksfälle, „Kurs der Staatspapiere" griff es geradezu in die Sphäre eines Tagblattes über[55]). Auch soll Armbruster 1809 die Zeitschrift „Der Wanderer" begründet haben, ein „Volksblatt", von dem uns nur eine vier Seiten starke Probenummer bekannt ist, welche die Erhebung der Tiroler im Jahre 1703 zum Inhalte hat[56]). Es scheint, daß Armbruster diesen Blättern, in denen er selbständiger walten konnte als in der „Wiener Zeitung", wo ihm nur die Redaktion der „Inländischen Begebenheiten" zustand, seine Hauptkraft gewidmet hat, die „Wiener Zeitung" nur so nebenbei besorgte. Denn jetzt, da es sich um seine abermalige Bestellung als Redakteur derselben handelte, erhob der Leiter des Comptoirs, kais. Rat von Zimmerl, Vorstellungen dagegen. Armbruster, so führt er in einer Eingabe ddo. 27. Dezember 1809 aus, habe die Ghelen'schen Erben, die er — von Zimmerl — als Vormund vor Schaden zu bewahren habe, durch seine Redakteurtätigkeit vor dem Kriege sehr geschädigt. Dies könne er „rechtsbeständig" nachweisen. Armbruster habe die Mittwoch und Samstag einzuschaltenden Artikel anstatt spätestens Dienstag und Freitag bis 3 Uhr nachmittags in die Druckerei zu liefern, frühestens um 6 Uhr abends, meistens aber noch viel später geschickt, so daß die Setzer die ganze Nacht hätten arbeiten müssen, was jedesmal eine Auslage von 50 bis 60 Gulden, dazu noch im Winter die für Licht und Holz, verursacht habe. Auch jetzt sei er nicht pünktlicher. Die heutige Kundmachung wegen Erhebung der Banko- und Staatsschuldeninteressen, die Armbruster schon am 26. erhalten, habe er doch erst heute, am 27., um 10 Uhr vormittags übergeben, wo die Zeitung schon gedruckt war, so daß eine besondere Beilage gemacht werden mußte[57]). Die Ghelen'schen Erben seien übrigens berechtigt, sich selbst einen Redakteur zu wählen, man möge es also bei der gegenwärtigen Redaktion belassen, die unter seiner (Zimmerls) Leitung geschehe, besonders da ja Armbruster ohnedies nur die inländischen Artikel, die eigentlich keiner Leitung bedürfen, redigiere und Hofrat Radermacher als Zensor mit der Redaktion sehr zufrieden sei.

Dem Ansuchen Zimmerls wurde keine Folge gegeben[58]); Armbruster aber empfand sein Verhältnis zur Comptoirleitung sehr bald als drückend und richtete schon am 30. Jänner 1810 ein Gesuch an den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle Freiherrn von Haager, ihn von der Redaktion der inländischen Artikel zu entheben: „teils um mehr Zeit für die Redaktion der ‚Vaterländischen Blätter' und die übrigen ihm vertrauten Geschäfte zu gewinnen, vorzüglich aber um den vieljährigen, sich immer erneuernden Gehässigkeiten und

---

[55]) Die „Vaterländischen Blätter" stellten mit Ende April 1809 ihr Erscheinen ein und wurden erst anfangs 1810 wieder fortgeführt.

[56]) Wiener Stadtbibliothek. Vom 1. Mai an sollte es erscheinen bei A. Strauß, wöchentlich drei Nummern.

[57]) Die betreffende Kundmachung der n. ö. Landesregierung ddo. 24. Dezember erschien wirklich auf einem eigenen Blatte, das der Nummer vom 27. ohne Paginierung am Schlusse angeheftet wurde. — Es sei nicht verhehlt, daß Armbruster von Schulmeister, der ihn noch von Rastatt her kannte, in einem Gespräch mit Hormayr ein „ehrlicher herzensguter Bruder Liederlich und Faulpelz" genannt wurde. Lebensbilder, a. a. O.

[58]) Metternich nennt in einer Note an Haager die Behauptung Zimmerls, die Ghelen'schen Erben dürften sich den Redakteur selber wählen, als „ungereimt" und verweist auf die kais. Resolution von 1805, aus der sich das Gegenteil ergab.

Kränkungen von Seite der Direktion der Zeitungspachtung" einmal zu seiner „persönlichen Ruhe" ein Ende zu machen. Er sei aber weit entfernt, durch dieses Gesuch sich auch „von der Bearbeitung jener amtlichen und halbamtlichen Zeitungsartikel loszählen (sic!) zu wollen, die hierorts von Zeit zu Zeit auf Befehl Seiner Majestät oder nach dem Ansinnen anderer Hofstellen entworfen werden". Die schon am Tag darauf erfolgende Resolution geschah im Sinne des Gesuches: von der eigentlichen Redaktion des inländischen Teiles wurde Armbruster enthoben, dagegen sollte er zur Abfassung einzelner Artikel immer noch verwendet werden, ebenso, wie bisher, die Zensur des Intelligenzblattes führen. Aber Armbruster scheint diese rasche Erfüllung seines Gesuches bald bedauert, sie vielleicht im Stillen gar nicht gewünscht zu haben. Eine neuerliche Eingabe von ihm, die er im Oktober desselben Jahres machte, läßt uns dies schließen [59]). Wir führen sie im Wortlaute an:

„Das ganze Publikum hat besonders in der Zeit, als Se. Majestät Innerösterreich bereisten, die Magerkeit der Auszüge gerügt, welche über diese Reise in der Wienerzeitung erschienen, so wie die Unordnung, in welchen der inländische Artikel durch einander geworfen sind, ebenfalls nicht unbemerkt blieb. Gewöhnlich kommen die amtlichen Anzeigen über Ereignisse dieser Reise erst dann zu der diesseitigen Kenntnis, als das Zeitungs-Comptoir schon aus den Provinzial-Zeitungen Auszüge eingerückt hatte. Nachträglich konnte also, ohne daß es auffiel, die nämliche Sache nicht wieder in einer anderen, gefälligeren Form gegeben werden.

Von dem Aufenthalte Sr. Maj. in Klagenfurt ist zwar in der Zeitung daselbst eine Notiz gegeben, allein schon seit langer Zeit kam davon kein Blatt mehr in unsere Hände.

Es ist allerdings ein großer Übelstand, daß in einer Zeit, wo die Beweise der wechselseitigen Liebe zwischen dem Kaiser und seinem Volke nicht warm genug dargestellt und nicht oft genug zur öffentlichen Sprache gebracht werden können, die Kompilation u. Redaktion des inländ. Artikels der Willkür und der Feder ungeübter, frostiger Menschen überlassen ist, die das Interessante u. Gute entweder steif und kalt und hölzern hinschreiben oder dasselbe in einem Bade von blumenreichen u. hochtrabenden Phrasen ersäufen ohne zu ahnden, daß die Wirkung nur von einfachen, heiteren und lebendigen Darstellungen ausgehe.

Mir selbst ist, seit Eure Exzellenz mich nach meinem lebhaften Wunsche von der Redaktion der W. Z. zu entheben geruhten, nur die Bearbeitung jener Artikel aufgetragen, welche durch Eure Exzellenz an mich gelangen. In das übrige habe ich keinen Einfluß.

Indessen finde ich, um der Wichtigkeit des Gegenstandes und um der National-Ehre willen, mich zu dem Wunsche bewogen:

Daß Eure Exzellenz den Händen des Zeitungs-Comptoirs jene Artikel entziehen mögten, welche die Personen Sr. Maj. des Kaisers und der allerhöchsten Familie, innere Ereignisse von Bedeutung betreffen,

[59]) Alles aus Fascikel 178 des Polizeiarchivs (Min. des Innern: „Wiener Zeitung").

so wie es auch nöthig wäre, von hier aus die Auswahl jener Artikel, zu treffen welche aus inländ. Zeitungen in die Wienerzeitung aufgenommen werden sollen.

Als reine Amts-Sache ohne Redacteur zu heißen oder zu sein, ohne mit dem bekannten Herrn Rat v. Zimmerl in irgend eine Berührung zu kommen, ohne auf ein Honorar von seiner Seite Anspruch zu machen, will ich diese Besorgung gerne übernehmen, sobald Euer Excellenz es für nöthig und gut erachten.

Wien 26. Oktober 1810.

Armbruster."

Armbrusters Ausstellungen sind charakteristisch für das neue Geschlecht von Publizisten, das im Kampfe gegen die Revolution emporgekommen war. Mit Gentz läßt sich ja Armbruster nicht vergleichen — abgesehen von der unvergleichlich höheren Begabung, die jener besaß — sie gehörten zwei ganz verschiedenen Arten des politischen Schrifttums an: Gentz schrieb, so wie Fr. Schlegel, wie Görres, für ein politisch gebildetes Publikum, für Staatsmänner, Beamte, Literaten, sein Stil hatte sich am Klassizismus seiner Zeit geschult; Armbruster dagegen ist Volksschriftsteller, er ist der Gruppe der Yelin, der E. M. Arndt zuzuzählen. Aber in der Einsicht, daß mit der alten kanzleihaften offiziellen Publizistik in dieser Zeit nichts auszurichten sei, in der Verachtung derselben, begegneten sich beide Gruppen. Es ist die Frage, ob ihre Kritik an der maßgebenden Stelle Eindruck machte. Bestimmt nachweisen läßt sich dies nicht. Aber es ist, wie wir sehen werden, doch wahrscheinlich.

Die beigeschriebene Resolution zu der obigen Eingabe Armbrusters besagt: „Einstweilen aufzubehalten, bis die sich im Zuge befindenden Verhandlungen in Betreff der ‚Wiener Zeitung' entschieden sind."

Es sind das jene Verhandlungen, die zu dem neuen Pachtkontrakt von 1812 führten, der in mehrfacher Beziehung eine Reform der „Wiener Zeitung" bedeutete. Sie sind an anderer Stelle geschildert worden. In erster Linie wurden dabei rein praktische Gesichtspunkte geltend gemacht: es handelte sich darum, der Zeitung eine modernere Form, eine raschere Herstellung, eine bessere Expedition und damit eine weitere Verbreitung zu sichern. Aber der Inhalt, speziell der politische Inhalt derselben sollte doch auch verbessert werden. Und hier werden die Ausstellungen Armbrusters vielleicht nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Zunächst allerdings war es die Berichterstattung über die ausländischen Begebenheiten, welche in der Regierung den Wunsch einer durchgreifenden Veränderung erweckte.

In einer umfangreichen Note der Polizeihofstelle vom 2. September 1810 wird im Auftrage der Hofkanzlei die Frage erörtert, „ob nicht in Rücksicht der Form, der Redaktion, der Ausgabe der Zeitung, ihres Planes u. s. w. Veränderungen wünschenswert seien, welche den Umständen der Zeit, den Verhältnissen des Staates und den Zwecken der Regierung mehr zusagen, als es bei der ‚Wiener Zeitung' bisher der Fall war". In dieser Note heißt es nun u. a.: „Indessen könnte die zweckwidrige und unbesonnene Art, mit

welcher besonders seit drei Monaten, der Kompilator des ausländischen Artikels vorangiug, nicht unbemerkt bleiben und Ew. Exzellenz erkannten selbst, als ich Hochdenselben darüber sprach, die Gerechtigkeit der öffentlichen Indignation, daß dieses Blatt ohne schonende Rücksicht auf die öffentliche Meinung und auf die Verschiedenheit in den Maximen und Ansichten der österreichischen und der französischen Regierung wörtlich ohne die mindeste Milderung mit Vorliebe alle Artikel aufnehme, welche die Welt überzeugen sollten, daß die Grundsätze der französischen Regierung die alleinbeseligenden seien." Dies, heißt es im weiteren Verlauf der Note, sei nicht etwa bloß die Stimme einer Partei im Publikum, auf welche man „wegwerfend hindeuten könne", sondern „sehr einsichtsvoller gebildeter Menschen und ruhiger Patrioten" [60]).

Prüfen wir die „Wiener Zeitung" der Monate Juni bis September des Jahres 1810 auf die erhobenen Anklagen hin, so finden wir, daß in den Rubriken, die von Frankreich und den mittelbar oder unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft stehenden Staaten handeln, allerdings in einer Weise berichtet wird, wie sie auch in französischen Blättern nicht viel anders sein konnte [61]). Vom Kriegsschauplatz in Spanien wird wieder nur nach den französischen Quellen erzählt, die größte Veränderung der Zeit — die Annexion Hollands — nur unter Anführung der offiziellen Zustimmungskundgebungen ohne jede Kritik mitgeteilt [62]), ebenso verstattet sich die Zeitung keine Klage, kein Bedenken über das drückende Kontinentalhandelssystem [63]). Aber um gerecht zu sein, dürfen wir nicht vergessen, daß die Regierung ja selbst mit ihrer Weisung vom November 1809 eine andere Beurteilung der Napoleonischen Politik und Napoleonischen Regierung ausgeschlossen hatte, daß die Beziehungen Österreichs zu Frankreich damals äußerlich gut waren, eben erst die Heirat Maria Louisens anscheinend ein Band um die beiden Staaten geschlungen hatte und übrigens der Zustand der Monarchie gebieterisch ein leidliches Auskommen mit Frankreich forderte.

Eine der Forderungen der Polizeihofstelle betreffend die Neugestaltung der „Wiener Zeitung" anläßlich der Erneuerung des Pachtvertrages mit den Ghelenschen Erben, bezog sich dann auch auf die Persönlichkeit des Redakteurs: sie ist unstreitig aus Anständen obiger Art hervorgegangen. In derselben Note vom 2. September wird betont, die „Wiener Zeitung" bleibe auch dann wichtig, wenn sie den amtlichen Charakter abgestreift habe „als erste Zeitung

---

[60]) Polizeiarchiv Fasc. 178, Nr. 22.

[61]) S. u. a. die vom Preise Napoleons triefende Rede des Landammans bei der Tagsatzung in Bern, die in den Juninummern ganz gegeben wird, oder den Bericht aus Westphalen (22. August), wo es von König Jerôme heißt, Se. Maj. „sprach in Ausdrücken der Güte und Gerechtigkeitsliebe, die in dem Herzen ihrer neuen Untertanen Frohsinn und Hoffnungen verbreitete".

[62]) S. u. a. die Korrespondenz Amsterdam ddo. 14 August (Nummer vom 5. September): „Es vergeht hier fast kein Tag, wo nicht neue Verordnungen erscheinen, die auf unsere Vereinigung mit dem großen Kaiserreiche Bezug haben und alle werden mit einer Ruhe vollzogen, die den Beobachter ebenso sehr in Verwunderung setzen ꝛc."

[63]) So gelegentlich der Leipziger Korrespondenz vom 6. Juni (27. Juni): „Unter dem sächsischen Gewerbestand ist jetzt der allgemeine Wunsch, daß die englischen Fabrikate auf immer aus dem festen Lande verbannt bleiben möchten . . ."

der Hauptstadt und unter unmittelbarer Zensur zweier Hofstellen" sowie als Quelle der „allzuängstlichen Provinzial-Zeitungen". Es könne demnach nicht gleichgiltig sein, wer sie redigiere, das bloße Vetorecht der Zensur gebe keine hinlängliche Bürgschaft. Zwar daß die Redaktion der inländischen Abteilung von amtswegen geschehe, sei nicht notwendig, aber doch könne dem Pächter die Aufstellung des Redakteurs nicht ganz unbeschränkt überlassen bleiben. Dies sei um so notwendiger, als die Staatsverwaltung in den Fall kommen könnte, die Zeitung „als Vehikel zu benützen, um den Ansichten und der Meinung des Volkes eine bestimmte Richtung zu geben oder Sagen ausländischer Zeitungen zu widerlegen . . . ." Der Inhalt des „inländischen Artikels" sei einer großen Verbesserung fähig, da sei „ein weites Feld für Tagesereignisse, Würdigung ausgezeichneter Verdienste oder schöner und edler, vorzüglich patriotischer Handlungen, für Notizen aus dem Gebiete der Künste, der Wissenschaften, des Kommerzes, der Industrie, für Biographik ꝛc.". Aber auch in der Rubrik „Ausland" könne der Zeitung ein weiterer Spielraum gegeben werden, die Einrückung ausgewählter Korrespondenzen wäre zu gestatten, doch müsse man es der Redaktion zur Pflicht machen: 1. die Weltbegebenheiten rein historisch darzustellen, ohne sich selbst Raisonnements zu erlauben oder fremde Raisonnements nachzuschreiben; 2. auf die wechselnden politischen Verhältnisse des Staates und die Bedürfnisse der inländischen Leser Rücksicht zu nehmen; 3. bei der Darstellung fremder Staatseinrichtungen, „welche mit dem Grundprinzip der österreichischen Staatsverfassung im Widerspruch stehen", jene „feurigen Lobreden, mit welchen solche Neuerungen gewöhnlich eingeführt werden", entweder hinwegzulassen oder wenigstens zu mildern und bei der einfachen Erzählung der Sache stehen zu bleiben und überhaupt nicht zu vergessen, daß die Zeitung „durch bloßes ungeprüftes und wörtliches Nachschreiben" ausländischer Artikel eigentlich das Organ ausländischer Regierungen werde und dadurch nachteilig auf die Meinung und den Charakter des österreichischen Volkes wirke, kurz, daß der Redakteur *redigiere* und nicht schülerhaft kompiliere, „wie dies seit einigen Monaten der unangenehme Fall ist" [64]).

Die Staatskanzlei schloß sich hier den Wünschen der Polizeihofstelle im wesentlichen an. In zwei Noten an diese, vom 29. Dezember 1810 und vom 7. Juni 1811, gibt sie die Meinung, „die Begebenheiten wären rein historisch darzustellen, zweckmäßiges Raisonnement nur bei jenen Nachrichten, die auf das Inland Bezug haben, anzustellen, bei allem aber was das Ausland betrifft, sich davon möglichst zu enthalten". Als dann der neue Pachtkontrakt geschlossen war, wurde von dem Vertreter der Ghelenschen Erben, dem oben genannten v. Zimmerl, ein Entwurf einer Amtsinstruktion für den Redakteur eingereicht, in der u. a. gesagt war, dieser solle sich „einer belehrenden Darstellung befleißen", die Tatsachen „mit historischen Erläuterungen begleiten" und sie „so zusammenstellen, daß der Leser von selbst zu heilsamen Schlüssen geleitet werde". Aber die Staatskanzlei beharrte auf ihrem Standpunkte: „Eine Zeitung soll erzählen, nicht raisonnieren", wie es der Vertreter Metternichs, Hofrat von Hudelist, mit epigrammatischer Schärfe ausdrückte; „welche Schlußfolgerung im Leser zu erzeugen heilsam ist, darf nicht der Beurteilung des Redakteurs überlassen bleiben, die Regierung allein ist dies

[64]) Polizeiarchiv Fasc. 236.

imstande, dem Redakteur sind dergleichen Erläuterungen und Zusammenstellungen nur gestattet, wenn er von der Regierung einen Fingerzeig erhält" [65]).

Auch in die Frage der Besetzung des Redakteursposten spielten politische Momente, Rücksichtnahme auf die auswärtigen Beziehungen, insbesondere Frankreich hinein. Als die Ghelenschen Erben zunächst ihren Vertreter Zimmerl dafür in Vorschlag brachten, äußerte sich zuerst Metternich an Haager, dieser sei nicht nur nicht geeignet, dem Blatte ein höheres Interesse zu geben, er begehe auch entschiedene Fehler, so habe er in die Nummer vom 1. Februar 1812 einen Artikel über die steigende Aufnahme des Warenzuges durch die Illyrischen Provinzen nach der Levante und zurück gebracht, der dem österreichischen Handelsinteresse geradezu entgegengewirkt habe [66]). Auch die Berichte über den russisch-türkischen Krieg scheinen die Unzufriedenheit der Staatskanzlei erregt zu haben; wenigstens hören wir von einer Weisung derselben an die Zeitungspächter, solche Berichte nur dann aufzunehmen, wenn sie von der Hof- und Staatskanzlei kämen, oder sie aus dem „Beobachter" zu entnehmen. Mit einer Art von wehmütiger Resignation entgegnete Zimmerl, diese Artikel stammten ohnedies alle aus dem „Beobachter" oder der dann ausdrücklich genannten „Preßburger Zeitung"; von der Staatskanzlei habe die „Wiener Zeitung" seit dem Bestehen des „Beobachters" keine Originalberichte mehr erhalten. Früher freilich sei das anders gewesen [67]).

VII.

An anderer Stelle wurde ausgeführt, wie nach einigem Zögern wieder jener Konrad Bartsch, den die Ghelenschen Erben schließlich zum Redakteur vorschlugen, von der Regierung als solcher angenommen wurde. Kaum war dies geschehen, so gab er schon wieder Anlaß zur Unzufriedenheit. Es ist nicht so, als ob seine schließliche abermalige Entfernung einzig durch das Übelwollen von Gentz herbeigeführt worden wäre. Es erhoben sich Klagen wider ihn, als dieser noch gar keinen Einfluß auf das Wiener Zeitungswesen besaß. Und wiederum, wie in den Neunzigerjahren, bezogen sich diese Klagen auf die franzosenfreundliche Gesinnung, die man ihm — mit Recht oder mit Unrecht — immer wieder zuschrieb.

Im September 1812 wendete sich die Polizeihofstelle an die Polizeioberdirektion, man habe in Erfahrung gebracht, daß Bartsch sich an den französischen Botschafter gewendet habe, um Artikel für sein Blatt zu erhalten, dies könne nicht geduldet werden und, sowohl Zimmerl wie Bartsch, seien mündlich „ohne alles Aufsehen" zu bedeuten. Die Polizei habe den Erfolg zu überwachen. Im selben Sinne entschied Graf Metternich am 20. November auf den Bericht der Polizeihofstelle. Der Polizeidirektor Siber berichtete am

---

[65]) Die an die Polizeihofstelle gerichtete Eingabe ist vom März 1812 (ohne Tagesdatum); die Note der Staatskanzlei, ddo. 30. Mai 1812, liegt im Konzept bei den Akten mit dem Bleistiftdorsalvermerk: „Nach Armbrusters Tod unter denen Akten gefunden".

[66]) Note vom 6. Februar 1812 (ibid.).

[67]) Eingaben der van Ghelenschen Erben vom 7. Februar 1812, worin ein nicht bei den Akten einliegender Erlaß der Staatskanzlei vom 5. Februar d. J. angezogen wird, und vom 18. September d. J., beide im Haus-, Hof- und Staatsarchiv („Wiener Zeitung").

15. Dezember, die beiden seien verwarnt worden, sie hätten alles versprochen und zu ihrer Rechtfertigung angeführt, daß ihnen von der Staatskanzlei eine Erlaubnis dazu gewährt worden sei. Diese Rechtfertigung war gegründet; es liegt in der Tat ein Brief Lebzelterns[68]) an Bartsch, ddo. 7. Juli 1812, bei den Akten, der diese Erlaubnis enthält. Sie war ohne Wissen Metternichs gegeben worden und Lebzeltern erhielt demgemäß einen Verweis[69]). Dennoch blieb ein Stachel gegen Bartsch zurück. Daß er von der Polizei fortwährend überwacht und jeder seiner Schritte ausgespäht wurde, kann uns nicht wundernehmen; soll doch Gentz einmal geäußert haben, was bei ihm in seiner Stube in einer Gesellschaft von drei oder vier vertrauten Personen gesprochen würde, wisse am anderen Tag die Polizei. Im Mai 1813 lief eine Anzeige ein[70]), Bartsch verkehre mit dem französischen Botschafter, er stehe mit ihm in Korrespondenz, empfange von diesem wöchentlich 3—4 Billette. Bartsch verharre überhaupt immer noch „bei seinen bedenklichen Gesinnungen", er habe immer noch Umgang mit einigen Personen, die „nach der von ihnen erlangten Kenntnis" von jeher Feinde des österreichischen Staates und der gerechten Sache waren und noch sind. Um dem französischen Botschafter zu dienen, mache er es so: er verwende bei der Redaktion seiner Nachrichten „glimpfliche, zweideutige, doppelsinnige oder eigentlich ausholende Ausdrücke". Diese streiche die Staatskanzlei öfters oder ändere sie und diese ausgestrichenen oder veränderten Stellen lasse Bartsch den Botschafter lesen. Der Präsident der Polizeihofstelle äußerte sich, dies wäre um so wichtiger, als Bartsch ja 1812 bereits verwarnt worden sei, um so sträflicher, da er damals alles versprochen habe. In den Akten findet sich nichts mehr in dieser Sache. Doch, wie es scheint, wußte sich Bartsch auch diesmal zu rechtfertigen; er hätte sonst wohl seine Stelle nicht behaupten können. Aber er blieb Redakteur der „Wiener Zeitung" wie zuvor.

Die Weiterung mit Gentz begann dann erst im Herbste 1813, da jener die amtliche „Prager Zeitung" leitete und sich für den „Beobachter" lebhafter zu interessieren begann. Daß eine persönliche Abneigung von Gentz gegen Bartsch die Ursache war, ist nicht wahrscheinlich[71]). Und über eine gewöhnliche journalistische Eifersucht war Gentz doch gewiß erhaben. So viel wir es übersehen, leiteten ihn bei seinen Beschwerden über die „Wiener Zeitung" rein sachliche Gesichtspunkte: er fand, daß diese den großen Begebenheiten der Zeit nicht gewachsen war. Dabei war er keineswegs ungerecht gegen sie. Die Geschichte dieses Krieges, schreibt er einmal an den Redakteur des „Beobachters", mit dem, wie man sich erinnert, die „Wiener Zeitung" damals längst in einer heimlichen aber heftigen Fehde lag, werde dem Publikum wahrscheinlich teils in Extrablättern, teils in vorläufigen halboffiziellen Artikeln mitgeteilt werden,

---

[68]) Franz v. Lebzeltern, später Freiherr, damals k. k. Hofsekretär in der Hof- und Staatskanzlei und mit der Zensur der auswärtigen Artikel betraut. S. Wurzbach XIV, 275.

[69]) Alles nach Fasc. 310 des Polizeiarchivs.

[70]) Verschiedene Schreiben vom Mai 1813 (Polizeiarchiv Fasc. 375); die Anzeige wurde von einem Regierungsrat Kleinschmidt gemacht, der sich wieder auf eine „verläßliche Person" berief.

[71]) Er scheint ihn erst im Februar 1814 persönlich kennen gelernt zu haben. Siehe weiter unten.

„der ‚Wiener Zeitung' die letzteren zu entziehen, wäre unbillig" [72]). Aber die Art, wie diese in den folgenden kritischen Wochen berichtete, machte ihm den schlechtesten Eindruck. „Daß der Redakteur der ‚Wiener Zeitung' ein geheimer Verbündeter unserer Feinde ist", schrieb er am 17. September an Metternich, „darüber kann kein Zweifel mehr obwalten . . . . Die Art, wie dieser Redakteur seine Artikel zu stellen und zu kombinieren weiß, spricht ebensowohl für seine Geschicklichkeit als für seinen bestimmten Willen, Böses zu stiften und einem hämischen, der Sache höchst nachteiligen Sinne zu Werke zu gehen. Durch die Zensur ist diesem Übel auch gar nicht abzuhelfen, denn mit Leidwesen muß ich die Bemerkung machen, daß weder L. (Lebzeltern) noch irgend jemand in der Staatskanzlei für diese Dinge Einsicht und Takt genug besitzt, um einem so verschmitzten Patron, als dieser Bartsch sein muß, die Spitze zu bieten. Man scheint ihn vielmehr, vermutlich aus Mangel an Beurteilungskraft, zu protegieren. Das ist nun einmal die Erbkrankheit dieser Zeit. Die Regierungen werden durch ihre eigenen Instrumente ohne Unterlaß verletzt oder verraten" [73]). Einige Tage später berichtet er Pilat: „Sorgen Sie nicht um dem ‚Beobachter'. Schon die Gesinnung wird ihn immer hoch über die armselige Region halten, worin die ‚Wiener Zeitung' kriecht" [74]). Und am 19. Oktober wieder: „Dem ‚Beobachter' rühme ich durch alle Prädicamente und gebe der ‚Wiener Zeitung', so oft ich kann, solche Genickstöße, in der Meinung, daß Ihr erster Associierter nicht besser operieren könnte" [75]).

Der Leser von heute wird, wenigstens für die Zeit nach der österreichischen Kriegserklärung — das berühmte Manifest aus der Feder von Gentz erschien am 19. August 1813 in der „Wiener Zeitung" — einen so fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Blättern nicht entdecken können. Geht man aber weiter zurück, in die erste Hälfte des Jahres, so wird man die Klagen von Gentz eher begreifen. Denn in dieser Zeit, wo es schon im Interesse der österreichischen Regierung gelegen war, die ungeheure Meinung, die das Publikum von der Macht Napoleons hatte, zu erschüttern, wird nach wie vor alles, was von dem französischen Kaiser ausging — seine Worte, Verfügungen, Erlässe — mit einer Wichtigkeit und ohne die leiseste Kritik verzeichnet, als gelte es, in den Rubriken „Frankreich" und „Rheinbundstaaten" eine Art von deutschem Moniteur vorzustellen. Es ist richtig, es werden auch aus Preußen und Rußland Berichte über den dort herrschenden patriotischen Geist gebracht, es werden auch die Tagesbefehle und Manifeste aus dem Lager der antinapoleonischen Koalition nicht verschwiegen — aber wozu die offiziellen Pariser Nachrichten über die Opferwilligkeit des französischen Volkes [76]), über die Tapferkeit der Franzosen in Spanien den Engländern und „Insurgenten" gegenüber [77]), wozu die vollständige Wiedergabe der lügenhaften und prahlerischen

---

[72]) 3. Sept. 1813, Briefe von Gentz an Pilat. Herausgegeben von Mendelssohn-Bartholdy I, 49.

[73]) S. Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, S. 68. — An Pilat schreibt er am selben Tage in demselben Sinne: Briefe I, 56.

[74]) Briefe an Pilat I, 66.

[75]) ibid. I, 84.

[76]) „Wiener Zeitung" vom 25. Februar 1813.

[77]) ibid. 27. Februar.

Reden Napoleons im Senat [78]), wozu die Tagesbefehle französischer Generale in Deutschland, die von den Russen als einem barbarischen Feind sprachen, „der den Angriff der französischen Armee nie hat aushalten können“ [79]), wozu ein so anstößiger Berliner Privatbericht, wie der in der Nummer vom 4. März, wo von einem unglücklichen Angriff der Russen auf die Berliner französische Besatzung erzählt wird: „sie glaubten so die Franzosen im ersten Augenblick des Schreckens zu bewegen, die Stadt zu räumen, allein sie täuschten sich in ihrer Erwartung! . . .“ [80]) Aber selbst noch im August, nach der österreichischen Kriegserklärung, finden sich, wenn auch nicht mehr so häufig, derartige Ungeschicklichkeiten: So schildert die „Wiener Zeitung“ am 28. August mit dem breitesten Behagen die Begehung des Napoleonsfestes in Dresden und wie da „Franzosen und Sachsen in brüderlicher Eintracht speisten“. Eine Perfidie von Seite des Bartsch darin zu sehen, halten wir doch nicht für berechtigt. Wie an anderer Stelle schon betont wurde: er hatte keine Fühlung mit den politischen Kreisen, war selbst kein Politiker, hatte keine Witterung für die Strömung des Tages, keinen publizistischen Takt. Gentz seinerseits liebte die kräftigen Ausdrücke. Er sprach wohl einmal von den „Bestien, mit denen ihn das Zensurgeschäft zusammenführte“.

Über die Beschwerden, die die Pächter der „Wiener Zeitung“ gegen den „Beobachter“ damals immer dringender erhoben, äußert sich Gentz, wie nicht anders zu erwarten, mit Geringschätzung oder Empörung: „Ich höre, daß die „Wiener Zeitung“ einen abermaligen [81]) Schritt gegen den „Beobachter“ getan und diesen mit einem förmlichen Prozesse bedroht hat“, schreibt er an Metternich am 29. Oktober: „Dies ist ein Grad von Unverschämtheit, der alle Erwartungen übersteigt. Es scheint diesen Menschen gar nicht zu ahnen, daß nur eine ganz außerordentliche Langmut die Regierung bestimmen kann, ihnen nicht das durch Treulosigkeit und Bosheit längst verscherzte Privilegium zu nehmen und sie alle aus der Stadt zu jagen. Und sie wollen einer von Ew. Exzellenz unmittelbar beschützten Zeitung den Prozeß machen! Was Pilat hierüber sagt, ist nicht phantastisch. Sehr richtig vielmehr und sehr hübsch schreibt er: „Der, welcher Napoleon besiegte, wird doch vor Bartsch und Lebzeltern nicht weichen?“ Ich glaube alles Ernstes, daß Ew. Exzellenz die Annahme des Prozesses durchaus untersagen müßten, weil es mir ein wahrer Skandal scheint, daß 6 oder 8 Monate lang vor gemeinen Gerichtshöfen darüber verhandelt werden soll, ob der, welcher heute Europa wieder aufbaut, das Recht hat oder nicht, einen Artikel in eine Zeitung setzen zu lassen, die unter seiner Autorität und gleichsam unter seinen Augen gedruckt wird“ [82]).

Wie vorauszusehen war, ließen es die Ghelenschen Erben auf einen Prozeß nicht ankommen, sie fanden sich schließlich mit der Tatsache ab, daß die Regierung für ihre halbamtlichen Kommunikationen den „Beobachter“

---

[78]) ibid. die Rede Napoleons vom 14. Februar, wo der russische Feldzug ganz in französischer Beleuchtung geschildert wird.

[79]) ibid. 2. März.

[80]) In derselben Nummer ist ein ähnlich gefärbter Bericht über ein Gefecht zwischen Bayern und Russen.

[81]) Frühere Beschwerden erhoben die Ghelenschen Erben in den Eingaben vom 7. Februar und besonders vom 18. September 1812 (Haus-, Hof- und Staatsarchiv).

[82]) Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei, S. 57.

bevorzugte, eben weil er in keinem seiner Teile einen amtlichen Charakter hatte. Andererseits hat Gentz, als er wieder nach Wien kam und nun als amtlicher Zensor der Staatskanzlei fungierte, die „Wiener Zeitung“ glimpflicher beurteilt. Wohl hat ihm Bartsch persönlich einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht[83]), aber dies hielt ihn doch nicht ab, schon einen Monat später zuzugeben, daß sich nun der Redakteur der „Wiener Zeitung“ (ebenso wie der des „Beobachters“) „vernünftig und bescheiden“ betrage: er könne, schrieb er an Metternich am 14. März 1814, über keinen von beiden Klage führen[84]). Es handelte sich damals um Nachrichten aus Frankreich, wie sie der „Moniteur“ brachte: von den Ergebenheitsadressen, die Napoleon aus dem ganzen Reiche erhalte, von der Bildung von Freischaren, von seinen Erfolgen gegen Blücher. Bartsch hatte in der Nummer vom 7. März einen Auszug aus einem Bulletin vom 13. Februar gebracht, in dem die Aktion von Chateau-Thierry (12. Februar) in einer übertriebenen Weise dargestellt war: es hatte darnach den Anschein, als wenn die ganze Armee Blüchers vernichtet wäre[85]). Darüber war in Wien ein gewaltiges Aufsehen entstanden, ja „man“ — das heißt wohl die Polizeihofstelle — machte Gentz als Zensor die heftigsten Vorwürfe, daß er diesen Bericht zugelassen habe[86]). Von da an scheint sich wohl Bartsch eine noch größere Zurückhaltung auferlegt zu haben. Auch die Eifersucht gegen den Beobachter unterdrückte er nun, so weit es ihm möglich war. Nur Amtsberichte, die zuerst im „Beobachter“ erschienen waren, nachträglich in die „Wiener Zeitung“ aufzunehmen, sträubte er sich, und wir werden dies begreiflich finden: „Noch niemals ist dies verlangt worden“, schreibt er bei einer solchen Gelegenheit, „es ist auch wohl keine tiefere Herabwürdigung der ‚Wiener Zeitung‘ denkbar“: „Ist es des Ministers, ist es des Herrn Staatsrats (Hudelist) Wille, daß die ‚Wiener Zeitung‘ keinen anderen offiziellen für sie bestimmten Bericht . . . abwarte, so wäre es, däucht mich, doch wohl möglich, den im ‚Beobachter‘ enthaltenen Nachrichten eine andere Gestalt und Wendung zu geben, um wenigstens die ‚Wiener Zeitung‘ von der Schmach zu retten, ihre offiziellen Berichte aus dem ‚Beobachter‘ entlehnen zu müssen“[87]).

Diese ruhigen Vorstellungen mochten in der Staatskanzlei doch einigen Eindruck machen. Im Mai bekam die „Wiener Zeitung“ einige Stücke zur Veröffentlichung, die dem „Beobachter“ vorenthalten wurden, so die Rede, die der Fürst von Benevent an der Spitze des Senates am 2. Mai an König Ludwig XVIII. richtete. Diesmal beschwerte sich Pilat. Gentz antwortete, es sei nicht in seiner Macht gestanden, dies zu hintertreiben. Ihm selbst wurde im Namen des Fürsten befohlen, die Rede, „der man einen offiziellen Charakter

---

[83]) „Homo infaustissimi vultus“. An Pilat, 6. Februar 1814. Briefe I, 106. Das Wort ist schon oben von Zenker zitiert worden.

[84]) Österreichs Teilnahme, S. 294.

[85]) „. . . Blücher suchte Chateau-Thierry zu erreichen. Seine Truppen wurden von Stellung zu Stellung zurückgeworfen. Ein ganzes Korps . . . wurde gefangen. Unsere Truppen verfolgten auf der Straße von Soissons den Rest dieser Armee, welche sich in einer fürchterlichen Unordnung befindet.“

[86]) Gentz an Pilat, 14. Mai 1814. Briefe, I, 120, 125.

[87]) Schreiben ddo. 24. März 1814. Adressat unbekannt („Verehrter Herr Hofrat“). Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

geben wollte", für die „Wiener Zeitung" zu übersetzen [88]). Auch später lieferte Gentz wiederholt im Auftrage des Staatskanzlers halbamtliche Beiträge für diese. Hatte er über denselben Gegenstand für „Wiener Zeitung" und „Beobachter" zu schreiben, so bevorzugte er freilich den letzteren immer noch. Aber hier war eben eine freiere Bewegung möglich. Als der zweite Pariser Friede unterzeichnet war, lieferte Gentz zwei Aufsätze über denselben, den einen für die „Wiener Zeitung", den anderen für den „Beobachter": jene bekam das „nackte Faktum der Unterzeichnung", diese den Inhalt der Hauptartikel [89]).

Was zuletzt die Veranlassung zu einer, wenn auch nur vorübergehenden und teilweisen Enthebung des Bartsch von der Redaktion war, läßt sich nicht feststellen. In den Akten findet sich bloß eine Eingabe von ihm ddo. 27. Mai 1815, die sich auf eine A. h. Entschließung bezieht, durch welche er von der Redaktion der „Wiener Zeitung" „entfernt" werden sollte. Hiegegen habe er einen ehrfurchtsvollen Rekurs an Se. Majestät ergriffen und der Kaiser habe denselben gnädigst anzunehmen geruht: er zeigt dies nun der Hof- und Staatskanzlei an und bittet, „wegen der Redaktion der ‚Wiener Zeitung' inzwischen mit allen Verfügungen einzuhalten" [90]). Aus der Darstellung Zenkers wird man entnehmen, daß ihm wenigstens die Redaktion des inländischen Teiles bis zu seinem 1817 erfolgenden Tode überlassen blieb.

* * *

Es ist oben ausgeführt worden, daß der Pachtvertrag von 1812 den wichtigsten Abschnitt in der älteren Geschichte der „Wiener Zeitung" bildet, indem er nicht nur zum erstenmal das Verhältnis derselben zur Staatsgewalt beiläufig wenigstens feststellt, sondern auch einen starken Schritt zur Umwandlung des Blattes aus einer privaten Unternehmung in ein Regierungsorgan bezeichnet. Daß es dazu kam, war zu nicht geringem Teile eine Folge der politischen Verhältnisse. In ruhigen Zeitläuften mochte es hingehen, daß amtliche Kundgebungen der Regierung in einem Blatte veröffentlicht wurden, das im übrigen, bezüglich der Auswahl und Färbung seiner Artikel, nur durch die Zensurgesetze beschränkt war; in einer Periode welterschütternder Bewegungen, wo es sich wiederholt um Sein oder Nichtsein des Staates handelte, nicht. Der Vertrag von 1812 milderte diesen Zwiespalt, er beseitigte ihn nicht. Da mit dem Jahre 1815 wieder eine lange Zeit politischer Ruhe folgte, so trat er zunächst nicht so störend hervor. In dem Sturmjahre 1848 führte er zu den sonderbarsten Erscheinungen, die die Geschichte der Publizistik überhaupt aufzuweisen haben dürfte. In einem modernen Staatswesen aber, das Österreich mit dem Jahre 1848 wurde und trotz der Reaktionen der nächsten Folgezeit wenigstens in Bezug auf die Verwaltung blieb, mußte er zuletzt als unerträglich empfunden werden. Jetzt erst wurden die Konsequenzen der Krisen gezogen, die die Zeitung mehr als ein Menschenalter zuvor durchlebt hatte. Der Keim der epochemachenden Veränderung von 1858 liegt schon im Zeitalter der Revolution und Napoleons.

---

[88]) An Pilat, 18. Mai 1814. Briefe I, 148. Die Rede in der „Wiener Zeitung" vom 15. Mai.

[89]) An Pilat, Paris 3. Oktober 1815. Briefe I, 199.

[90]) Haus-, Hof- und Staatsarchiv: „Wienerar Zeitung".

Die Wiener Zeitung im Jahre 1848.

Von

Freiherrn von Helfert.

I.

Kurz vor Jahresschluß 1847 war ein Redaktionswechsel ins Auge genommen: die Jur. Dr. Moriz Heyßler und Moriz v. Stubenrauch, beide Professoren an der Theresianischen Ritterakademie, beide Liberale im damaligen Sinne des Wortes und einflußreiche Mitglieder des juridisch-politischen Lesevereines, sollten die Leitung der „Wiener Zeitung“ übernehmen. Allein Graf Sedlnitzky, Präsident der Obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle, dem der Leseverein seit dessen Gründung, in die er nur nach langem Widerstreben gewilligt hatte, ein Dorn im Auge war, hatte schon an einem der beiden Männer des Fortschritts mehr als genug, ließ nur Heyßler zu und schloß Stubenrauch aus, weil er den Bibliothekar des Lesevereines, dieses „revolutionären Konventikels“, nicht an der Spitze des ersten Blattes der Monarchie sehen wollte.

Mit Eintritt des Jahres 1848 erschien sonach die „Wiener Zeitung“ mit Dr. Moriz Heyßler als „Haupt-Redakteur“ in riesigem, hierzulande ganz ungewohntem Formate, nach dem Vorbilde der Londoner „Times“ oder des Pariser „Journal des Débats“. Sie zerfiel nach altem Herkommen in einen „Amtlichen“ und einen „Nichtamtlichen Teil“. An der Spitze des amtlichen Teiles der ersten Nummer stand ein Wohltätigkeitsakt Ferdinand des Gütigen, laut dessen er, „um die mit der rauhen Jahreszeit vorkommende Verdienstlosigkeit weniger empfindlich zu machen, wie in früheren Jahren so auch heuer“, 5000 fl. KM. zur Verteilung unter die Armen Wiens anwies.

Unter dem Strich brachte diese erste und sodann in der Regel jede weitere Nummer ein „Feuilleton“, und man mußte es dem neuen Redakteur lassen, daß er in dieser Richtung seine dienstbaren Geister gut zu wählen verstand. Da finden wir gleich in Nr. 2 Rudolf Eitelberger v. Edelberg, Ein Wort über Kunstkritik; in Nr. 3 Joh. Gabriel Seidl, Eine Sittenschilderung aus Dalmatien (aus Franc. Carraras damals in Druck befindlichem Werke La Dalmazia); in Nr. 5 Des Österreichers richtiger Standpunkt, Verfasser war ein J. P., der sich mit seinem vollen Namen noch nicht heraustraute; in Nr. 7 Eduard Hanslick, Konzerte; Nr. 10 Otto Baron Hingenau, Landeskunde in Österreich; Nr. 15/16 Ferdinand Kürnberger, Ein

Votum über die Literatur der Dorfgeschichten, aus Anlaß der Anwesenheit Jos. Ranks in Wien, mit dem für die Schriftsteller jener Richtung nicht sehr schmeichelhaften Motto: Jam satis . . .; Nr. 22—24 Wilhelm Emil Wahlberg, Werke zur vergleichenden Erdkunde; Nr. 25 Anton Hye, Nekrolog Joseph Ritters v. Winiwarter mit dem Motto: Veritati, non modo amicitiae testimonium reddere rogatus sum; Nr. 27 Georg Müller, Architekt (Erbauer der Alt-Lerchenfelder Kirche) Werke der höheren Baukunst, für die Ausführung entworfen und dargestellt von L. Lange; Nr. 31 Joseph v. Würth, Der preußische Strafgesetz-Entwurf von 1847; Nr. 35 f. Rede zur feierlichen Eröffnung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, gesprochen von dem Präsidenten Jos. Frh. v. Hammer-Purgstall; Nr. 39 f. ein Vortrag des General-Sekretärs Andreas v. Ettingshausen, gesprochen bei der gleichen Gelegenheit; Nr. 36 Johannes Nordmann, Dramaturgische Blätter; Nr. 53 Siegfried Reissek, Über die Ursache des Eisfalles und Glatteises am 6. Februar . . . Der geneigte Leser wird zugeben, daß die Stoffe ebenso interessant als mannigfaltig, und daß die Schriftsteller vortrefflich gewählt waren. Es waren viele homines novi darunter, und nicht wenige, deren Namen in der Folge zu wohlverdientem Ansehen gelangten.

In der Politik gingen, wie seit mehr als drei Jahrzehnten, die „Wiener Zeitung" und der „Österreichische Beobachter" Hand in Hand, jene mehr in kürzerer Fassung und dieser mitunter in ausführlicherer mit salbungsvollen Reflexionen durchflochtener Darstellung. Allein die Zeiten waren ernst, gestalteten sich mit jedem Tage ernster, und auch die „Wiener Zeitung" konnte es nicht länger unterlassen, das Gebiet raisonnierender Politik zu streifen.

Da waren zuerst die Zustände und Ereignisse im lombardisch-venetianischen Königreiche: die amtliche Kundmachung des Mailänder General-Polizeidirektors Baron Torresani aus der „Gazzetta di Milano" vom 3. Jänner (Nr. 9 vom 9.); der amtliche Bericht derselben Zeitung über die Mailänder Vorgänge am 2. und 3. Jänner, den blutigen Zigarrenrummel (Nr. 11 vom 11.); der Tagesbefehl Radetzkys vom 15., eines jener kleinen rhetorisch-poetischen Meisterstücke, in denen der Generaladjutant des Feldmarschalls Karl v. Schönhals der k. k. italienischen Armee den Geist und die Entschlossenheit ihres Kommandierenden zur Kenntnis brachte: „Soldaten, unser Kaiser zählt auf uns, euer greiser Führer vertraut euch, das ist genug!" (Nr. 27. vom 27.)

Da waren die schweizerischen Zustände nach dem Sonderbundskriege, dessen für die konservativen Interessen so unglücklicher Ausgang im November 1847 den Diplomaten der alten Schule tiefen Kummer und ernste Besorgnisse hinterließ und die ihren Abscheu aussprachen „vor der Weise, wie die über die Schweiz herrschende Fraktion ihren wohlfeil errungenen Sieg ausbeutet. Man darf weder Katholik noch Protestant sein, man hat weder diese noch jene Staatsform als die wirksamere und zusagendere zu erklären, man braucht nur gesunde Sinne zu haben, etwelches Rechtsgefühl zu besitzen, um in seinen Ansichten über diese Vorgänge der Zustimmung all derer, die jene Eigenschaften ebenfalls zu besitzen sich freuen dürfen, versichert zu sein. . . Diese Fraktion wirft mit Wahrhaftigkeit um sich, in der Schweiz aber sind ihre Handlungen und ihre Reden ein unentwirrbarer Knäuel von Lug und Trug. Sie leiert euch die Ohren voll, wie durch ihr Bemühen die reinste Gerechtigkeit in alle Verzweigungen der öffentlichen Zustände eingeführt worden sei; aber gegen

ihre Hatti-Scherifs ist kein Eigentum, keine persönliche Freiheit, keine bürgerliche Ehre, keine Existenz der Familien gesichert. Sie heult nach allen Seiten von Freiheit als dem unantastbaren Gute der Völker und der Individuen, und sie schlachtet fünfhundertjährige Freiheiten an den Stufen des Altars ab, auf den sie eine Metze als Idol ihrer Freiheit gestellt hat". Es folgte eine Diatribe über den „gewalttrunkenen Radikalismus", welche mit dem Satze schloß: „Aus Unsittlichkeit hervorgegangen und an die Lüge als bedingendes Lebenselement gekettet, ist der Radikalismus einzig darauf angewiesen, eine Saat des Verderbens auszustreuen; es müssen daher überall, wo er Boden gewinnt, die kirchlichen, staatlichen und sozialen Verhältnisse durch seinen Pesthauch erst vergiftet, sodann durch seine brutale Gewalt zertrümmert werden" (Nr. 43 vom 12. Februar).

Das war ein „leitender Artikel" in optima forma, wenn nicht diktiert, jedenfalls inspiriert von dem Chef des österreichischen auswärtigen Amtes, Fürsten Metternich. Denn wenige Tage darauf brachte die „Wiener Zeitung" zum erstenmale diplomatische Depeschen in vollem Wortlaute, zwei des österreichischen Staatskanzlers an den kaiserlichen Botschafter am britischen Hofe Moriz Grafen von Dietrichstein, worin der alte Satz Metternichs: „Italien ist ein geographischer Name. Die apenninische Halbinsel besteht aus souveränen und gegenseitig unabhängigen Staaten" mit Nachdruck hervorgehoben und die unverrückte Aufrechthaltung der Verträge von 1815 gefordert wurde; und zwei des Viscount Palmerston an Viscount Ponsonby, britischen Botschafter in Wien, voll der feierlichsten Versicherungen seiner Loyalität und Allianztreue: „Die Regierung Ihrer Majestät ist der Ansicht, daß die Stipulationen und Verpflichtungen der Wiener Traktate in Italien ebensowohl als in allen übrigen Teilen von Europa aufrecht erhalten werden müssen und ohne Zustimmung und Mitwirkung sämtlicher Mächte keine Veränderung daran vorgenommen werden kann." Das britische Kabinett, hieß es weiter, habe keine Kunde von einem Plane, die gegenwärtig getrennten italienischen Staaten in eine Föderativrepublik zur vereinigen, und es baue auf „die alte Allianz und das begründete Vertrauen, welches die Regierungen von Großbritannien und Österreich verbindet . . .". Die beiden Wiener Depeschen datierten vom 2. August, die Londoner von 12. August und 11. September 1847; die „Wiener Zeitung" aber brachte jetzt (Nr. 56 vom 23. Februar) als Nachschrift eine Notiz der „Daily News", daß Graf Dietrichstein mit seiner Gemahlin London für vier bis fünf Monate zu verlassen im Begriffe stehe und der 1. Mai für seine Abreise in Aussicht genommen sei.

Am 28. Februar brachte die „Wiener Zeitung" (Nr. 59) das Programm eines für den 23. von der Pariser parlamentarischen Opposition geplanten Reformbanketts, Veranstaltungen, von denen man seit dem Sommer des vorigen Jahres so viel zu lesen bekam, und von einem „kleinen Krawall" in dem „sonst so friedlichen" Straßburg. Das hatte wohl nicht viel zu bedeuten?! Auch in Paris selbst mußte in jenen Tagen etwas Besonderes vorgefallen sein; denn fast gleichzeitig veröffentlichte die „Wiener Zeitung" die telegraphischen Depeschen des französischen Ministers des Innern an den Präfekten des Niederrheins vom 22. und 23. Februar: „Ruhe ziemlich hergestellt. Alle Maßregeln sind getroffen, um die Wiederkehr der Unordnung zu verhindern. Sie können die Gemüter vollkommen beruhigen."

Am Abend des folgenden Tages, 29. Februar, erschien Anselm Rothschild auf dem Wiener Ballplatz mit der Nachricht von der Abdankung Louis Philippes, von der Regentschaft der Herzogin von Orléans, von der Ausrufung der Republik. Als Fürst Metternich dies hörte, da fiel er, so wird erzählt, zurück, wie Heli, als er von den Untaten und dem Tode seiner ungeratenen Söhne hörte. Doch war er bald gefaßt. „Abdanken kann jeder", äußerte er zu seiner Umgebung; „die Regentschaft der Herzogin stimmt nicht mit der Charte; doch das hat Frankreich mit sich selbst auszumachen."

Die „Wiener Zeitung" hielt sich noch tapfer. In der Nummer 61 vom 1. März brachte sie ausführliche Mitteilungen von den Vorgängen in der Pariser Deputiertenkammer am 22. Februar, zum Schlusse mit der beruhigenden Versicherung: „Paris war in der Nacht vom 22. zum 23. Februar ziemlich ruhig, das Militär hat ferneren Aufstand verhütet." Erst am 2., Nr. 62, platzte die Bombe: Abdizierung des Königs, Regentschaft der Herzogin von Orléans, und am 3., Nr. 63, Ausrufung der Republik, provisorische Regierung. Der „Amtliche Teil" der Ausgabe vom 10. März enthielt einen von maßgebender Stelle ausgehenden Artikel, ganz in jenem Sinne gehalten, in welchem der Staatskanzler, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt, gesprochen hatte: die „Regierungsveränderung in Frankreich" sei eine innere Angelegenheit jenes Landes; der Kaiser, hieß es dann weiter, erkenne es als Seine Pflicht, „innerhalb Seiner Länder die Institutionen des Staates und das Recht zu schützen. Für diese allein dem Wohle Seiner Untertanen gewidmeten Zwecke zählt Se. Majestät auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände Seiner Reiche, sowie aller Klassen Seiner Untertanen".

II.

Die Wiener Märzrevolution brach los. Die „Wiener Zeitung" hatte selbstverständlich am 13., Nr. 73, noch das alte Gepräge; doch gleich die folgende Nummer verkündigte im amtlichen Teile die Bewaffnung der Studenten, die Abdankung Metternichs; Nr. 76 vom 16. das Kaiserliche Manifest vom 15.: Preßfreiheit, Nationalgarde, Konstitution. An der Spitze des „nichtamtlichen" Teiles dieser Nummer versprach die Redaktion, „die Ereignisse, welche in den letzten Tagen die Hauptstadt in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt haben" in Kürze darzustellen; es folgten frohe Nachrichten aus den Provinzen, Beschreibungen der Konstitutionsfeier und anderer Festlichkeiten in den verschiedenen Hauptstädten und an anderen größeren Orten der Monarchie. Am 17. ließ der Hauptredakteur im nichtamtlichen Teile seinen ersten Leitartikel proprio Marte von Stapel laufen, der mit dem schwungvollen Satze begann: „Mit welchem Gefühle die Preßfreiheit, dieses von allen Klassen der Gesellschaft bis hinab in ihre vernachlässigsten Schichten mit gleicher Begeisterung begrüßte Geschenk unseres geliebten Monarchen, insbesondere von den Vertretern der Presse, zumal der Tagespresse, begrüßt wurde, kann nur der beurteilen, welcher den drückenden Alp, der nun glücklich hinweggenommen ist, auf dem eigenen Geiste und der eigenen Feder lasten gefühlt . . ."

Aber auch außer den Kreisen der Redaktion herrschte überall Jubel und Freude, von deren Ausbrüchen die nächsten Nummern der „Wiener Zeitung"

oberhalb und unterhalb des Striches voll waren: Preisartikel über die unerwarteten Errungenschaften, Erläuterungen derselben, Dankesäußerungen gegen den gütigen Kaiser, den Spender der „Freiheit in Österreich". Ein Ungenannter schlug neue Ortsbezeichnungen für die überglückliche Hauptstadt des Reiches vor: die Herrengasse solle von nun „Freiheitsstraße" heißen, der Michaelerplatz „Konstitutionsplatz", die Freiung „Einheitsplatz": „ein sehr einfaches unkostspieliges und doch dauernd sprechendes Denkmal welthistorischer Tage für die fernste Nachwelt" (Nr. 86 vom 26. März). Im Feuilleton prangte in den ersten Tagen ein ganzer Frühlingsgarten von Gedichten: von Max Löwenthal „Österreicher-Lied", von J. G. Müller „Lied der Österreicher", von Joseph Härdtl „Das alte Volkslied, neu angestimmt am 15. März", ein anderes von Benno Phisemar (Nr. 78 vom 18. und Nr. 81 vom 21. März). Die poetischen Ergüsse drohten allen anderen Feuilletonartikeln den Raum wegzunehmen, so daß die Redaktion Einhalt tun mußte; denn „seit wir, gegen unsern bisherigen Grundsatz, ein paar Gedichte in unsere Spalten aufgenommen haben, werden wir mit Versen ganz überflutet . . ."

Sedlnitzky war entfernt, und nun gab es kein Hindernis mehr, daß Professor Dr. Moriz v. Stubenrauch an die Seite seines theresianischen Kollegen Heyßler trat, und es hieß jetzt: „Verantwortliche Redaktion Dr. Moriz Heyßler — Dr. Moriz v. Stubenrauch." Zwei Tage nach des letzteren Beitritt gesellte sich zu dem Hauptblatte der „Wiener Zeitung" ein „Abendblatt", das außer Mitteilungen des Tages, „Neueste Nachrichten", die wichtigsten Artikel des Morgenblattes reproduzierte. Mit 1. April wandelte sich dieses Abendblatt in eine „Abend-Beilage zur Wiener Zeitung" um, die „lediglich neue Tagesnachrichten, welche im nächsttägigen Blatte nicht wiederholt werden", bringen sollte. Das Publikum konnte von jetzt an auf die „Wiener Zeitung" mit oder ohne Abendbeilage pränumerieren, mit dieser vierteljährig mit 7, ohne sie mit 5 fl. KM.

* * *

Die „schönen Tage von Aranjuez" nahten ihrem Ende, es stiegen am Horizont leichte Wölkchen auf, die sich von einem Tage zum andern vermehrten und verdichteten; Wetterleuchten, das Rollen nahender Donner machten sich bemerkbar und ließen kommende Gewitterschläge ahnen. Da stellten sich amtliche Ausweise oder kritische Aufklärungen über den Stand der Finanzen, Belehrungen über die Natur und den Zweck der Verzehrungssteuer u. dgl. ein. Da tauchten auch allerhand gewichtige „Fragen" auf: die italienische, die deutsche, die einheimische Verfassungsfrage. Da gaben die Einrichtung, die Bekleidung und Bewaffnung der Nationalgarde Anlaß zu eingehenden Erörterungen: Nr. 84 vom 24. März unter der Chiffre E „Bedeutung und Geist der Nationalgarde"; Nr. 85 vom 25. März von Med. Dr. Ludwig Wilhelm Mauthner „Bemerkungen über die zu errichtende akademische Legion der Nationalgarde mit Beziehung auf den Beruf eines praktischen Arztes"; Nr. 26 vom 26. März von Karl Eduard Bauernschmid ein scharfer Artikel gegen den Tagesbefehl des Nationalgarde-Oberkommandanten Grafen Hoyos vom 24. März, und ein Artikel des Jur. Dr. Franz Putz, eines der Gefeierten der Märztage, über die „Uniformierung der Nationalgarde";

Nr. 88 vom 28. März von einem Nationalgarde-Offizier „Organisation der Nationalgarde" ꝛc. ꝛc.

Der Aufsatz Bauernschmids war der erste, durch dessen Aufnahme die Redaktion der „Wiener Zeitung" sich herausnehmen zu dürfen glaubte, gegen eine behördlich anerkannte Autorität Front zu machen. Auch sonst gönnte sie sich im „nichtamtlichen" Teile mitunter eine Freiheit, die sich in einem Regierungsblatte, was doch die „Wiener Zeitung" war und blieb, etwas sonderbar ausnahm und einiges Kopfschütteln ernst urteilender Männer hervorrief, wenn sie sich z. B. gelegenheitlich mit Entschiedenheit gegen Rußland aussprach, mit welchem die Regierung alle Ursache hatte auf gutem Fuße zu bleiben, während von den Radikalen vom ersten Augenblicke gegen den Zar und dessen Reich leidenschaftlich gearbeitet wurde. Überhaupt horchten die beiden liberalen Professoren gar sehr nach dieser Seite hin und zeigten ein unverkennbares Streben, sich da nichts zu verderben. Sie brachten einen geharnischten Artikel Dr. Hammerschmidts, „Die Emanzipation der Juden betreffend", Nr. 90 vom 30. März: „Schmachvoll ist es in einer Zeit, wo die Rechte der Menschheit Geltung zu verlangen anfangen, eine Menschenrasse davon auszuschließen; erbärmlich ist es unter der Ägide der Anonymität und der Preßfreiheit eine ganze Religionssekte mit Kot zu besudeln." Aber die Gegner einer unvorbereiteten und schrankenlosen Judenemanzipation schrieben, einzelne Fälle abgerechnet, durchaus nicht anonym, sie traten mit offenen Namen auf und gingen ihren Widersachern keineswegs aus dem Wege; doch Heyßler und Stubenrauch fanden es nicht in ihrem Berufe, Stimmen solchen Charakters in ihrem Blatte laut werden zu lassen.

Bezeichnend in dieser Richtung war ein Fall, den Bernhard Meyer in seinen „Erlebnissen" I, 289 erzählt. Zu den von der radikalen Journalistik am meisten angefeindeten Männern gehörten die drei Sonderbundflüchtlinge: er selbst, Hurter und Amann, dann der Staatskanzleirat Jarcke, geborener Preuße, Konvertit. In Nr. 30 vom 26. April, Seite 486, richtete die „Konstitution" eine „Frage an den verantwortlichen Minister des Innern", ob er nicht dafür sorgen wolle, „daß unser freies Österreich von diesen anerkannt gefährlichen Subjekten, dem Auswurfe der deutschen Nation, baldigst gesäubert werde!" Einige Tage später, 1. Mai, verlangte „Der freie Wiener", Nr. 10, S. 48, von der Regierung, „daß die vier genannten Klapperschlangen ehestens aus Österreich hinweggebracht werden". Meyer beschloß diese pöbelhaften Angriffe, die ihn und seine Schicksalsgenossen als Schürer und Werkzeuge der Reaktion hinstellten, nicht unerwidert zu lassen. Jarcke warnte: „Um Gotteswillen, Sie hetzen auf diese Art den ganzen Janhagel auf uns und bringen uns noch in Lebensgefahr!" Meyer ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen: „Die Kerle müssen einmal die Wahrheit hören, komme was da wolle!" Hurter pflichtete ihm bei. Aber die Redakteure der „Wiener Zeitung" fanden sich nicht veranlaßt, die im Vertrauen der Regierung stehenden und bisher von ihr gehaltenen, jedenfalls das österreichische Gastrecht genießenden Männer in Schutz zu nehmen, ja sie nahmen Anstand, den Artikel, worin Meyer die ganz ungerechtfertigte Verdächtigung und die pöbelhaften Angriffe gegen seine Person zurückwies, in ihre Spalten einzurücken; sie nahmen ihn bloß auf der letzten Seite, Nr. 122 vom 2. Mai, als Inserat auf, „natürlich gegen gute Bezahlung".

In Fällen anderer Art, wo es sich um Angriff oder Abwehr handelte, war die „Wiener Zeitung“ bei der Aufnahme von Artikeln in die Spalten ihres Blattes nicht so skrupulös; sie verwahrte sich allenfalls, indem sie die Verantwortung für den Inhalt auf den Einsender zurückschob, wobei sie aber übersah, daß die Verantwortlichkeit einer Regierungszeitung eine andere und höhere ist, als die der Redaktion irgend eines unabhängigen Blattes. So meinte die Redaktion, Nr. 95 vom 4. April, S. 448, einen ihr „dringend ans Herz gelegten Artikel“ nicht zurückweisen zu dürfen, worin ein Vermummter die Verkündigung der Amnestie ob dem Brünner Spielberg schilderte und den Gubernial-Vizepräsidenten Grafen Leopold Lažanský die Begnadigten mit den Worten anreden ließ: „Ihr seid zwar alle Mörder und Hochverräter, die den Galgen verdient haben 2c. 2c., aber die Gnade Sr. Majestät läßt euch nach Hause gehen!“ Es war unverkennbar die Feder eines galizischen Amnestierten, den die Gnade des Monarchen nicht zu schuldiger Dankesäußerung, sondern zu leidenschaftlicher Entladung seit Jahren verhaltenen Grolles veranlaßte. Die Redaktion der „Wiener Zeitung“ mußte sich für ihre unglaubliche Taktlosigkeit recht scharfe Entgegnungen gefallen lassen, die sie nicht, gleich der Abwehr Meyers, unter die Inserate stecken konnte, sondern im nichtamtlichen Teile ihres Hauptblattes figurieren lassen mußte, wie den „Bericht eines Augenzeugen über die Entlassung der amnestierten Polen vom Spielberge“ (Nr. 107 vom 16. April) und den „Auszug aus zwei Schreiben des Spielberg-Verwalters v. Adlerburg“, Nr. 112 vom 21. April, S. 536, wo sich nebstbei auf die Worte anderer Entlassenen berufen wurde, die sich mit wahrer Entrüstung über jene lügenhafte Entstellung des Sachverhaltes aussprachen.

III.

Von den früher erwähnten verschiedenen „Fragen“ war es begreiflicherweise die österreichische Gestaltungsfrage, die in erster Reihe zur Sprache kam, und hier war es ein junger Mann, dessen Artikel sich bisher unter der Chiffre J. P. verborgen hatten, der aber jetzt mit seinem vollen Namen vor die Öffentlichkeit trat. Dr. Johann Perthaler, am 31. Oktober 1816 im Pustertale geboren, in der Kanzlei des Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Wilhelm August Budinsky verwendet, eifriges Mitglied des jur.-polit. Lesevereins, erschien in den Spalten der „Wiener Zeitung“ (Nr. 83 vom 23. März) mit einem Artikel „Österreichs Weltstellung“, dem er das Motto vorsetzte:

> Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Er zeigte sich als Groß-Österreicher von umfassendem Blick und entschlossener Überzeugung: in der „Verschiedenartigkeit der den Kaiserstaat bewohnenden Völker“ liege dessen weltgeschichtliche Bedeutung, in ihr der Keim einer großartigen Entwicklung; „durch sie steht es einzig da und ist ein notwendiges Glied in der Kette der europäischen Gesellschaft, dergestalt, daß es geschaffen werden sollte, wenn es nicht da wäre“ — letzteres ein Gedanke, dem Palacký einige Tage später von seinem Standpunkte an anderem Orte und mit anderen Worten Ausdruck gab.

Ein paar Tage später (Nr. 86 vom 26. März: „Die österreichische Parlamentsfrage", diesmal wieder unter der Chiffre J. P.) nahm Perthaler die innere Gestaltungsfrage der Monarchie in Angriff: Aufhören der chaotischen Zustände im Innern, Wiederherstellung von Österreichs Machtstellung nach außen! In einer Reihe von Artikeln unter der Überschrift: „Eins oder zwei" (Nr. 109, 113, 114 vom 18., 22., 24. April) erklärte er sich mit aller Entschiedenheit für das Zweikammer-System, ein Gedanke, an dem er festhielt, als nach Veröffentlichung der oktroyierten Charte vom 25. April die Wühlereien gegen dieses System erst leise begannen und von einer Woche zur andern aufdringlicher wurden. In einem neuerlichen Artikel: „Die österreichische Parlamentsfrage" (Nr. 134 vom 14. Mai) trat er für das Zweikammer-System vom Standpunkte des demokratischen Prinzips mit den Worten in die Schranken: „Unsterblich ist die Herrschaft der Aristen, allein unwiderruflich zu Ende ist die Herrschaft der Aristokraten."

Perthaler stand in diesem Kampfe nicht allein. Ein ungenannter H. trat ihm, im Hinblick auf seines Vorgängers Ausführungen, mutig zur Seite: „Das Wahlgesetz", Nr. 127, 128, 131 vom 7., 8. und 11. Mai. Da die radikale Partei namentlich das uneingeschränkte Ernennungsrecht der Krone für die Zusammensetzung der zweiten Kammer bekämpfte, so trat Med. Dr. Anton Drexler aus Hietzing mit „Andeutungen über die Bildung einer zweckmäßigen und gerechten Nationalrepräsentation" hervor (1. Artikel Nr. 108 vom 17., 2. und 3. Artikel Nr. 116 vom 25. April). Drexler befürwortete eine sechsjährige Legislaturperiode; für beide Kammern sollte das Volk wählen, doch aus diesen Gewählten habe der Monarch die Mitglieder der zweiten Kammer zu erkiesen, die nach Auflösung der ersten Kammer mit ihr Mandat verlören.

* * *

Die „deutsche Frage" wurde in der Wiener Publizistik durch die Ansprache Friedrich Wilhelm IV. vom 21. März: „An Mein Volk und die deutsche Nation" aufgerollt, laut welcher sich der König an die Spitze stellte und die „Leitung für die Tage der Gefahr" zu übernehmen erklärte. Das Verdikt über diesen selbstbewußten Schritt unmittelbar nach den blutigen Berliner Kampfestagen war allgemein, nicht bloß in Österreich, sondern auch im nicht-preußischen Deutschland. Die „Wiener Zeitung" Nr. 85 vom 25. März brachte einen fulminanten Artikel: „Antwort der deutschen Nation an den König von Preußen", der sogar zu diplomatischen Erörterungen führte, weil manche auswärtige Blätter darin eine Kriegserklärung Österreichs gegen Preußen erblickten. Unser Gesandter am Berliner Hofe Joseph Graf Trauttmansdorff hatte alle Mühe, dem preußischen Hofe begreiflich zu machen, daß die kaiserliche Regierung nur das vertreten könne, was im amtlichen Teile der „Wiener Zeitung" stehe, während sie mit dem, was der nichtamtliche enthalte, nichts zu schaffen habe. Die Redaktion aber gab folgende Erklärung ab: „Die ‚Wiener Zeitung' ist weder ein offizielles noch ein halboffizielles Blatt, weder ein ‚Moniteur' noch ein ‚Journal des Débats'. Ihr Verhältnis zur Regierung ist lediglich ein kontraktliches, es ist ein Vertragsverhältnis mit der Finanzverwaltung, demzufolge sie dem Gouvernement den amtlichen Teil des Hauptblattes zu offiziellen Veröffentlichungen offen

zu halten, den übrigen Teil aber nach jeder Richtung und Inhalt völlig frei hat."

Diese Freiheit verwendeten die Redakteure zu schrankenlosem Vortritt in der deutschen Frage, und es machte ihnen ein Vergnügen einen Feuilletonartikel: „Dänemark und die Schleswig-Holsteinische Frage" (Nr. 93, 94 vom 2. und 3. April), unterzeichnet L. N. — wohl Leopold Neumann (?) — mit der Fußnote begleiten zu können: „Von der bestandenen Zensur nicht zugelassen." In Nr. 90 vom 30. März regte es ein ungenannter J. W. an, „es möge auch vom Stephansdom an den Ufern der mächtigen Donau die schwarz-rot-goldene Fahne wehen!" Und in der Tat, am dritten Tage darnach (2. April) wehte nicht bloß vom alten Steffel eine riesige deutsche Fahne, sondern eine solche fand sogar in die kaiserlichen Appartements Eingang. Wenn aber die „Wiener Zeitung" an der Spitze des nichtamtlichen Teiles vom 3. April den Völkern Österreichs mit unverhohlenem Jubel verkündete, es sei „die schwarz-rot-goldene Fahne von Sr. Majestät dem Kaiser aus einem Fenster der Hofburg geschwungen" worden — diese Worte mit fetten Lettern gedruckt — so war dies eine Unrichtigkeit; denn nicht der Kaiser hat die Fahne aus dem Fenster geschwungen und daselbst ausgesteckt, sondern er hat es, überrascht und eingeschüchtert, nur zugelassen, daß Prof. Endlicher und der k. k. Kameralrat Albert Ritter von Neuwall, die in jenen Tagen um die Gunst der Aula buhlten, dies taten.

Alles sollte im Kaiserstaate jetzt deutsch sein, und nur deutsch. Führte doch der überdeutsche Rudolf v. Eitelberger in einem Feuilletonartikel: „Was hat die Kunst von den Bewegungen der Gegenwart zu hoffen oder zu fürchten?" (Nr. 105/106 vom 14./15. April) den Satz aus: „Sie hat alles zu fürchten, wenn die Politik keine deutsche wird, alles zu hoffen, wenn sie es wird." Österreich, seine Eigenart und sein Beruf, für die sich ein Perthaler in so beredter Weise einsetzte, waren dabei völlig aus dem Spiele gelassen, so daß L. v. H. — Leopold von Hasner? — „Ein Königreich für einen Österreicher!" (Nr. 105 vom 14. April) und der k. k. Finanzministerial-Konzipist Gotthard Frh. v. Buschmann „Schwarz und Gelb heraus!" (Abendbeil. Nr. 18 vom 18., gezeichnet G. B.) schmerzhaft ausriefen. Da setzte ein Artikel im amtlichen Teile Nr. 112 vom 21. April dem maßlosen Frankfurter Enthusiasmus mit der Erklärung einen heilsamen Dämpfer auf, daß das Ministerium zwar mit Freuden bereit sei, „seine Anhänglichkeit an die gemeinsame deutsche Sache zu betätigen", daß es aber von österreichischem Standpunkte „ein gänzliches Aufgeben der Sonderinteressen seiner verschiedenen zum Deutschen Bunde gehörigen Gebietsteile, eine unbedingte Unterordnung unter die Bundesversammlung, ein Verzichten auf die Selbständigkeit der inneren Verwaltung" nie zugeben könne und sich darum „die besondere Zustimmung zu jedem von der Bundesversammlung gefaßten Beschlusse unbedingt vorbehalten" müße.

In der Abendbeilage vom selben Tage erschien ein neuer Artikel von G. B. „Ich stimme für einen deutschen Staatenbund", und erklärte sich damit gegen einen in jenen Tagen von vielen Seiten verfochtenen deutschen Bundesstaat.

* * *

Gegen Ende März waren nach Wien die Hiobsposten von dem Losbruche in Mailand, von dem Abfalle Venedigs und von dem völkerrechtswidrigen Einmarsch Karl Alberts gekommen, und nun war der Eifer österreichischer Patrioten für die ungeschmälerte Erhaltung der Monarchie und die Abwehr des Feindes entflammt. Im Abendblatt der „Wiener Zeitung“ Nr. 88 vom 28. erschien von Karl Eugen Schindler[1]) ein vom 27. datierter feuriger Aufruf zur Verteidigung des lombardo-venetianischen Königreiches, wobei er um Aufnahme seines Artikels in alle inländischen Blätter bat. Dieser Bitte entsprachen meines Wissens nur der „Österreichische Beobachter“ Nr. 90 vom 30. März und ein gewisser J. N. Kopriwa, der in einem Flugblatte (Folio, Mechitaristen) den Aufsatz Schindlers abdruckte und in einem Nachwort „Freiwillige“ aufrief, „zum Schutze der Grenze gegen fremde Eindringlinge und zur freundlichen Besänftigung unserer italienischen Brüder“. Kopriwas Aufforderung hatte eine elektrische Wirkung und die Werberhütten, die auf dem Glacis aufgestellt wurden, fanden einen massenhaften Zuspruch.

Michael Edler von Rambach, Chef des Wiener Zeitungs-Comptoirs erbot sich (Nr. 93 vom 2. April, S. 438) zur Einsammlung von Beiträgen „in Geld, Waffen, Kleidern und sonstigen Materialien“ zur Unterstützung der Wiener Freiwilligen, die ein schönes Zeugnis für den bei allen Klassen der Bevölkerung frisch erwachten Patriotismus ablegte. Gleich in dem ersten Verzeichnis flossen „von einem katholischen Seelsorger“ 50 fl. mit dem Motto ein: „Pacem et veritatem diligite“ und die „Edlen von Ghelenschen Erben“, Verleger der „Wiener Zeitung“, stellten sich mit einem Betrage von 150 fl. ein. Im dritten Verzeichnis, S. 449, finden wir einen „N. N.“ mit 10 fl. unter dem Bibelspruche: „Errette mich, o Herr, von meinen Feinden; denn auf Dich habe ich gehoffet“ (Psalm. 143). Im vierten Verzeichnis, S. 455, erscheint ein „B. v. B., alter Soldat aus dem vorigen Jahrhundert, der leider unserer tapfern Armee nicht mehr mit seinem Arm zu dienen die Ehre haben kann“, mit 25 fl. und mit dem Versprechen, noch weitere Beiträge zu leisten ꝛc. ꝛc. Schon am 6. April war Herr v. Rambach in der Lage, 1500 fl. nach Wiener-Neustadt, wo die Einteilung der geworbenen Freiwilligen vor sich ging, zu senden, was dort mit großem Jubel aufgenommen wurde. In Wien selbst nahmen die Einzahlungen, die Rambach mit unermüdetem Eifer betrieb, einen so erfreulichen Fortgang, daß das neunte Verzeichnis, S. 491 vom 12. April, einen bis dahin für das „Freiwilligenkorps“ eingesammelten Betrag von 16.074 fl. 3 kr. ausweisen konnte.

Schindlers Aufruf dagegen mußte in derselben „Wiener Zeitung“ allerhand Nörgeleien und Bedenklichkeiten hinnehmen. In Nr. 90 vom 30. März, S. 418, erschien eine „Reklamation“ von Camill Heller[2]), der sich darüber entrüstet stellte, wie es Schindler wagen konnte, vor der Gefahr der Revolution zu warnen und „zur Bekämpfung ihrer vaterlandsmörderischen Folgen“ Freiwillige ins Feld zu rufen: „Solche Anklagen auszusprechen ist Verrat an

---

[1]) Im Hof- und Staatshandbuch für 1848 findet sich nur ein „Karl“ Schindler, Hofsekretär der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen: sollte dieser mit unserem „Karl Eugen“ eins sein?!

[2]) Camillo Hell? Camill Frh. Schlechta von Wschehrd, ältester Sohn des Barons Franz Xaver, Hofrates der k. k. Allg. Hofkammer, gebrauchte dieses Pseudonym.

unserer guten Sache, ist Verrat an der Menschheit." Die Redaktion nahm denn doch den patriotischen Schindler gegen den revolutionären Heißsporn einigermaßen in Schutz und brachte (Nr. 93 vom 2. April) einen Artikel „Das Vaterland ist in Gefahr" von Franz Schuselka. Schuselka war mit aller Entschiedenheit für die Rettung der Waffenehre Österreichs und für die verdiente Züchtigung so treulosen Abfalles und Angriffes. Allein er ließ dabei die Möglichkeit einer Losscheidung der italienischen Landesteile vom übrigen Staatskörper durchblicken. Denn „ist die Abneigung der Lombardo-Veneter wirklich unüberwindlich, so befreie man Österreich von Staatsgenossen, die kein Herz für Österreich haben". Schuselkas Auffassung fand bei den einen Anklang, bei den anderen Widerspruch; denn bei den besten österreichischen Patrioten kämpfte der Wunsch, so reiche und schöne Provinzen zu behalten, mit dem Zweifel, ob es in der allseitigen Bedrängnis, in der sich der Kaiserstaat befand, gelingen werde, gelingen könne, sich jenseits der Alpen des inneren wie äußeren Feindes zu erwehren. Das zeigte sich gleich in einer „Erwiderung auf Herrn Schuselkas Artikel", die ein Ungenannter in die Spalten von Nr. 102 vom 11. April einrücken ließ. Schuselka hatte sich auch für die Losgebung Galiziens ausgesprochen: „Man befreie Österreich von einem ungerechten Besitz, über dessen Erwerbung Maria Theresia Tränen der Scham geweint", und der Ungenannte warf ihm fürs erste Inkonsequenz vor: denn „warum rät er uns nicht gleichmäßig, auch Ungarn und Siebenbürgen, Böhmen und Dalmatien aufzugeben, da alle diese Länder auch anderer Nationalität als die deutsche, somit gleichen Anspruch auf Selbständigkeit haben?" Gleichwohl überkommt den Verfasser das Bedenken, ob es trotz alledem durch die Gewalt der Umstände nicht dahin kommen möchte, daß Österreich von Lombardo-Venetien werde ablassen müssen, und er stellt für diesen Fall die strenge Forderung: „Es ist bekannt, daß die italienischen Provinzen vor den deutschen in jeder Beziehung bevorzugt, daß ihre Einkünfte beinahe ganz auf innere Verbesserungen im Lande, auf großartige Bauten rc. verwendet wurden. Darin scheint auch Schuselka mit uns einig, daß eine Ausgleichung der finanziellen Interessen die kategorisch geforderte Bedingung der Trennung sein müßte. Ein namhafter Teil unserer für das gemeinsame Vaterland kontrahierten Staatsschuld müßte von den abtrünnigen Italienern bezahlt, nicht bloß übernommen werden. Nie könnte Österreich sonst ein Glied von seinem Ganzen losreißen lassen, ohne treulos gegen das Vertrauen seiner Gläubiger, gegen die materielle Wohlfahrt, ja gegen die staatliche Existenz seiner übrigen Länder zu sündigen! . . ."

Die italienische Frage kam in den Spalten der „Wiener Zeitung" im Hingang der Monate, hier im Sinne mutvoller Ausdauer, dort im Sinne eines Ausgleiches, noch oftmals zur Sprache. Am 7. Juni, also bald nach der ruhmvollen Schlacht bei S. Lucia, Nr. 158, S. 748, stellte ein P. (Perthaler?) die Frage: „Noch immer der König von Sardinien Ritter des Maria Theresien-Ordens?!" S. auch desselben P. gegen das Aufgeben von Lombardo-Venetien gerichteten Artikel „An den Herrn Minister des Äußern": Abendbeilage Nr. 178 vom 28. Juni.

IV.

Ein bedeutsames Schwanken hatte sich in der Haltung der „Wiener Zeitung“ schon in den Apriltagen bemerkbar gemacht, wozu, wie zu ihrer teilweisen Entschuldigung gesagt werden muß, die nicht minder unsichere Haltung des Ministeriums das ihrige beitrug. Von der Regierung war ein provisorisches Preßgesetz ausgegangen, das unmittelbar nach seiner Veröffentlichung am 1. April von der tonangebenden Aula verurteilt und dem Flammentode preisgegeben worden war. Der Minister des Innern hatte einer so eklatanten Kundgebung gegenüber zum Rückzug geblasen, während der Justizminister, der sich durch jenen Jungenstreich nicht beirren ließ, an die Gerichtsstellen für dessen Ausführung eine Instruktion hinausgegeben hatte. Die „Wiener Zeitung“ hatte, der öffentlichen Meinung nachgebend, ihre Spalten bekrittelnden Artikeln geöffnet, wie gleich in der Abendbeilage vom 2. von einem ungenannten St. „Bedenken gegen das provisorische Preßgesetz“, dann im Hauptblatt vom 5. von H. A. „Das provisorische Preßgesetz“. Da aber das Publikum durch das ministerielle Doppelspiel, einerseits die zurückweichende Haltung Pillersdorffs und anderseits Taaffes an die Gerichte hinausgegebene Weisung, beirrt und verwirrt wurde, so überraschte die Redaktion der „Wiener Zeitung“ durch ein unumwundenes Désaveu des justizministeriellen Schrittes. Im nichtamtlichen Teile Nr. 109 vom 18. April sprach sich nämlich ein E. dafür aus, daß er ungeachtet aller erhobenen Bedenken und gemachten Einwendungen das Gesetz, „da es nun einmal kundgemacht, seither aber nicht offiziell zurückgenommen worden ist, als ein bestehendes, wenn auch der Text desselben hie und da zerrissen, verbrannt oder auf andere Weise anathemisiert worden sein sollte,“ ansehen müsse. Die Redaktion aber bemerkte in einer Fußnote zu dieser Stelle: sie halte sich „doch lieber an die wiederholte Erklärung des Ministers Pillersdorff, daß das Preßgesetz, weil amtlich durch die Landesstellen nicht kundgemacht, auch nicht verbindlich sei“.

Im Mai faßte das Ministerium Pillersdorff wiederholt den Entschluß entschiedenen Auftretens gegen die unausgesetzten Angriffe jener Elemente, die den Unordnungen und Störungen des gesetzmäßigen Ganges der Geschäfte immer frische Nahrung zuführten, nahm aber, sobald „der Volkswille“ sich dagegen stemmte, schleunigst, was von seiner Seite geschehen war, zurück und bewilligte alles, was von der Straße verlangt wurde. Die „Wiener Zeitung“ hielt in dieser volksdienerischen Nachgiebigkeit mit der Regierung nicht nur gleichen Schritt, sondern glaubte ihrerseits noch ein übriges tun und selbst ohne äußere Nötigung, vor der die leitenden Staatsmänner gegen ihren Willen und ihre bessere Einsicht die Segel strichen, der Volksgunst oder -Ungunst entgegenkommen zu sollen. Wenn in einem radikalen Blatte zu lesen gewesen wäre: „Sicherem Vernehmen nach hat endlich Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Ludwig gestern sein Referat über das Artilleriewesen an den FZM. Grafen von Künigl abgetreten und wird sich morgen von hier entfernen“[3]), so konnte man dies, als aus solcher Quelle begreiflich, bedauerlich hinnehmen. Aber daß die Regierungszeitung von einem treuen das besondere Vertrauen des

[3]) Abendbeilage zur „Wiener Zeitung“ Nr. 41 vom 12. Mai.

Monarchen genießenden, in vieler Hinsicht, namentlich in militärischem Fache, hochverdienten Prinzen des Hauses in so despektierlicher Weise sich solches herausnahm, das überschritt denn doch die Grenzen des anständig Erlaubten!

Die erste Sturmpetition vom 15. Mai hatte die Rücknahme der oktroyierten Charte, die Preisgebung des — von der „Wiener Zeitung" früher in wiederholten Artikeln verteidigten und mit Nachdruck betonten — Zweikammersystems und das Zugeständnis eines einheitlichen konstituierenden Reichstages erwirkt. In den Tagen darauf trat eine Ernüchterung ein, man fühlte sich unsicher über die Folgen, die jener alles Rechtsgefühl und Pietät empörende Gewaltstreich nach sich ziehen könnte, man raunte sich die bange Besorgnis in die Ohren, daß der Kaiser, um weiteren rohen Verletzungen seines Hausrechtes aus dem Wege zu gehen, wohl mit seinem Hofe Wien verlassen könne. Da brachte die Redaktion, Nr. 138 vom 18. Mai, an der Spitze des nichtamtlichen Teiles einen langen Artikel, der mit dem merkwürdigen Satze schloß: „Laßt es uns offen sagen, denn die Zeit der halben Worte, der Andeutungen und Auslegungen ist vorüber" — das folgende mit durchschossenen Lettern! — „des Kaisers Abreise wäre die Flucht Ludwig XVI.; der letzte Tag seines Hierseins wäre der erste Tag der Republik, der Kaiser kann nicht nur in Wien bleiben, er muß hier bleiben!"

Alles, was einen Funken bessern Gefühls im Busen hatte, war verblüfft über diese unglaubliche Taktlosigkeit des Regierungsblattes, und mit lauten Ausbrüchen der Entrüstung machte sich der allgemeine Unwille in einer Weise Luft, daß die Redaktion gleich in der Abendbeilage desselben Datums Nr. 47 in einem Artikel „Zur Abwehr" um Nachsicht und Entschuldigung bat. Man möge, sagte sie, doch den Zeitpunkt und die Stimmung erwägen, in welcher der Artikel geschrieben wurde, und nicht vergessen, „daß die Spanne Zeit, die vom Niederschreiben eines Artikels bis zur Ausgabe des Zeitungsblattes vergeht, heute mehr als genügend ist, um die Wahrheit zur Fabel und das Unmögliche zur Wirklichkeit zu machen". In der Abendbeilage Nr. 48 vom 19. folgte ein zweites Reue- und Schuldbekenntnis: „Nochmals der Artikel vom 18. Mai." „Als wir", bekannte die Redaktion, „gestern früh die Abreise erfuhren, da traf uns freilich außer der allgemeinen Bestürzung noch überdies der Gedanke an unsern unglückseligen Artikel wie ein Donnerschlag; doch war's zu spät. Die Ausgabe des Blattes hatte bereits begonnen und wäre ohne die äußerste Aufregung [4]) überhaupt nicht zu suspendieren gewesen."

Der Hof hatte wirklich seine Haupt- und Residenzstadt in aller Stille verlassen. Die Stimmung im Publikum, als es am Morgen des 18. davon erfuhr, war am kürzesten als ein riesiger Katzenjammer zu bezeichnen, gepaart mit einer grenzenlosen Erbitterung gegen jene, die sich am 15. Mai gegen den gütigsten der Monarchen so schmählich benommen hatten. Als sich Häfner und Joseph Tuvora die von der k. k. a. priv. „Wiener Zeitung" ausgesprochene Prophetie zunutze machen und in den Fabriksbezirken der Vorstädte die Republik ausrufen wollten, wären sie von dem Volke zerrissen worden, wenn nicht bewaffnete Macht dazwischen trat und sie, mit großer Mühe unter fortwährenden Wutausbrüchen der sich herandrängenden Menge, in das Kriminalgebäude rettete.

---

[4]) Nicht vielleicht „Anstrengung"?

In der „Wiener Zeitung“ erschien eine Reihe von Artikeln, die dem Rausche über die glorreichen Errungenschaften des 15. Mai ernüchternde Dämpfer aufsetzten. Am 22. Mai, Nr. 142, warf Mathias Koch die Frage auf: „Warum entfernte sich der Kaiser von Wien?“ und beantwortete sie mit einer wahrheitsgetreuen Darstellung des Verlaufes, „wobei es mit ganz natürlichen Dingen zuging und die Herleitung vom Bestande einer ‚Hof-Kamarilla‘, welche ihn ‚entführt‘ hat, eitles Geschwätz ist“, und dabei das Wort eines schlichten Mannes aus dem Volke anführte, der, als man ihm derartige Redensarten vorschwätzte, zuletzt ausrief: „Ei was, der Kaiser ist weggegangen, weil es ihm unmöglich gefallen konnte, in seiner Burg mit Krampen und Schaufeln heimgesucht zu werden.“ In einem zweiten Artikel vom nächsten Tage beantwortete derselbe Koch eine zweite Frage: „Kann der Kaiser ohne Bürgschaft nach Wien zurückkehren?“ in entschieden ablehnender Weise, und er bezeichnete als solche Bürgschaften: Verzicht der Akademiker und des Zentralkomitee der Nationalgarde auf die Übergriffe, deren sie sich bisher schuldig gemacht, und Rücknahme jener „Errungenschaften des Sturmlaufes vom 15.“, weil „Eine Kammer und Republik synonym gedacht werden können“. Diese Forderungen waren allerdings den redaktorischen Leisetretern der „Wiener Zeitung“ etwas zu stark und sie glaubte in einer abschwächenden Fußnote ihr liberalisierendes Gewissen freihalten zu müssen — Dixi et salvavi animam meam. Gleichwohl konnten sie den Aufsatz eines Nationalgarden Hamppe nicht zurückweisen, der in der Abendbeilage Nr. 52 vom 23. Mai „als Augenzeuge“ der Ereignisse vom 15. versicherte, daß niemand in der Menge eine Ahnung von dem gehabt habe, was von Giskra und Konsorten geplant worden war und was vorging, so daß man in der Tat nicht wisse, „ob man mehr über die Energie und Kühnheit der Führer, oder über die Schwäche und Furchtsamkeit des Ministeriums in Verzweiflung geraten soll.“ Stimmungen solcher Art hielten einige Tage an, und wenn die Regierung diese ihr günstige Lage ohne Säumen zur Sperrung der Aula und Auflösung der akademischen Legion benützte, so war ihr der Sieg sicher und einem der Hauptherde der Revolution der Boden entzogen. Allein es war leider kein Ministerium, von dem sich rasche Entschlüsse erwarten ließen! Während es überlegte und beriet waren die radikalen Elemente von ihrer ersten Betäubung zurückgekommen, und als die Regierung am 26. zur Ausführung schreiten wollte, sagten die Aula, der größte Teil der Nationalgarde und die gesamte Arbeiterschaft nein, ein Netz von Barrikaden erhob sich in allen Straßen zur Verteidigung und in einer Reihe demütiger Kundmachungen nahm die Regierung reuevoll alles zurück, was sie in einem lichten Momente von Tatkraft geplant und beschlossen hatte.

Die Redaktion der „Wiener Zeitung“ aber, wieder um einen Schritt dem rückweichenden Ministerium voraus, das sie ein paar Tage zuvor zum Rücktritt aufgefordert hatte, nun aber zum Bleiben aufforderte, bereitete ihrer Leserwelt abermals eine Überraschung. Wie zur Glorifizierung der Barrikadentage vom 26. bis 28. Mai und wohldienerisch gegen die radikale Strömung, welche diese Demonstration begleitet hatte, erschien am 29. Mai (Nr. 149) ihr Blatt ohne die althergebrachte Bezeichnung „Österreichisch-kaiserlich privilegierte“ und ohne den kaiserlichen Adler einfach als „Wiener Zeitung“. Konsequent mit dieser stilistischen Entkleidung war auch von der Ghelenschen Druckerei

in den Graf Traunschen Häusern auf der Landstraße das kaiserliche Wappenschild herabgenommen. In allen Kreisen machte diese negative Kundgebung, ein würdiges Seitenstück zu dem Flucht-nach-Varennes-Artikel vom 18., das allergrößte Aufsehen. „Die ‚Wiener Zeitung' hat den Kopf verloren" witzelten die Spaßmacher, während dies vielmehr von jenen zu sagen war, die, ohne alle Vorbereitung oder vorausgegangene Erklärung, sich diese verblüffende Maßregel herausgenommen hatten. Da diese „Enthauptung" der „Wiener Zeitung" kaum ohne Erlaubnis der Regierung vor sich gegangen sein konnte, so bildete dies einen neuen Artikel in dem schon so reichen Sündenregister dieses nicht leitenden, sondern geleiteten Ministeriums. Auch sprach sich die öffentliche Meinung in so unzweideutiger Weise über einen so unerhörten Schritt aus, daß gleich in der Abendbeilage vom 29. die Edlen von Ghelenschen Erben „als Unternehmer der Wiener Zeitung" ein pater peccavi brachten: „Seit dem Umschwunge der Dinge in den Märztagen [5]) war, nach Ansicht der Gefertigten, auch das Privilegium der ‚Wiener Zeitung' gefallen und die Gefertigten glaubten in dieser Sachlage nicht befugt zu sein, ihr Blatt länger als ein privilegiertes zu nennen und sich des kaiserlichen Adlers als Emblem dieses Privilegiums zu bedienen. Daß das gerade heute geschah, hatte durchaus keine tiefere Bedeutung. Da aber die Staatsverwaltung das bisherige Verhältnis als noch bestehend annimmt, so kehren wir zu unserem Titel und Emblem zurück, und fügen nur bei, daß dieselben nach wie vor auf die unabhängige Haltung unseres Blattes keinen Einfluß haben." Die Hauptredakteure aber erklärten, daß sie mit den Äußerlichkeiten der „nach ihrer Auffassung durchaus nicht mehr privilegierten Wiener Zeitung" nichts zu tun hätten, sondern sich lediglich zur Leitung des nichtamtlichen Teiles berufen hielten.

Nr. 150 vom 30. Mai erschien dann wieder in der früheren Gestalt mit vollem Titel und kaiserlichem Adler, und darunter an der Spitze des Blattes mit den in fetten Lettern gedruckten Entschuldigungen der „Unternehmer" und der beiden Redakteure. Ihre Gesinnung aber zu bewähren, brachten sie im selben, zugleich volks- und regierungsdienerischen Blatte die Mitteilung: „Unser gütiger Kaiser" sei „von den Tyrolern selbst gebeten worden, nach Wien zurückzukehren", und man könne daher hoffen, „den geliebten Monarchen demnächst wieder in unseren Mauern zu sehen".

V.

Ja, „die unabhängige Haltung unseres Blattes"! In einer Regierungszeitung, was die „Wiener Zeitung" nicht aufhörte zu sein, hatte sich diese „Unabhängigkeit" zur wahren Karikatur herausgebildet. „Die ‚Wiener Zeitung'", sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „war in ihrem amtlichen Teile offizielles Blatt der Regierung, aber in ihrem nichtamtlichen Teile fanden sich oft Artikel, welche Regierungsmaßregeln bekämpften oder die Regierung auf andere Weise kompromittierten" [6]). Und die weiland Kurandaschen „Grenz-

---

[5]) Jetzt stand man aber am Ende Mai!

[6]) Ignaz Beittel, Die politischen Zustände der österr. Staaten nach dem Zustande am 16. April (Wien, Tendler, 1848), S. 19 f.

boten“ schrieben (1848, II, 109): „Die ‚Wiener Zeitung‘ ist ein reichhaltiges und strebsames Blatt ohne Redaktion. Redakteur en chef scheint der Drucker oder der printers devil, d. h. der Zufall zu sein.“ In der Tat war die „Wiener Zeitung“ in ihrem amtlichen Teile offiziell, in ihrem nichtamtlichen nicht einmal offiziös; es ließen sich in einer und derselben Nummer Artikel anführen, von denen der eine konservativ, vielleicht sogar reaktionär, ein zweiter liberal, ein dritter nahezu radikal war. Zuletzt machte sie es, weil sie allen gefällig sein wollte, keinem recht. Wurden doch, wie Kudlich versichert, Heyßler und Stubenrauch von der sechsten Kompagnie der Juristen wegen ihrer illiberalen Gesinnung ausgeschlossen![7]) Es war höchste Zeit, daß diesem geradezu widersinnigen Zustande ein Ende gemacht wurde. Mit dem Beginne des zweiten Halbjahres, 1. Juli 1848, änderte die „Wiener Zeitung“ Format, Titel und Redaktion. Format, da an Stelle des unhandsamen Grossfolio ein gefälliges Quart gesetzt wurde. Titel, der nunmehr einfach „Wiener Zeitung“, mit dem Adler in der Mitte, lautete; von einem Privilegium konnte, wie Rambach und die Edlen von Ghelenschen Erben ausführten, kaum bezüglich der amtlichen Kundmachungen, geschweige denn bezüglich der Privatinserate in dem sog. Intelligenz-(Kundschafts-)Blatt, die Rede mehr sein[8]). Redaktion, welche in die Hände A. Adolf Schmidls gelegt wurde, der sich, ohne journalistische Seitensprünge à la Heyßler und Stubenrauch zu machen, massvoll und verständig mit der Rolle begnügte, die ihm bei dem nunmehr in unmittelbar staatliche Obsorge übernommenen Journal beschieden war. In der letzten Nr. 179 vom 30. Juni alten Stiles nahmen die seitherigen beiden Redakteure Abschied von ihrem Leserkreise, führten Beschwerde, daß es während der Führung ihres mühevollen Amtes kaum eine Anschuldigung gegeben habe, die gegen sie nicht erhoben worden wäre (was ja bei dem chamäleonartig unausgesetzt wechselnden Charakter und Standpunkte ihrer nichtamtlichen Artikel, ihrer journalistischen Allerweltdienerschaft begreiflich genug war) und schlossen mit dem Bekenntnis: „Gegen das Ministerium haben wir“ — NB. Redaktion einer Regierungszeitung! — „von dem Augenblicke gekämpft, wo wir dessen Unzulänglichkeit zur Lösung der großen Probleme unserer Gegenwart erkannten“ . . .

Die „Abend-Beilage“ wurde in der seitherigen Form beibehalten, dagegen trat an die Stelle des Feuilletons im Hauptblatte eine abgesonderte „Beilage zur Wiener Zeitung“, welche Artikel politischen Inhalts, immer im Sinne der Regierung, aber auch wertvolle wissenschaftliche und literarische Aufsätze brachte.

* * *

Mitte September wechselte die Redaktion der „Wiener Zeitung“ zum drittenmale. Schmidl dankte ab, wie es scheint, weil das Ministerium mit seiner finanziellen Gebahrung nicht zufrieden war, und Rudolf Eitelberger von Edelberg, bisher Dozent der Theorie und Geschichte der bildenden Künste an der Wiener Universität, trat an Schmidls Stelle; sein Name als „Haupt-Redakteur“ erschien zuerst am 16. September, Nr. 251. Waren

[7]) Rückblicke (Wien 1873), 190.

[8]) Helfert, Wiener Journalistik 1848 (Wien 1879, Manz), S. 84—86.

Heyßler und Stubenrauch liberal, so war der neue Redakteur ausgesprochen radikal; allein unter einer Regierung, in deren Mitte ein Alexander Bach den Ton angab, mußte er sich mit seinen politischen Ansichten mäuschenstill halten. Das sollte ihm schon nach wenig Tagen klar werden. Als es am 27. September zu einem Reporter-Strike kam [9]), wo die sämtlichen Wiener Journale ihre Berichte über die Verhandlungen des Reichstages einstellten, trat diesem Beschlusse auch der Vertreter der „Wiener Zeitung" bei. Allein die Strafe folgte auf dem Fuße. Dem Hauptredakteur geschah nichts, obwohl jener Schritt kaum ohne seine Billigung, wohl gar Weisung, getan sein konnte; allein sein Vertreter wurde einfach verabschiedet und die Redaktion mußte am 28. (Nr. 261, S. 792) reumütig erklären, sie werde den Sitzungsbericht vom 26. „morgen" nachliefern: „Von der nächsten Sitzung an wird die ‚Wiener Zeitung' die Berichte so regelmäßig wie früher liefern." Wenn die „Wiener Zeitung" wieder Sitzungsberichte brachte, so konnten die anderen Journale der Hauptstadt nicht lang zurückbleiben, und so gaben sie am 30. eine vom „Ausschuß des Journalisten-Vereins" unterzeichnete Erklärung ab, daß sie „von heute an ihre Reichstags-Berichte wieder aufnehmen würden".

Da kam der 6. Oktober, das Ministerium wurde gesprengt, Bach war verschollen, der einzige Kraus blieb auf seinem Posten; er war jetzt alles in allem: Finanzminister, Justizminister, Minister des Innern ꝛc. und hatte kaum die Zeit und auch, klug wie er war, nicht die Laune, Herrn von Eitelberger auf die Finger zu sehen, der sich somit völlig frei und ungebunden bewegen konnte. Und das tat er nach Herzenslust! Das Hauptblatt der „Wiener Zeitung" enthielt allerdings nach wie vor nur amtliche und halbamtliche Mitteilungen, allein was die „Abend-Beilage" brachte, konnte ebenso gut im „Radicalen" oder im „Freimüthigen" stehen. „Die Freiheit", hieß es in Nr. 183 vom 13., S. 720, in einem von Eitelberger unterzeichneten Artikel, „verlangt die Entnationalisierung des Staates, wie die Entkirchlichung desselben". Als vom Hofe die Verlegung des Reichstages nach Kremsier beschlossen wurde, legte der Hauptredakteur des Regierungsblattes dagegen Verwahrung ein: die Vertagung, Entlassung oder Verlegung des Reichstages könne nur mit dessen Zustimmung erfolgen. Windischgrätz erschien vor den Mauern Wiens, der Reichstag erklärte dessen Einschreiten für ungesetzlich, und der Hauptredakteur des Regierungsblattes brachte dafür „dem Reichstage ein Hoch" (Nr. 193 vom 25., S. 761). In den Nachrichten vom Kampfplatze figurierten in der Regierungszeitung die Aufständischen regelmäßig als „die Unsern" und die Berichte des Generals Bem an den Oberkommandanten Messenhauser, worin die Kaiserlichen „die Rebellentruppen" hießen, wurden von dem mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmückten Regierungsblatte ohne Redaktionsbemerkung abgedruckt.

Doch alle Herrlichkeit auf dieser Erde hat ein Ende, die „Rebellentruppen" des Fürsten Windischgrätz marschierten in Wien ein, die Räume des konstituierenden Reichstages wurden geschlossen und Herr von Eitelberger konnte von Glück sagen, daß die jetzigen Gebieter, vollauf in Anspruch genommen von den sich drängenden Anforderungen und Geschäften des Tages, es völlig übersahen, in welcher Art und Weise sie, die Organe der gesetzlichen Regierung, von dem journalistischen Organ derselben Regierung behandelt worden waren. Mit dem 29. Oktober,

---

[9]) Helfert, Wiener Journalistik 1848, S. 192—204.

unter den von Stunde zu Stunde sich steigernden Bedrängnissen der Not, hatte die „Wiener Zeitung", gleich allen anderen Journalen Wiens, ihr Erscheinen eingestellt. Am 3. November erschien sie wieder, das erste von allen Wiener Blättern, wo sie nichts anderes als belagerungsamtliche Kundmachungen brachte, deren Inhalt dem Publikum zumeist schon aus den öffentlichen Anschlägen an den Straßenecken bekannt war. Am 5. enthielt die „Wiener Zeitung" nach den amtlichen Kundmachungen zum erstenmal wieder eingehendere politisch unverfängliche Artikel aus der Monarchie, aus Deutschland, aus Frankreich. Inhalt und Sprache waren durchaus in vorschriftsmäßigem Stile gehalten, worüber die Radikalen, in noch frischer Erinnerung der ungezähmten Schrankenlosigkeit der letzten Wochen, zähneknirschend ihren Zorn ausließen. Sie schalten die „Wiener Zeitung" eine „Metze, welche im Oktober die Aula auf das begeistertste pries und sie jetzt ein Rebellennest nennt", und verlachten den Redakteur, der nun gegen jene, die er nach altem Herkommen als „angekommen" und „abgereist" aufzuführen hatte, „mit aller Vorsicht die spanische Hof-Etiquette" beobachte: „zuerst kommen die Fürsten, dann die Grafen, dann folgen die Sternkreuzordens-Damen und zuletzt die misera contribuens plebs". Eitelberger tat dies gewiß nicht gern; allein es blieb ihm zuletzt, wollte er seinen Posten nicht verlieren, nichts übrig, als sich genau an das vorgeschriebene Reglement zu halten.

Die Kritik des Schauspiels in der Wiener Zeitung.

Von

Alexander von Weilen.

Eine Zeitung hat nichts mit der Kritik gemein." Dieser Satz, der im „Wiener Diarium" von 1768 zu lesen ist, kennzeichnet die Auffassung, welche die Tagespresse des 18. Jahrhunderts den Darbietungen der Schaubühne entgegenbrachte. Daß einmal eine politische Zeitschrift dem Theater eine eigene große Rubrik einräumen und sich in langen Erörterungen über Stücke und Schauspieler ergehen müßte, wäre den Journalisten der Vorzeit noch wie ein schlechter Scherz erschienen. Existierte doch geradezu eine 1776 erneute Verordnung, welche den Blättern direkt verbot, etwas über das Theater zu schreiben[1]). Was das „Wiener Diarium" bis 1790 brachte, waren nur lakonische Anzeigen über Theatervorstellungen bei Hofe oder bei den Jesuiten, die kurz die beifällige Aufnahme des Werkes oder der Darsteller, die nur genannt werden, wenn sie den höchsten Kreisen des Adels angehörten[2]), melden. Auch aus dem 1709 eröffneten Stadttheater bringen nur Titelangaben an die Öffentlichkeit, zumal von Vorstellungen, denen die Allerhöchsten Herrschaften beiwohnten[3]): der berühmte „starke Mann", der Bandenführer Eckenberg, der auch deutsche Stücke gab, wird mit lauter Reklame in dem Inseratenteile von 1717 und 1730 angekündigt[4]), später erscheint wiederholt in verschiedenen „Eingesendet" Schikaneder und sein Theater gerühmt[5]). Ebenso wird die Begrüßung beliebter Schauspieler, wie Langes und der Adamberger, sowie die freundliche Aufnahme von Debutanten registriert, es ist geradezu ein Unikum, wenn es 1782 von einer französischen Schauspielerin Madame Theodore, die im Kärntnertortheater auftrat, heißt: „Sie zeigte sich im Lustspiel, in der Oper und im Ballett und — erhielt nirgends Beifall." Bedeutenden Mitgliedern wurden Nekrologe gewidmet: so dem berühmten Hanswurstdarsteller Prehauser 1769, dessen Verlust um so mehr betrauert wird, als er „in seiner Art der Einzige war. Man ist seiner

---

[1]) S. Theater Wiens II, 2, 7.

[2]) S. ebenda II, 2, 10.

[3]) S. ebenda II, 1, 25; 32 f.; 44; 52 f.; 61, 113 u. a.

[4]) S. ebenda I, 126.

[5]) Vgl. Euphorion IX, S. 751.

niemals müde geworden"[6]). Auch die Weidnerin, als Dlle. Lorenz die Jugendfreundin Lessings, erhielt bei ihrem Abschiede von der Wiener Hofbühne 1794 einen ehrenvollen Nachruf, der einen schüchternen Versuch schauspielerischer Charakterisierung macht: „Es werden sehr wenige Charaktere übrig sein, in welchen sie nicht oft mit Vorzuge geglänzt hätte. Vom unschuldigen Mädchen bis zur ehrwürdigen Großmutter, von der schalkhaften Kolumbine bis zur tragischen Heldin, gute und schlimme Menschen, Toren und Weise von allen Ständen und Altern, wußte sie mit Geist, Gefühl, Feuer in mannigfaltiger Nachahmung wahrer Natur darzustellen. Man vergaß ihr Geschlecht, wenn sie gelegentlich als Mann erschien. So meisterhaft war ihre Täuschung"[7]). Neben offiziellen Kundgebungen der Theatraldirektion stehen auch gelegentlich Angriffe gegen dieselbe von Seite abgewiesener Autoren, z. B. 1784 von Alxinger, der gegen die Ablehnung seines Dramas „Eduard III." protestiert.

Eine Ausnahmsstellung nimmt das Jahr 1768 ein. Am 18. Jänner fand die Erstaufführung von Ayrenhoffs „Hermann und Thusnelda" statt. Und wohl weil es sich um das Werk eines österreichischen Offiziers handelt, erstattet das „Diarium" das erste wirkliche „Referat":

„Der allgemeine Beifall, den dieses Stück erhalten hat, ist zugleich eine Lobrede für den Verfasser . . . Er kann sich auch über den Beifall des Publikums, dessen Urteil freilich zuweilen eine gefährliche Klippe für den Dichter und Schauspieler ist, mit allem Rechte Glück wünschen, da er einmütig, ohne Signal und Kabale erteilt wurde und alle Zuhörer nur einen Sinn zu haben schienen. Man muß allen den Schauspielern zum Ruhm nachsagen, daß sie sich alle Mühe gegeben haben, dieses Stück gut vorzustellen. Wir sagen, Mühe gegeben haben, denn eine Zeitung hat nichts mit der Kritik gemein, als daß hier der Ort wäre, wo man erzählungsweise bekannt machen sollte, welchen diese Mühe geglückt und welchen sie mißlungen ist, ob nicht manches Bravo dem Schauspieler zuteil wurde, das nur den Verfasser anging und ob nicht mancher es im Gegenteil doppelt verdiente, der es nur einfach bekam. Der zahlreiche Zuspruch, der Beifall und die für ein deutsches Trauerspiel ungewöhnliche Stille und Aufmerksamkeit der Zuschauer gibt die für den guten Geschmack so vorteilhafte Hoffnung von sich, daß man endlich anfangen werde, einzusehen, daß nicht die natürlichen Gaben, sondern Unterstützung fehlt, um unsere Bühne zu eben der Vollkommenheit zu erheben, zu der sich die französische und andere emporgeschwungen haben"[8]).

Nach diesen Worten berührt es umso merkwürdiger, daß gerade das Blatt, das so für die Verbesserung der Schaubühne eintrat, den Reformplänen Sonnenfels, die dieser im selben Jahre in seinen „Briefen über die Wienerische Schaubühne" entwickelte, entgegentrat, hauptsächlich wohl, weil auch die Theaterdirektion da getadelt erschien. Ein M. v. J., der sich als Freund des Theaterunternehmers (Afflisio) deklariert, greift Sonnenfels auf das heftigste an. (Nr. 60 und 62.)

---

[6]) S. Theater Wiens II, 1; Anhang, Anm. 14.

[7]) S. ebenda II, 2, 126.

[8]) S. ebenda II, 1, 132.

Er beanständet vor allem, daß der Verfasser dem Direktor Ratschläge geben wolle. „Man will behaupten, Sie haben das Unternehmen selbst anfangs Ihres Rates gewürdiget. Es hätte sich aber dieses dabei so übel befunden, daß es Ihren Eingebungen und dem in das Publikum ausgestreuten Einflusse, den Sie in der Einrichtung der deutschen Schaubühne hätten, noch immer die traurige Einsamkeit, welche in dem deutschen Schauspielhause so oft herrschet, größtenteils zu verdanken habe. Sie sind der Anschuldigung Ihrer Mitbürger zu gewohnt, als daß Sie ein neuer Vorwurf, von welcher Gattung er immer sein möge, empören sollte. Man errötet über nichts mehr, wenn man sich einmal eine solche Laufbahn, wie Sie, vorgesetzt hat." Sonnenfels, der die Schauspieler mit „häßlichen Bestien und Wundertieren in den Marktbuden" verglichen, möge doch die Künstler nennen, die er für das Hoftheater geworben wünsche. Zugestanden, daß das deutsche Theater hinter dem französischen zurückstehe, der ungebetene Ratgeber möge es nur selber auf die Höhe des letzteren bringen. Jedenfalls solle er, der so viele Vorteile durch das Theater habe, einen Teil seines Gewinnes der Unternehmung zufließen lassen, „der Sie eben an dem Orte der Schaubühne, wohin Ihnen und den Ihrigen der freie Eintritt gegönnt wird, den Stoff zu Ihren kleinen Rasereien und ausschweifenden Blätterchen einsammeln". Am besten wäre es, ihm die Freikarte zu entziehen. Sein Geschmack, der auch an Goldoni etwas auszusetzen findet, wird höchst zweifelhaft genannt, die Wendung in seinem Urteile über den hochbegabten Wiener Possendichter Hafner charakterisiert. „Sie sind", schließt der Aufsatz, „ein lebhafter Beweis, daß, wenn die Kritik von einem Menschen kommt, der weniger Beurteilungskraft als Belesenheit besitzet und wenn sie in gewissen Materien angewendet wird, sie den Leser und den Verfasser verderbe" [9]).

In unmittelbarem Anschlusse an diese Ausführungen steht ein Schreiben der obengenannten Weidnerin, die sich wieder gegen Herrn M. v. S. und seine Herabsetzung der deutschen Schauspieler wendet, die sie ganz entschieden den Größen der zu dieser Zeit am Burgtheater ansässigen französischen Komödie an die Seite stellt, an denen bei aller Hochschätzung „fast täglich die übertriebene Vertraulichkeit — ermüdende und gegen die Charaktere verstoßende Einförmigkeit — zu vervielfältigte Geberden — zu frühzeitiges Ächzen getadelt und mit Unwillen bemerket wird. — Aber dieser Unwillen muß unterdrücket werden, und die äußere Miene muß Bewunderung lügen, sonst wäre der gute Ton verletzt".

So war auf einmal das „Diarium" zum Schauplatze einer erbitterten Polemik geworden, welche, mögen auch manche Vorwürfe gegen den pedantischen, kurzsichtigen Sonnenfels berechtigt sein, doch in der Form gegen alle Tradition der würdigen Haltung, die diesem Blatte eigen war, verstieß. Sehr begreiflich, daß keine weitere Wiederholung stattfand.

Erst im Jahre 1798 trat die „Wiener Zeitung" wieder mit Theaterkritiken hervor, die allerdings das größte Aufsehen erregten.

Oktober 1797 war A. v. Kotzebue in der vieldeutigen Stellung eines Sekretärs an das Hoftheater berufen worden [10]). Zu seinen Obliegenheiten

---

[9]) S. ebenda II, 1, 130.

[10]) S. ebenda II, 2, 130 ff.

sollte die Herausgabe eines offiziellen Theaterjournals gehören. Nachdem diese unglückliche Idee fallen gelassen worden, beauftragte der damalige Vizedirektor Freiherr von Braun auf eine Anregung von Seite der Leitung der „Wiener Zeitung“ hin Kotzebue, anonyme Kritiken in dieses Blatt einzurücken. So erscheinen auch Berichte über die Vorstellungen vom 1. August ab. Schon die Stellung, die Kotzebue beim Theater einnahm, macht ihm ein unbefangenes Urteil ebenso schwer, wie seinerzeit Lessing mit seiner Hamburgischen Dramaturgie. Er tut sich zwar Gewalt an und sucht zu loben, was nur möglich war, sogar ihm so widerwärtige Produkte, wie „Der Lorbeerkranz“ und „Der Tag der Erlösung“ von seinem Rivalen Ziegler erhalten einige erzwungene Worte der Anerkennung. Aber was die Darsteller betrifft, tritt er lebhaft für die von ihm gewonnenen jungen Kräfte ein und setzt alte Lieblinge des Publikums, wie die Weißenthurn, zurück. Was er an den neugewonnenen Mitgliedern feiert, ist vor allem der Konversationston, der ihm als höchstes Ziel der Schauspielkunst erscheint. Er wird nicht müde, gegen leere Deklamation zu eifern, in der Klingmann und Stephanie so viel leisteten, und „Natur“ und „Wahrheit“ zu fordern, die er besonders in Frau Stolmers verkörpert sieht, eine Schauspielerin, die man damals leichten Herzens fallen ließ, um sie später als Frau Schröder im Triumphe zurückzuholen. Er bestreitet, daß das Theater zu groß sei, um den Ton der Rede festzuhalten. „Man höre nur auf, durch prunkvolle Deklamation nach lärmendem Beifall zu haschen; man folge nur unseren vorzüglichsten Mitgliedern auf dem Pfade der Natur und unsere Bühne wird dann bald auf den ersten Rang Anspruch machen dürfen.“ Immer wieder dringt er auf lebhafteres Tempo, flotteres Zusammenspiel. Das sind Gesichtspunkte, die seiner Begabung als Bühnenleiter, die er leider bei seinem kurzen Wiener Engagement nicht werktätig bewähren konnte, alle Ehre machen; man wird ihm auch gerne jene Mäßigung, die er seinen Rezensionen bei ihrem Abdrucke in seiner Verteidigungsschrift „Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung“ (1799) nachrühmt, zugestehen. Aber sie erregten jedenfalls ein unliebsames Aufsehen, das sich auch in einer Reihe von Gegenschriften kundgibt. Nur bis zum 16. August durfte der Berichterstatter den theatralischen Darbietungen folgen. Seiner kritischen Wirksamkeit wurde durch die folgende Eingabe der Polizeidirektion an den Kaiser ein rasches Ende bereitet[11]):

> „Eure Majestät unterfange ich mich auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, worüber ich bei der letzt ertheilten allergnädigsten Audienz bereits zu sprechen mir die ehrerbietigste Gelegenheit genommen habe.
>
> Seitdem nämlich das Project eines dramatischen Journals aufgegeben wurde, gefiel es der Theatral-Vice-Direction in dem Wiener Diario unter dem Artikel Wien eine Kritik über die neu aufgeführten Theaterstücke und Schauspieler einzurücken.
>
> Diese Idee wird nach der allgemeinen Stimme des Publicums für sehr unschicksam und auffallend erklärt. Das Wiener Diarium ist seiner Bestimmung nach ein politisches Zeitungs-Blatt und erscheint selbst mit dem Gepräge einer Hofzeitung; man wundert sich daher

---

[11]) Archiv des Ministeriums des Innern.

ebenso sehr neben den Staatsnachrichten und allerhöchsten Verordnungen darinnen Theaterkritiken zu finden als in der Petersburger Hofzeitung Anekdoten von der Wachparade zu lesen.

Diese Kritiken sind aber nicht etwa Urteile des Publicums über den Werth oder Unwerth eines Stückes, sondern blos einseitige, unzensurirte und nicht selten hämische Bemerkungen des von Kotzebue. Die Lieblingsschauspieler desselben und die durch seine Anempfehlung bey dem hiesigen Hoftheater engagiert worden sind, werden mit offenbarer Vorliebe behandelt und den Lesern zur Beifallsertheilung gleichsam aufgedrungen, andere müssen hingegen den ganzen Stachel des Kotzebue'schen Witzes fühlen und werden ohne Nachsicht für langjährige Verdienste um die Schaubühne gebrandmarkt.

Diese Rügen müssen denjenigen, die sie treffen, um so schmerzlicher fallen, als sie nicht in einem Journale, was (sic!) nur von Litteratoren und Theaterfreunden gelesen wird, sondern im Wiener Diario erscheinen, welches in aller Hände kommt, unter öffentlicher Autorität herausgegeben wird, und wo den Gekränkten gegen die Machtsprüche der Vice-Direktion kein Weg offen gelassen ist, sich vor den Augen des Publicums zu rechtfertigen.

Da nun von dieser neuen Einrichtung im Ganzen für die Schauspielkunst nichts Erspriеßliches zu erwarten ist, weil Kritiken dieser Art die Schauspieler nur reizen, aber nicht bessern, das Publicum aber solche im Diario unter dem Artikel Wien sehr am unrechten Platze findet; so dürften Eure Majestät geruhen, der Vice-Direktion den allerhöchsten Befehl ertheilen zu lassen, daß es von Einrückung dergleichen Kritiken in dem Wiener Diario wieder abzukommen habe, jedoch sei es gestattet, noch ferneres wie vorhin auch geschehen ist, in den Beilagen von den neu aufgeführten Stücken, jedoch ohne sich in eine Kritik einzulassen, Meldung zu machen, welche Nachricht jedoch allemal vorläufig dem gewöhnlichen Theater-Censor zur Benehmigung vorzulegen wäre.

Wien, 16. August 1798."

Die Erledigung des Kaisers lautet:

„Ihrem Einrathen gemäß habe ich dem Theatral-Vice-Director den angetragenen Befehl ertheilen lassen."

Am 19. August erhält die Direktion diesen Bescheid — und mit den Theaterkritiken ist es für viele Dezennien eigentlich vorbei. Die nächsten Jahrzehnte bringen nur mehr Todesanzeigen mit Nekrologen, so 1802 vom Ehepaare Stephanie, 1804 von der großen Nouseul, Artikel, zu deren Autorschaft sich der berühmte Schauspieler Brockmann, der Schüler Schröders, bekannte [12]). Aber auch dieser Auszeichnung wurden nur die ersten Künstler gewürdigt, der „Eipeldauer" [13]) freut sich, daß der Nouseul in der „Wiener Zeitung" — „das unser Pantheon ist" — „ein schönes wolverdientes Ehrenmal gesetzt" sei; aber dem alten, verdienten Schauspieler Bergobzoom, der bald nach ihr

[12]) S. Holtei, Dreihündert Briefe I, 49.

[13]) 1804, Heft 25, vgl. Theater Wiens II, 2, 143.

gestorben, „sind's Ehrenmal noch bis auf d'Stund schuldig und der hätt' doch auch ein paar Wort' verdient . . . weil er aber fast lauter undankbare Rollen g'spielt hat, so hat er halt auch auf keine Dankbarkeit warten dürfen". Nur in kleinen Notizen über Aufführungen fällt hie und da ein kritisches Wort, ja sogar Schauspieler werden gelegentlich erwähnt, z. B. Nestroy, von dem es 1832 heißt: „So sehr komisch Herr Nestroy sein kann in Partien, wo er als Karikatur in abenteuerlich übertriebener Maske auftritt, so durchaus unkomisch und unwirksam ist er, wo er in seiner eigenen Gestalt zu erscheinen hat" [14]). Zunächst schied das beginnende XIX. Jahrhundert scharf zwischen politischen und literarisch-belletristischen Blättern. Den letzteren, wie der „Theaterzeitung", der „Zeitschrift für Mode", dem „Sammler" waren die Theaterberichte vorbehalten, während auch der „Oesterreichische Beobachter" und der „Wanderer" ihre Berichte über Bühnenereignisse nach kurzer Zeit gänzlich einstellten — der letztere nahm sie später wieder auf und mag vielleicht die Anregung gegeben haben, daß auch die „Wiener Zeitung" sich zu Theaterreferaten genötigt sah. Auch das finanzielle Interesse der Ghelenschen Druckerei, an welche das Blatt verpachtet war, begehrte wohl eines größeren Leserkreises, als ihm durch offizielle Publikationen beschieden war. Nachdem die Pächter, wie es in einem Akte vom Jahre 1846 heißt, mit ihrer Bitte, um Bewilligung „zur Aufnahme von dramaturgischen Berichten über die hiesigen Theater in dem nichtpolitischen Teile des Blattes" wiederholt abschlägig beschieden worden, erfolgte am 7. September 1840 hauptsächlich durch Fürsprache der Hofkammer eine günstige Entscheidung des Polizeiministers Graf Sedlnitzky.

Dieser erklärt „sich nicht abgeneigt, unter Verantwortung des jetzigen Redakteurs J. C. Bernard und unter genauer Beobachtung der Zensurvorschriften von Zeit zu Zeit die Aufnahme von Referaten über die wichtigsten dramatischen Produkte, welche auf den beiden k. k. Hoftheatern zur Darstellung gelangen, zu gestatten, nur müssen diese Referate in einem ernsten und würdigen, der Wahrheit und dem Zwecke der beiden genannten Hof-Institute angemessenen Tone abgefaßt sein und sich eben so von einer bloßen Kritik der Leistungen der Schauspieler und Künstler, dergleichen in den hierorts erscheinenden belletristischen Blättern bereits mehr als zur Genüge geliefert wird, entfernt halten, wie sie sich in keine Polemik mit den letztgedachten Blättern einlassen dürfen" [15]).

So erschien am 20. Oktober 1840 in Nr. 291 die folgende öffentliche Ankündigung:

> „Indem diese Blätter die neuesten Erscheinungen auf den k. k. Hoftheatern in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen, glauben wir dadurch nicht nur einem vielseitig dargelegten Wunsche entgegenzukommen, sondern halten es auch durch die gegenwärtige Einrichtung unseres Institutes geboten, diesem Zweige der Kunst diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, welche die Wichtigkeit desselben in so vielfacher Beziehung fordert und verdient. Es sollen aber die zu erstattenden Berichte nichts anderes bezwecken, als den Kunstwert der gedachten Erscheinungen

---

[14]) Sittenberger, Johann Nestroy im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. X, S. 140, 142.

[15]) Archiv des Ministeriums des Innern.

zu ermitteln, sich über ihre Bedeutung zu verständigen und ein Urteil darüber in diesen Blättern als gleichsam in einem Archive der Kunstgeschichte der Zeit niederzulegen."

Die Ankündigung verheißt weiter, daß den Anfang gleich eine „Mitteilung aus bühnenkundiger Feder" machen werde; unmittelbar daran schließt sich die ausführliche Besprechung von Gutzkows „Werner oder Herz und Welt". Das Werk wird als kein gewöhnliches Familiengemälde bezeichnet, das Verhältnis des Mannes zu zwei Frauen sei in dieser Innerlichkeit noch nicht von einem Dichter dramatisch dargestellt worden, unbeschadet seiner Mängel im fünften Akte und mancher verbrauchten Theaterfigur. Die Wirkung des Familiengemäldes bringt der Rezensent mit dem Wesen des deutschen Theaters überhaupt in Zusammenhang: Es ist „im Gegensatze zu der griechischen Bühne, welche der höheren schönen Sinnlichkeit geweiht ist, gewissermaßen eine sittliche Anstalt". Ein Mann wird gefordert, der „das Poetische der täglichen Existenz aufzufinden weiß, er wäre der populäre dramatische Dichter, der noch immer erwartet wird". Wer diese „bühnenkundige Feder" war, ist zufällig eruierbar: Bauernfeld. Am 31. Oktober schreibt er in sein Tagebuch: „Meine erste Theater-Rezension in der ‚Wiener Zeitung'. Ueber Gutzkows Werner. Aber anonym. Man ist verschämt und kommt sich wie ein Meuchelmörder vor. Ich lobe aber, was an dieser modernen Iffländerei zu loben ist" [16]).

Das ist aber auch die einzige Kritik, die ihm mit Sicherheit zuzuweisen ist. Möglich, daß er auch einige andere Dramen Gutzkows aus dieser Zeit beurteilt hat: so 1841 die „Schule der Reichen", die undramatisch genannt wird, besonders weil die Vorgänge „allzu psychologisch" veranschaulicht werden, und 1842 den „Richard Savage". Am meisten nach Bauernfeld klingt die Besprechung von „Ein weißes Blatt" (1843), besonders dadurch, daß es hier, ähnlich wie in der Anzeige des „Werner" heißt, das Stück sei eine Vertiefung der alten Familiengemälde, Gutzkow setze „Iffland und Schröder fort, ohne sie nachzuahmen". Das Schlußurteil lautet: „Die Dramen Gutzkows haben, wie allgemein bekannt, gleich den Versuchen der ganzen jungen dramatischen Schule die hochgespannten Erwartungen nicht befriedigt, welche das Publikum davon hegte." Ebenso stimmt sein Urteil über Prechtlers „Die Waffen der Liebe", das er nach der Lektüre fällte: „Gut gemeint und nicht übel gemacht. Das eigentliche dramatische Element fehlt" [17]) mit der sehr wohlwollenden Kritik der Aufführung (1842), in der die Innerlichkeit und Wahrheit gerühmt und der Tasso zum Vergleiche herangezogen wird: „Wenn schon dieses Meisterwerk als unbühnlich betrachtet wurde, umsomehr muß dies bei dem Produkte eines Jüngeren der Fall sein."

Etwas stärkere Argumente sprechen für seine Autorschaft des Artikels über Halms „Sohn der Wildnis". Hatte „König und Bauer" (1841) unbedingteste Anerkennung gefunden, so schlägt die Besprechung des neuen Werkes (1842) einen sonderbaren Ton an. Sie sieht hier eine glänzende Leistung der „poetischen Wahrheit", die viel wertvoller ist, als die historische. „In der Liebe waren die Griechen eben so Barbaren wie die Tektosagen und man muß daher

[16]) S. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft V, 89.

[17]) Ebenda.

ein Auge zudrücken, wenn der geschichtliche Charakter nicht konsequent festgehalten erscheint." Der Dichter habe „die Psychologie der Gesittung" geben wollen und den „Mythus der Kulturgeschichte" entwickelt. Sollte dies nicht jene „lange, halbhumoristische Rezension" über das Stück sein, die Bauernfelds Tagebuch unter dem 3. Februar verzeichnet?" [18])

Damit sind aber auch die recht schwachen Spuren von Bauernfelds kritischer Tätigkeit erschöpft; wem die Masse der übrigen Rezensionen zugehört, läßt sich trotz mühseliger Forschung nicht eruieren. Wir wissen, daß die Schriftsteller K. F. Weidmann und C. Straube zu den Mitarbeitern zählten, einen Artikel 1841 unterzeichnet der vielfach journalistisch tätige Alexander Gigl, auch der Chefredakteur J. C. Bernard, der einst ein vielgenannter Theaterkritiker gewesen war, mag gelegentlich wieder einmal zur Feder gegriffen haben. Erst mit dem Schlusse des Jahres 1845 tauchen die nun bis 1848 immer wiederkehrenden Chiffren F. L. F—r, L. F—st—r auf, welche Leopold Fürstedler bedeuten. Dieser durch Novellen und Übersetzungen bekannte Schriftsteller, 1815 zu Wien geboren, war seit 1843 neben Bernard Redakteur des nichtpolitischen Teiles der „Wiener Zeitung" [19]) und mag also wohl bereits, bevor er mit den Buchstaben zeichnete, kritisch bei dem Blatte tätig gewesen sein. So muß denn, bei dem gänzlichen Mangel von Quellen, der Versuch gemacht werden, die kritische Haltung des Blattes ohne Rücksicht auf die Autoren, zunächst bis zum Jahre 1848 zu kennzeichnen.

Im allgemeinen werden gewöhnlich sehr lange Inhaltsangaben gegeben, das Urteil sucht nach philosophisch angehauchten Maximen. Man fordert immer eine „Idee" und der Mangel derselben wird bitter empfunden, so bei den Erstlingswerken Bauernfelds, dessen Witz im Dialog und Feinheit der Charakteristik rühmende Anerkennung findet. Er hat, heißt es bei „Industrie und Herz" (1842) Laune, Menschenkenntnis, Sprachgewandtheit und Bühnenwissen im hohen Grade, es fehlt nur das letzte — „die dichterische Potenz, die eine gewählte Idee in eine kraftvolle und zweckmäßig ersonnene Handlung zu legen weiß". „Es sind verarbeitete Erlebnisse, ein Mosaik trefflicher Beobachtungen, aber kein Werk aus dichterischem Gusse." Wenn einmal ein Referat über die Handlungsarmut der „Gebesserten" (1841) spöttisch hinweggeht, erhebt sich sofort eine Stimme aus dem Publikum: „Hat Bauernfeld ein schwächeres Werk geschrieben — so hat es Bauernfeld geschrieben und man muß es nicht wegwerfend, sondern mit achtungsvoller Schonung behandeln. Wir bitten die Schriftsteller um gegenseitige Achtung, wenn sie anders wünschen, daß wir *sie* achten sollen."

Gleich nach der Idee kommt die Moral, derentwegen sogar schwächere Produkte in Schutz genommen werden, ohne daß die Kritik in das Extrem verfiele, die sittlichen Eigenschaften als ausschlaggebend für den Wert eines Stückes zu nehmen. „Wenn der vorzüglichste Ethiker zugleich ein ausgezeichneter Dramatiker wäre, so wäre dieses neue Produkt der hohen Dichterin eines der vortrefflichsten Schauspiele", heißt es bei einem Werke der Prinzessin Amalie von Sachsen (1846). Von diesem Standpunkte aus wird natürlich gegen die Franzosen öfters Front gemacht, sogar das „Glas Wasser" (1841) erscheint

---

[18]) Ebenda V, 96 f.

[19]) Vgl. über ihn Wurzbach V, 13 f.

durch die Jagd zweier Damen nach einem Liebhaber höchst unmoralisch, ohne daß freilich, wie Referent zugeben muß, solche Erwägungen den Erfolg beeinträchtigt hätten. Gegen solche Strenge erhebt sich sogar im Blatte selbst eine Stimme, die bei den „Fesseln“ (1842) über ein solches „puritanisches Aburteilen“ den Stab bricht und Scribe als echten Lustspieldichter feiert. Doch muß sich das vielgespielte „Er muß aufs Land“ (1845) den Vorwurf der Frivolität gefallen lassen, ein Dramatiker wie Dumas wird 1843 als „industrielles Talent“ abgefertigt, sogar ein Stück des harmlosen Feldmann erregt 1846 moralische Bedenken. Noch widerlicher als die Laszivität erscheine die dick aufgetragene Sentimentalität, an der wohl das Publikum momentan den Geschmack verloren habe, ohne daß man deshalb voreilig an ein Erwachen eines neuen „Heldengeistes“ glauben müßte. Auch wo sie sich im deutschen Drama zeigt, wird sie, wie in den Stücken der Birch-Pfeiffer verurteilt und kein Geringerer als F. Kürnberger hat die „Denunzierung der Naivetät“, wie sie in „Dorf und Stadt“ herrscht und das Verbrechen, das hier an Auerbach begangen wurde, mit starken, wuchtigen Worten gekennzeichnet (1848, Nr. 29). Aber nachdrücklich wird auf die Vorzüge des französischen Lustspiels gegenüber dem deutschen hingewiesen. „Wir hören so viel Mißgünstiges über die französische Bühnenliteratur, aber die Deutschen dürften noch einige Zeit bei ihr in die Schule gehen, um zu lernen, was Erfindung ist.“ Diesen Mangel verrate die gegenwärtige deutsche Lustspielproduktion allenthalben. So viel Lustiges auch Benedix bringe, seinen Werken fehle es überall an Vertiefung, wie der „Doktor Wespe“ beweise, der den beleidigten journalistischen Fachmännern als ein „Pasquill“ erscheint. Als Futter für das Theater dürfen seine Stücke, wie die Angelys, der freilich schon stark veraltet, Feldmanns und Deinhardsteins nicht unterschätzt werden, manche neue Possen müssen den „Wirrwarr“ und die „Pagenstreiche“ ersetzen, die „wegen vieljährigen Gebrauches nicht mehr recht taugen mögen“.

Die österreichische Produktion wird sehr beachtet. Im Vordergrunde steht Halm, dessen „Sampiero“ (1844) als „geniales Dichtwerk“ begrüßt, dessen „Maria de Molina“ (1847) als „die bedeutendste neue Erscheinung“ gefeiert wird, wenn auch das echte dramatische Leben fehle. Viel weniger günstig lauten die Urteile über Prechtler, dessen „Kronenwächter“ (1844) eine Elegie, aber keine Tragödie seien. „Raumer hätte dem Verfasser zeigen können, daß der letzte Sprosse dieses Heldengeschlechtes (Hohenstaufen) etwas anderes zu tun gehabt, als hübsche Bürgermädchen in Schutz zu nehmen.“ Seiner Muse fehle die „Größe und Mannheit der Gesinnung“. Die deutschen Dramen, welche das Burgtheater sich eroberte, waren dünn gesät. Gutzkows wurde bereits gedacht. Freytags „Brautfahrt“ wird 1843 in ihrer „ungeschickten Durchführung und Charakteristik“, ihrer „gänzlich mangelnden Geschichtsauffassung“ und Humorlosigkeit unbedingt abgelehnt, während der „Monaldeschi“ Laubes wohl des großen Charakters und des bedeutsamen Zieles entbehre, aber doch beweise, daß seinem Dichter „zwar nicht der heiße Odem der Poesie, wohl aber alle Schärfe des Geistes zu Gebote steht“. Der Tragiker Raupach, dem übertriebenes Lob gelegentlich gezollt wird, kommt in dieser Zeit mit keinem neuen Werke auf die Szene, der Lustspieldichter erscheint dem Berichterstatter langweilig „wie ein Landregen“. Im ganzen lautet das Urteil über die moderne Produktion ziemlich abfällig: Die „redefertige und tatenarme Gegenwart“ heißt es 1847, erscheine „auch in den meisten ihrer Bühnenleistungen“. Einst hatte man große

Schuld und wahre Sühne, „während man jetzt unter der Prätension der Schöpfung neuer Kunstformen Dichtungen in die Szene setzt, die nachgerade gar keinen dramatischen Lebenskeim und keine bühnliche Wirksamkeit besitzen". Ein anderer Artikel sieht schon 1843 voraus, „daß die Effekthascherei Hospital und Irrenhaus auf die weltbedeutenden Bretter bringen und das Haus der Kunst zu einem geistigen Siechenhause machen wird".

Auch in der Theaterkritik der „Wiener Zeitung" kündigt sich schon gelegentlich die Nähe des Sturmjahres an. Ein Werk, wie Bauernfelds „Deutscher Krieger" (1845) wird mit begeisterten Lobsprüchen überhäuft, es hat „den Überzeugungen der Nation das Terrain erobert". Von diesem Standpunkte aus erhält auch der als sehr schwächlich bezeichnete „Moriz von Sachsen" von R. Prutz freundliche Anerkennung. Und von einem Lustspiele im Jahre 1847 fällt das bezeichnende Wort: „Wir haben andere Lebensinteressen als den Witz der Liebe."

Ist so die Kritik der Stücke wohl zumeist gesund und vernünftig, so fehlt ihr doch die künstlerische Form ebenso sehr wie der größere geistige Gehalt. Die Erörterungen sind langatmig, mit Sentenzen gespickt, aber nicht vielsagend. Eine Beurteilung der Schauspieler fehlt eigentlich gänzlich, einige Lobesworte für die Rettich u. a. sind völlig bedeutungslos. Das Burgtheater erfährt immer die größte Anerkennung, mit besonderem Stolze wird 1844 der Erfolg der „Letzten weißen Rose" Kurandas, der nach den Gerüchten über auswärtige Mißerfolge unerwartet kam, der Darstellung zugeschrieben. „Derlei künstlerische Ergebnisse beweisen am besten, wie hoch noch die innere Kraft des langbewährten Institutes ist, dessen Ruf als Rettungsanstalt unverdient zugrunde gegangener Dramen dadurch in der gebildeten deutschen Gesellschaft bloß gewinnen kann."

Einen allgemeinen Aufsatz über „Deutsche Bühnenzustände" bringt der Jahrgang 1844. Er scheint berechnet zu sein, den damals schon erschallenden Rufen nach einer neuen Burgtheaterdirektion entgegenzutreten. Jeder neue Leiter erwecke die größten Hoffnungen, habe er sich mit Mühe eingearbeitet, so breche die Flut des Unwillens über ihn los. Es gebe gewiß höhere Ziele als die Administration — hier scheint die Bezugnahme auf Holbeins Wirksamkeit ganz deutlich — aber man möge eine Bühne zeigen, die fortwährend Meisterwerke bringe. Die Ursachen des Verfalles der Theater in Deutschland sind: der Luxus der stehenden Bühnen, die mißlichen sozialen Zustände, die Zurückdämmung des nationalen Sinnes. Vor allem muß der deutsche Dichter gefördert werden, auf daß er von seiner Kunst leben könne so wie der Schauspieler. Die Tantième, die Holbein für das Hoftheater eingeführt, solle auf alle Bühnen ausgedehnt werden.

Wiederholt wird, allerdings nur in kurzen Notizen, auch der Volksbühne gedacht, die der Dichter und der Darsteller in gleicher Weise entbehre. Eine erfreuliche Erscheinung wird Tolds „Zauberschleier" genannt, der nur in den Couplets auf den „Bierwitz" verzichten sollte, auch bei F. Kaiser werde edleres Streben sichtbar; „durch eine traurige Verwechslung der Begriffe Volk und Pöbel, Wirklichkeit und Wahrheit erhielten wir seit einiger Zeit auf unserer Volksbühne lauter, mitunter freilich sehr gelungene Kopien des Lebens und Treibens der untersten Schichten der Gesellschaft". Die Hoffnung auf einen neuen Auf-

schwung wird 1842 „in die Wahl der Stoffe und die Art der Behandlung" gesetzt, „indem man den ausgetretenen Weg der Zauberpossen verläßt und die hohlen Figuren von den Bedienten und den Stubenmädchen, die einander verliebt ansingen, für immer aufgibt; wir verlangen frische Charaktere, neue Verwicklungen, die der Wirklichkeit des Lebens entnommen sind". Derjenige, der diese Wünsche zu erfüllen scheint, heißt Johann Nestroy, der mit seinem „Unbedeutenden" (1846) die Bahn, die er früher gewandelt, verlassen und wirkliche, echte Gestalten gegeben habe.

Den Erörterungen über die Vorstadtbühnen bereitete die Polizei ein jähes Ende. Schon 1844 hatte sie die Zensoren auf den nichtpolitischen Teil der „Wiener Zeitung" aufmerksam gemacht, der durch verschiedene Aufsätze „wiederholten Anlaß zu Reklamationen" gegeben habe, eine Mahnung, die 1846 nachdrücklich erneuert wurde. Gleichsam ergänzend richtet Sedlnitzky am 29. Juni 1846 den folgenden Erlaß an die Polizei-Oberdirektion:

> „Mit hierortigem Erlasse vom 7. September 1840 wurde den von Ghelenschen Erben als Pächtern des Verlags der k. k. priv. Wiener Zeitung . . . . . bewilligt von Zeit zu Zeit auch Referate über die wichtigsten dramatischen Produkte, welche auf den beiden k. k. Hoftheatern zur Darstellung gelangen, unter Verantwortung des Redakteurs J. C. Bernard, dann mit der weiteren Beschränkung, daß diese Referate in einem ernsten und würdigen Tone abgefaßt würden . . . . in die Wiener Zeitung aufnehmen zu dürfen.
>
> Es ist jedoch hierorts zu wiederholtenmalen und besonders in neuerer Zeit die Wahrnehmung gemacht worden, daß von Seite der Herausgeber des in Rede stehenden Blattes die Tendenz vorherrsche, die mit dem obigen Erlasse bezüglich der Einschaltung dramaturgischer Berichte in den nichtpolitischen Teil der Wiener Zeitung gezogenen Grenzen zu überschreiten, indem sich dieselben erlauben, den ausdrücklichen Wortlaute der ihnen diesfalls erteilten Bewilligung zuwider, bei jedem Anlaß, der allenfalls einen plausiblen Vorwand bieten kann, auch Besprechungen der hiesigen Vorstadtbühnen, und zwar nicht allein der auf denselben zur Darstellung gelangenden Stücke, sondern auch der darin beschäftigten Schauspieler und Sänger in die Wiener Zeitung aufzunehmen.
>
> Obgleich nun hierorts bei der Zensurierung des betreffenden nichtpolitischen Teiles der Wiener Zeitung mit Rücksicht auf den Umstand, daß das ordnungsmäßige Erscheinen dieses offiziellen Blattes durch ein bei der Drucklegung vielleicht im letzten Augenblicke eintretendes Hemmnis eine unliebsame Unterbrechung erleiden könnte, in einzelnen Fällen die Bewilligung zum Abdrucke oben bezeichneter Artikel erteilt wurde, so kann auch hiedurch ein derartiger Vorgang der Herausgeber der Wiener Zeitung keineswegs gerechtfertigt erscheinen . . . Sollte es sich um Besprechung einer besonders ausgezeichneten Kunstnotabilität, wie es z. B. mit der Sängerin Jenny Lind der Fall war, handeln, so müßte der Aufsatz, bei dessen Veröffentlichung ohnedies von einer Dringlichkeit oder einem Prioritätsrechte keine Rede

sein kann, vorerst im Manuskripte bei dem k. k. Bücherrevisionsamte zur ordnungsmäßigen Zensurverhandlung eingereicht und deren Erledigung abgewartet werden“ [30]).

Das Jahr 1848 brachte auch auf dem Gebiete der Theaterkritik eine große Wandlung hervor. Vor allem wird die Situation des Theaters den neuen Zeitverhältnissen gegenüber gründlich erörtert. Joh. Nordmann spricht in „dramaturgischen Blättern“ über das Wiener Publikum, das sich durch Phrasen leicht bestechen lasse und sieht vergebens im gesamten Deutschland nach dem vielbegehrten „Nationaldrama“ oder dem Volksstücke aus. In begeisterten Worten dankt Ed. Hanslick dem Kaiser für die Freigebung des Wortes, durch welche die Kritik sich neu entwickeln könne. Dem Burgtheater, das im Mittelpunkte der Interessen steht, widmet Otto Prechtler drei große Artikel. Er zeichnet in dem ersten (Nr. 107) die großen Aufgaben, welche diesem Theater als einer Nationalbühne, wie sie jetzt sein will, erstehen: Aufgaben, welche die jüngste Zeit nicht löste, wohl auch bei der „Knechtschaft des mündig gewordenen Geistes nicht lösen konnte. Die Aufgabe der Nationalbühne ist, das Volk durch unmittelbare Darstellung des Lebens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu bilden, zu veredeln, zu erheitern“. Die Hofbühne muß sich den bewährten Dichtern Deutschlands öffnen, die Prüfung ist Sache des Intendanten, unter Zuziehung eines Dramaturgen. Eine der wesentlichsten Forderungen ist die unverstümmelte Wiedergabe unserer Klassiker.

Auch Ed. Hanslick ruft in einem Artikel „Ein Kapitel über die Theaternot“ überschrieben (1848, Nr. 158) nach dem Nationaldrama: „Eine deutsche Nationalbühne ist die Frucht, welche die Kunst vom Baume der politischen Erkenntnis pflücken wird; ein Leben ohne Kunst ist nicht mehr ernst, sondern tot.“ Was das Burgtheater in dieser Zeit an Novitäten brachte, findet ziemlich kühle Aufnahme. Sogar die „Karlsschüler“ erscheinen dem Referenten (Fürstedler) den Helden allzu äußerlich zu erfassen und nach Effekten zu haschen, eine „Valentine“ zählt zu jenen „Dichtungen, welche uns vor dem 14. März frei, sogar kühn erschienen sein würden, während sie uns jetzt gar zahm und im Gegensatze zu unserer lokalen Brandliteratur fast lammfromm erscheint“. Auch über die „Maria Magdalena“ Hebbels fällt derselbe Kritiker ein etwas reserviertes Urteil. „Wäre Kunst und Natur identisch“, beginnt er, „würden wir an den dramatischen Dichter keine weiteren Anforderungen stellen, als daß er das Leben, so wie es ist, mit allen seinen kleinen Nuancen und Schattenseiten zur Anschauung bringe, und so ohne weiteres ein Stück des wirklichen Lebens aus dem Zauberspiegel seiner Phantasie reflektiere; dann wäre die ‚Maria Magdalena‘ ein Kunstwerk erster Klasse und wir könnten höchstens die dramatische Grausamkeit tadeln, mit der der Dichter zum Teil ganz zwecklos Leiche auf Leiche häuft.“ Ganz ausgezeichnet verteidigt der Rezensent den Dichter gegen den so häufig erhobenen Vorwurf der Indecenz, der sich dann auch gegen den „Faust“, gegen „Emilia Galotti“ erheben müßte. „Auch wir glauben, daß sich der dramatischen Kunst in der Nachtseite des weiblichen Lebens noch eine reiche Fundgrube eröffnen wird, sobald wir nur über eine, mit der wahren Sittlichkeit nichts gemein habende, im Gegenteil meist nur ihren Mangel verhüllende Prüderie hinaus sein werden. Allein ein anderer

[30]) Archiv des Minist. d. Innern.

Vorwurf dürfte das Stück mit größerem Rechte treffen: es ist zu lebenswahr. Das sind nicht mehr ideale Gestalten, sie sind nicht durch ideale Weihe geadelt und zur Kunsterscheinung gestaltet."

So zurückhaltend dieses Urteil auch klingen mag, es ist doch ein ziemlich verständiges Wort gegenüber einer ganz fremdartigen Erscheinung. Es wird immer zu den Ruhmestiteln der „Wiener Zeitung" zählen, in der ersten Reihe der Vorkämpfer für F. Hebbel gestanden zu haben. Vor allem allerdings in literarischen Artikeln über die Buchausgaben, verfaßt von Kuh und R. Werner, deren an anderer Stelle zu gedenken wäre. Schon die Wiederaufnahme der „Maria Magdalena" am 23. Dezember 1848 begegnet einem anderen Urteil. „Man fühlte, daß in diesen anscheinend so eng abgegrenzten Stücke zwei Jahrhunderte zum Kampf und Tod gegenüber stehen, daß ein Weltgericht darin vollzogen werde." Die Kritiken Rötschers, Vischers, Kühnes und Deinhardsteins werden herangezogen, um den sittlichen Charakter des Werkes ins rechte Licht zu setzen. Der Schreiber findet es nötig, zu begründen, daß ein Stück nochmals besprochen werde. „Es darf nicht der erste beste Feuilletonist ungestraft der ganzen deutschen Kritik und dem ganzen Publikum ins Gesicht schlagen. Wenn die Ignoranz die Autoritäten der Literatur nur erst mit Füßen treten darf, so versucht sie das gleiche mit den Autoritäten des Staates."

Aber auch der „Judith" weiht ein Rezensent (1849) drei große Artikel, die bei manchen Ausstellungen gegen das Übermaß der Reflexion doch erkennen, daß Hebbel mit diesem Werke „die Kunst um eine Stufe vorwärts gerückt" habe, große Fehler mache nur ein großer Dichter. Und auch bei „Herodes und Mariamne" geht der Kritiker nicht mit dem Publikum, welches das Werk abgelehnt hatte, er rühmt das versöhnliche Element des Stückes, durch das es vielleicht als Hebbels bedeutendstes Werk erscheine. Der Aufführung des „Rubin" im selben Jahre wird ein Gespräch zweier Freunde vorangeschickt, welche in einer Julinacht dieses „Produkt voll unbändigen Humors und fantastischen Wendungen" von dem Dichter vorlesen gehört. Der eine Sprecher will dem Werke die Bühne überhaupt verwehren, besonders die des Burgtheaters, auf der es das Publikum als „eine Beleidigung" empfinden werde, „ihm etwas zu bieten, was, wie es meinen wird, auf die Vorstadtbühne gehört. Die zugrunde liegende Idee wird es nicht leicht herausfinden; findet sie es aber, dann wünsche ich, daß sie ihm nicht zu kleinlich erscheine". Auch das Wegwerfen des Steines sei schädlich für die Bühnenwirkung, die der Redner ihm völlig abspricht. Aber „große dramatische Genies waren immer mehr oder weniger schlechte Theaterdichter". Resigniert setzt der Autor fort, „der Erfolg hat diese Ansicht leider bestätigt". Einige Nummern später erscheint ein Gedicht an den Verfasser des „Rubin" von Hermannsthal und eine Fußnote der Redaktion besagt: „Wir glauben die Aufnahme dieses Gedichtes dem Dichter, der auf dem Gebiete der dramatischen Kunst Bedeutendes, in der Literatur Bleibendes geleistet hat, in einem Momente schuldig zu sein, wo seine letzte Leistung der Gegenstand leidenschaftlicher, ja persönlicher Angriffe geworden ist." In dem Rezensenten des „Rubin", vielleicht auch in dem zweiten Kritiker „Maria Magdalenas" möchte man Lorm vermuten, den Äußerungen nach, die er gegen Hebbel über dieses Stückes getan [21]). Dagegen spricht allerdings, daß im Jahre

[21]) S. Em. Kuh, Biographie F. Hebbels II, 383.

1851 ein in Wien auf den „Rubin“ kursierendes Spottgedicht [22]), das H. L. unterzeichnet war, Lorm zugeschrieben wird, „dem wir die Verse zutrauen, trotzdem er sonst zu den Bewunderern Hebbels zählte. Es wäre nicht das erstemal, daß der Witz treulos ist“.

Den Forderungen des ersten Aufsatzes Prechtlers, der nur mit P. unterzeichnet war, stellte Holbein am 10. September (Nr. 246) eine „Erklärung an die dramatischen Schriftsteller und Kritiker“ entgegen. Er führt aus, daß es unmöglich sei, den Wünschen der früher von der Zensur beeinträchtigten Dichter bei den verschiedenartigsten Hindernissen sofort zu entsprechen. Er sei genötigt, auch eine Reihe minderwertiger Produkte aus Rücksicht für die Schauspieler wie für die Kassa zu geben. Gegen diese Erklärung richtet Prechtler, diesmal unter seinem Namen, einen zweiten Artikel (21. September, Nr. 255) als „Interpellation“, worin er Holbeins Darlegungen, die ein „anmaßender Schulmeisterton“ durchziehe gelinde gesagt, als naiv bezeichnet, indem sie gerade die krankhaften Zustände des Institutes ins rechte Licht setzen. Er ist so gerecht, den Aufschwung der letzten Zeit anzuerkennen; doch jetzt herrsche wieder die größte Öde. Er gedenkt einer Novität wie der „Macht der Verhältnisse“ von Robert. Fürstedler hatte in seiner Wochenschau, die er von Mitte 1848 ab über die Wiener Theater veröffentlichte, den Titel des Stückes in der Lage des Theaters traurig realisiert gesehen. Prechtler nennt das Werk „ein bereits versteinertes Tendenzstück aus antediluvianischer Periode, dessen Akte sich wie Jahrhunderte dehnen“. Das Burgtheater habe „einzig und allein die Ehre und die Intelligenz des Wiener Publikums in Betracht zu ziehen“, die Kasse sei Nebensache. Er fordert ein dramaturgisches Komitee für die Annahme neuer Werke und die Sorge für einen künstlerischen Nachwuchs, der gänzlich fehle.

Dem Interpellanten habe die Theaterdirektion durch eine Tat geantwortet, konstatiert ein Aufsatz vom 5. Oktober (Nr. 275). Gemeint ist die Aufführung des „Wallenstein“. Das Publikum wird getadelt, das einzelne Stellen beklatsche. „Man sollte solche Beifallsäußerungen für einen Gutzkow, dessen Dichternatur keine höheren zu erzwingen weiß, aufheben.“ Für „Wallensteins Lager“ hat der Rezensent die wärmste Bewunderung, dagegen zerfasert er die zwei anderen Teile, besonders Max und Thekla als „leblose Schemen“ bekämpfend. „Der Eindruck wäre nicht tragisch, sondern gräßlich, wenn bei Max' und Theklas innerer Nichtigkeit einer aufkommen könnte.“ Die Aufführung wird als allen gerechten Ansprüchen genügend bezeichnet. „Ich halte die Darstellung des Wallenstein für epochemachend, darum habe ich ihr meinen ersten Artikel über die deutschen Theaterverhältnisse gewidmet. Ich denke nämlich auch in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu ‚interpellieren‘, aber doch meine Meinung abzugeben, und da ich die dramatische Kunst im weitesten Umfange seit 15 Jahren studiere, bin ich dazu vielleicht berechtigt.“ Der Aufsatz trägt die Unterschrift: Dr. Friedrich Hebbel. Das hier ausgesprochene Urteil stimmt mit anderen Äußerungen des Dichters überein [23]).

---

[22]) S. Hebbels Werke, herausgegeben v. R. M. Werner, Bd. III, S. XXII f.

[23]) S. Tagebücher I, 87 f., 2, 210; 473. Der Aufsatz ist jetzt abgedruckt in der Ausgabe Werners XI, 204—209, vgl. 457. Am 10. Oktober notierte er (II, 285), daß er vier Gulden von der „Wiener Zeitschrift“ (sic!) erhalten habe. Ist dies für diesen Artikel?

Den Beginn des Jahres 1849 charakterisiert eine bittere Enttäuschung. „Statt daß wir den wohltätigen Einfluß der Freiheit auf Künste und Wissenschaften empfunden hätten", klagt Fürstedler, „sind diese mächtigen Faktoren der öffentlichen Gesittung seit den Märztagen gewaltig abwärts gegangen, und noch ein solches Jahr dürfte genügen, um für lange Zeit die Fortbildung und Entwicklung der Künste in Österreich zu vernichten." Er tadelt Schauspieler wie Beckmann und Devrient in ihrer grellen und überdeutlichen Komik. Auch die Aufnahme des „Uriel Acosta" ins Burgtheater findet Widerspruch, es erscheint als ein schon veraltetes Tendenzstück. Zu spät! So lautet das Urteil nicht nur bei Prechtlers „Rose von Sorrent", die nur aus den Verhältnissen des Vormärz und seiner „sogenannten österreichisch-deutschen Literatur" zu verstehen sei, sondern auch bei Laubes „Struensee", dem die Vertiefung in Idee und Charakter mangle. Die beifällige Aufnahme des „Uriel Acosta" wird nur auf die große Seltenheit der Darstellung solcher Tendenzstücke geschoben.

Am 7. April erschien der dritte und letzte Artikel Prechtlers (Nr. 83) „Zur Reform der Wiener Hofbühne". Eine Fußnote der Redaktion setzt sehr bezeichnend hinzu: „Wir behalten vorläufig die Bezeichnung Hofbühne bei, weil uns die Benennung Nationaltheater bei den keineswegs reformierten Modalitäten dieses Institutes ebenso wenig gerechtfertigt erscheint, als die improvisierte Belehnung des Wiedener Theaters mit diesem Ehrentitel . . . . Ein Nationaltheater muß dramatische Nationalinteressen vertreten und das ist bis jetzt nicht geschehen."

Prechtlers Erörterungen, die vielfach seine früheren Ausführungen wiederholen, sind fast wörtlich in seinem Gutachten, das er an die Leitung der Hofbühne erstattete, aufgenommen [24]). Nur fordert er dort einen Dramaturgen, während er sich hier wieder für ein Komitee einsetzt, da ein einzelner immer in Gefahr sei, einseitig zu entscheiden. Diese Äußerung fand wohl den besonderen Beifall Holbeins, der sich plötzlich gegen die Anstellung eines Dramaturgen, für die er zuerst eingetreten war, ausgesprochen. In einem Briefe an die Redaktion [25]) bittet er den Verfasser „die unter meiner Leitung stehende Bühne öfters seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, mich und die Künstler streng zu beurteilen, unsere Schwächen zu rügen, unser Irren zurecht zu weisen. Wo so richtige, gediegene Ansichten das Urteil leiten, wird der Kritisierte zum Beschenkten!"

Wie die Leistung des Dichters, so findet auch die des Schauspielers jetzt eingehendere Betrachtung. Immer wieder erneut sich der Ruf nach Jugend im Burgtheater, dessen Vorstellungen gelegentlich auch harten Tadel erfahren. Bei aller Anerkennung der Einzelleistungen in „Judith" wird die Ärmlichkeit der Kostüme in den Nebenrollen beanständet. Besonders lebhafte Anerkennung findet immer Frau Hebbel, so bei Besprechung der „Cäcilia von Albano" Mosenthals, der als Dichter „die echte Wiener Schule mit allen ihren Licht- und Schattenseiten" repräsentiere. Eingehender äußert die Kritik sich über Dawison, der an „Künstlervermögen den wenigen Heroen der Bühne Anschütz, Löwe, Laroche noch weit nachstehe". Bei ihm störe „ein oft schaukelnder Gang, der der Einheit und Harmonie der Bewegungen Eintrag tut und ein forcierter Ausdruck der

[24]) S. R. Lothar, Das Wiener Burgtheater, S. 88 f.

[25]) 16. April 1849, Handschriftlich in der Hofbibliothek.

Sprache in Momenten der Begeisterung und des Affektes". Das sieht doch schon anders aus, als die „jahrelange Lobhudelei", von der auch Prechtler spricht, „für welche die Zensur der gutmütigen Kritik ein lebenslängliches Privilegium mit Gewalt aufgedrungen hatte".

„Bis zum 13. März war uns die Besprechung der Vorstadtbühnen in unserem Blatte von Seite der Polizei und Zensurhofstelle verwehrt" meldet die Nummer 199 vom Jahre 1848. Nun finden sie wieder Beachtung, namentlich das Theater an der Wien. Zog doch dort ein noch kurz vorher verpöntes Werk wie Gutzkows „Zopf und Schwert" ein. Wieder bereitete die übergroße Erwartung eine Enttäuschung, der ein „Quidam" Ausdruck gibt: „Was für ein unschuldiges Ding ist dieses Lustspiel! Und es mußte erst das ganze Rüstwerk der Zensur — doch was sage ich der Zensur — es mußte das ganze System fallen, ehe jenes Lustspiel den Weg auf unsere Bühne fand." Er schildert, wie „wohldienerische Beflissenheit" die paar Stücke Gutzkows, welche auf dem Repertoire des Burgtheaters standen, „von diesen Brettern" verbannte, „die längst mehr ein moderiges Antikenkabinett als die lebensfrische Welt bedeuten". Er ermuntert den Direktor Pokorny, den Kampf mit dem Hoftheater aufzunehmen: „Was dieses auch an persönlichen und materiellen Mitteln voraus haben mag vor einer Privatbühne, so leidet es doch am ärgsten Fluche, welcher eine Kunstanstalt mitten in einem allseitig verjüngten Leben treffen kann: der Zopf, der hängt ihm hinten." Auch dem „Urbild des Tartüffe" wird von demselben „Quidam" nur eine gute Mache nachgerühmt, leider bleibe die Darstellung hinter allen berechtigten Ansprüchen zurück. Ein Werk wie der „Heinrich IV." von Prechtler, trage als ein echtes Erzeugnis des Vormärz „den Stempel innerer Unfreiheit, des Bemäntelns und Unterhandelns der freien Dichterseele mit dem Drucke von außen" an sich. Mosenthals „Deborah" heißt ein durchaus unwahres Tendenzprodukt, auch der flache äußerliche „Königsleutnant" und der matte „Otfried" Gutzkows befriedigen gar nicht. So schwinden auch die Hoffnungen, die dieses Unternehmen erregte, elende Possen von Kaiser und Elmar beginnen sich breit zu machen.

Mit einer Besprechung von Nestroys „Freiheit in Krähwinkel" setzen die Referate über das Carl-Theater ein. Diesem Stück gegenüber kann sich der ruhige Zuseher des sehr unangenehmen Gefühles nicht erwehren, „die herrlichsten und heiligsten Strebnisse seines Volkes in parodistischer Weise über die Bretter schleppen zu sehen". Mit Entrüstung wendet die Kritik sich ab von einem Produkte, wie die Judith-Parodie, „welche an Gemeinheit und Unsittlichkeit den unsaubersten Machwerken einer früheren Zeit kühn die Spitze bieten könnte".

Die Jahre 1850 bis 1856 haben die Erwartungen, welche die Kritiken der Revolutionszeit erweckten, nicht erfüllt. Zum Teil mag, so sonderbar es klingen mag, die Schuld an dem Einflusse liegen, welchen die gründlichen Aufsätze über Dramaturgie und über Buchausgaben von Stücken, wie sie die Beilage, und von 1855 ab die „Österreichischen Blätter für Literatur und Kunst" brachten, auf die Theaterkritik übten. Es sind mehr Abhandlungen über Bücher, als über Theatervorstellungen, die da mit langatmigen Einleitungen zutage gefördert werden, sehr begünstigt dadurch, daß die „Unsitte der Nachtkritiken" noch nicht existierte [26]). Die Aufführung stand in zweiter Linie, die Kritik der

[26]) Hanslick a. a. O. I, S. 196.

Darstellung rückte natürlich noch weiter zurück. So ist es die Meinung der Zeit und des Blattes, der K. Werner, einer der besten Essayisten, in den „Blättern für Literatur und Kunst“ (1855) Ausdruck gibt: „Es bleibt eine grobe Täuschung, wenn man glaubt, daß ein schlechtes Drama seinem Gehalte nach besser wird, wenn es von guten schauspielerischen Kräften dargestellt wird, oder daß das Heil des deutschen Theaters auf den Schauspielern allein beruhe, und es ist daher für die objektive Beurteilung eines Kunstwerkes ziemlich gleichgiltig, ob der eine oder der andere dieser Herren eine Rolle verdorben, abgesehen davon, daß es in der Regel vergebliche Mühe bleibt, einen Schauspieler zu belehren, daß er den von ihm dargestellten Charakter schlecht aufgefaßt habe.“ Diese Sätze sind gewiß, wie sie für die literarische Beurteilung des dramatischen Werkes gemeint sind, richtig, sie werden nur bedenklich, wenn man sie auch für die szenische Vorführung, welche den Theaterkritiker allein angeht, heranzieht.

Der neue Chefredakteur Leopold Schweizer soll, nach Hanslick, sehr energische Eingriffe in die Referate gemacht haben. Er übte die strengste Zensur, ganz nach dem Prinzipe Sedlnitzkys und gestattete keinen scharfen Tadel an den Leistungen der Hofbühne [27]).

So erfährt denn Laubes Direktionsführung das uneingeschränkteste Lob. Wertvoll sind die Ausführungen, welche 1850 den neuen Leiter begrüßen. Unbilligen Ansprüchen gegenüber wird zur Geduld gemahnt. Die Hauptsache sei ein „ästhetisches Ziel“, die Bühne habe „Wahrheit, nicht Wahrheit des Augenblicks“ darzustellen. Programmatisch wird gefordert: „Die klassischen Stücke deutscher Literatur und diejenigen, welche klassisches Bürgerrecht in deutscher Literatur erworben haben, müssen in möglichster Vollständigkeit den Pfeiler des Repertoires bilden. Die vaterländische Produktion hat das erste Anrecht auf jegliche Förderung. Ihres heimatlichen Charakters und ihres klassischen Wertes halber sollen die Hauptstücke eines Grillparzer niemals auf dem Burgtheater fehlen ... Es wird eine Zeit kommen, in welcher man unbegreiflich finden wird, daß Sappho, Medea, Meeres und der Liebe Wellen, der Treue Diener, Ottokar Fremdlinge werden konnten auf dem Burgtheater. Wenn sie nicht besetzt werden können, so fordern diese Stücke allein schon gebieterisch, daß man nach ihnen die Lücken des Personals abschätzt.“ Diese Sätze klingen so übereinstimmend mit Laubes Intentionen, daß man sie wohl für inspiriert halten darf.

Nachdem schon die ersten Jahre der Laubeschen Leitung die Verwirklichung dieser Postulate brachten, wird die Anerkennung, mit welcher seine Neuszenierungen und Bearbeitungen überschüttet werden, leicht begreiflich und gerechtfertigt. Dem „Julius Cäsar“ gelten 1850 drei große Artikel, welche auch die Ausstaltung und Anordnung der Volksmassen bewundern. Bei „Heinrich IV.“ (1851) heißt es: „Nicht bald ist der Kultus der Shakespeareschen Muse in einer so künstlerisch weihevollen Art gefeiert worden.“

Vor allem findet die Wiedereroberung Grillparzers Dank und Anerkennung. Die „Medea“ wird zum „nationalen Feste“, der „Treue Diener“, fast eine Novität, wird in seiner herrlichen Lehre, „der Religion der politischen Demut“, erst jetzt (1851) erfaßt, Lorm erkennt das „moderne Lebensblut“, das in den

[27]) S. ebenda I, S. 196.

rein menschlichen Gestalten von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ flutet. So wird auch durch eine Reihe deutscher Lustspielsreprisen „ein konservierendes, sammelndes, die Güter allwöchentlich vermehrendes Vermögen unser Vorzug“ (1852), und Jahresrevuen betonen immer nachdrücklich, was das Burgtheater in dieser Saison wieder geleistet habe.

Auch die Aufnahme tragischer Novitäten ist eine durchaus freundliche und wohlwollend ermunternde, wie z. B. bei Hersch' „Sophonisbe“, Tempelteys „Klytämnestra“, die Lorm (1856) zwar nicht eigentlich tragisch in ihren Motiven, aber reich an echtem lyrischem Gehalte nennt, u. a. Was die Première eines Trauerspiels in Wien bedeutete, schildert ein Stimmungsbericht aus dem Jahre 1852: „Ein neues fünfaktiges Trauerspiel im Hoftheater — das ist ein Ereignis, welchem der eigentümliche Charakter unserer Stadt, unseres Publikums eine Färbung verleiht, die in anderen Städten Deutschlands selten aufkommen kann . . . Der Inhalt des neuen Stückes wird besprochen, man forscht die historischen Daten nach, auf die sein Titel hinweist, malt sich die Charaktere aus, die darin vorkommen müssen und besetzt die Rollen nach eigener Willkür mit seinen Lieblingen.“ Die Vorstellung, welcher diese Schilderung als Proömium vorangeht, ist die von Ludwigs „Makkabäern“, die einen geteilten Erfolg einheimsten. Die ersten stürmisch begrüßten Akte sind nur Teile eines „zerbrochenen Ganzen“, es wird ganz richtig erkannt, daß der Held das jüdische Volk selbst sei, aber es fehle der Zusammenhang innerhalb des Werkes wie mit der Weltgeschichte. Erst Wiederholungen rücken das Stück dem Verständnisse des Publikums und auch dem Wohlwollen des Kritikers näher.

Das weitaus größere Aufsehen, das der „Fechter von Ravenna“ erregt, spiegelt sich ebenfalls in der „Wiener Zeitung“ wieder, die 1854 mehrere Besprechungen bringt. Es war „ein spezifischer Erfolg für das alte Wien, für das alte Parterre der Burg und doch auch wieder für die neuen Kräfte dieser Bühne“. Später werden eine Reihe der Dokumente des Bacherl-Streites mitgeteilt, von einer Reprise der „Griseldis“ (1855) blickt der Rezensent auf das neue Werk zurück: „Der Geist des seine weibliche Würde wahrenden Köhlermädchens schmiegte sich eben so genau den sozialen Anregungen jener Tage an, wie der Schmerz Thusneldas dem politischen Inhalt der Gegenwart.“ Die „Iphigenie in Delphi“ dient zum Anlaß (1856) die Laufbahn des Dichters zu skizzieren. Seine „Griseldis“ gab Wien die erste Anregung zu einer ernsten Beschäftigung mit der Frauenfrage, der beispielloseste Erfolg war der „Sohn der Wildnis“: „Die Worte: Zwei Seelen und ein Gedanke flogen von allen Lippen, selbst von solchen, hinter denen kein Gedanke und kaum eine Seele zu vermuten war.“ Schon 1857 wird dieses Stück mehr „Komödie als Ernst“ genannt.

Von Hebbel erschien nur ein neues Werk, die „Genovefa“ unter dem Titel „Magellona“ (1854). Während eine Reihe von literarischen Artikeln dieser Zeit dem Dichter immer neue Huldigungen darbringen, bleibt der Theaterberichterstatter ziemlich kühl: es fehle dem Stück die Schuld und die moralische Sühne, die Katastrophe verletze ihn so wie das Publikum.

Von drei Seiten gar wird über Laubes „Essex“ (1856) einhellig äußerst günstig referiert. Es ist neben dem „Fechter von Ravenna“ der größte Erfolg des Burgtheaters. Und ebenso wie bei diesem werden auch hier

ganz philologische Untersuchungen über das Verhältnis zur Quelle und über frühere Bearbeitungen angestellt. Den ungenannten Verfasser des Stückes lassen naheliegende Vergleiche mit „Monaldeschi“ und „Struensee“ sehr leicht erkennen. Schlimmer ergeht es Gutzkow, dessen „Ella Rose“ (1856) wieder beweist, „daß die dramatische Form noch nicht gefunden ist, in der die subtilsten Beweggründe des innersten Seelenlebens dem Zuschauer stets gegenwärtig zu halten wären“. Dafür wird Mosenthals „Sonnwendhof“ (1854) mit Anerkennung bedacht, weil ein antiromantisches Element in ihm herrscht, das besonders für die soziale Richtung im Drama ein bedeutsamer Wegweiser sei.

Im deutschen Lustspiele dominiert Bauernfeld. Im allgemeinen werden die früheren Werke gegen die neueren ausgespielt, die den modernen Anforderungen nicht entsprechen. „Mit Worten, mit der Tendenz, mit der Gesinnung“ heißt es beim „Franz von Sickingen“ (1850), „reicht man jetzt nicht mehr aus. Wo man früher mit Gesinnung sich begnügte, da will man jetzt die Tat, wo man früher mit Worten zufrieden war, fordert man den Gedanken.“ Ähnlich heißt es auch von dem „Kategorischen Imperativ“ (1851), dem Preisstücke, das wohl nur die „negative Höhe“ markiere, die es für die Richter hatte: „Die Zeit der tändelnden Gelüste mit verbotenen Waffen ist vorüber, man muß sie frei zu schwingen wissen oder gänzlich ruhen lassen.“ Die „Löwen von Ehedem“ (1853) beweisen, daß der Dichter noch auf dem Standpunkte von 1847 stehe. Nur die „Krisen“ finden (1852) Billigung in ihrer feinen künstlerischen Form; aburteilend heißt es 1857: „Bauernfeld hatte sicher das Zeug, mehr als irgend ein anderer seiner Mitstrebenden, zu einem echt deutschen Lustspieldichter; traurig genug, daß er nur der Dichter einer großen Korporation geworden ist.“ Die Erwartungen, die Bauernfeld so enttäuschte, erweckt Hackländer mit seinem „Geheimen Agenten“, um sie bereits mit den „Magnetischen Kuren“, denen es an „Salz“ fehlt, zu vernichten. Selbst ein so vollendetes Intriguenlustspiel wie Laubes „Rokoko“ leidet an Mangel des Humors. Am schlimmsten fahren aber — die „Journalisten“ (1853). Freytag komme immer zu spät, er erfasse nur zufällige und vorübergehende Erscheinungen. „Die Journalisten sind nur die noch umgehenden Geister von Tagen, die nicht mehr sind. Zustände, welche von der Gegenwart so eben begraben wurden, haben für den Augenblick keine andere Bedeutung, als daß sie tot sind.“ Dem Werke fehle der nationale Gehalt, der allgemein menschliche Inhalt, die Schilderung des Zeitungstreibens sei langweilig und das Publikum sage mit Recht: „Was geht das uns an.“ Das Werk sei höchstens ein „dramatisches Feuilleton“. Ebensowenig Gnade finden aber die Franzosen. Ein Stück, wie das „Fräulein von Belle-Isle“, wird als unsittlich abgefertigt, und einige kleine Lustspiele werden (1852) an dem „Zerbrochenen Kruge“ gemessen, den zu würdigen man „weder ein Deutscher, noch ein Franzose, sondern nur ein Mensch zu sein brauche“. „Wenn die immer wieder dramatisch ausgebeuteten Schwankungen der Gattentreue bei den Franzosen der einzige nationale Boden sind, der zu einem guten Lustspiele erforderlich ist, so wollen wir uns zum besten der Kultur gern bescheiden, in diesem Zweige der Kunst so weit hinter den überrheinischen Nachbarn zurück zu sein.“ Während die Darbietungen im Trauerspiele ohne Voreingenommenheit gehört wurden, hatte sich die Kritik für das Lustspiel ein abstraktes Idealbild eines nationalen Dramas zurecht gelegt, dem keine der vorgeführten Erscheinungen entsprach.

Besonders war es wohl die Beurteilung der Hofschauspieler, welche unter der erwähnten Zensur zu leiden hatte: fast ausnahmslos werden ihnen nur kurze, wenig besagende Lobesworte gewidmet. Laubes neue Erwerbungen wie Josef Wagner in seiner edlen, vollen Glut, die auch den „Hamlet" auszeichnen, oder die Goßmann, bei deren Grille sich „unsere Elegants mit Lebensgefahr einen Platz erkämpfen, Garten und Treibhaus ihres Schmuckes berauben, um ihn der kleinen Fanchon zu Füßen zu legen", finden freudige Anerkennung. Ebenso die oft wiederkehrende Bayer-Bürck, wenn auch das Echtdeutsche ihres Naturells, das einer Julia Shakespeares eigentlich widerspreche, nicht übersehen wird. Am ausführlichsten erscheint die Seebach 1854 gewürdigt, welche „in einem bisher nicht geahnten Grade die Gabe besitzt, die lyrischen Elemente der Frauennatur bühnlich wirksam zu gestalten. Sie hat für Empfindungen, von welchen es gemeinhin heißt, daß Worte nicht hinreichen, sie auszudrücken, Töne und mimische Gebärden geschaffen". Das Melodische der Weiblichkeit tritt auf ihre Lippen; ihr Gretchen, ihr Klärchen dringt wie ein altes deutsches Volkslied an die Seele des Hörers, „ihre Ophelia ist die Nachtigall des Wahnsinns". Daß der Rezensent vielfach im Sinne Laubes redet, zeigt sich auch hier wieder in der Kühle, mit der er zwei bedeutende Künstlerinnen behandelt. Die Rettich streift mit ihrer „Iphigenie" (1851) an das Manirierte, die „Medea" erscheint 1855 tonlos und ohne Pointierung. Und der „Ella Rose" der Frau Gabillon wird (1857) „deklamationssüchtige Äußerlichkeit" vorgeworfen.

Viel ausführlicher ergeht sich die Kritik über ausländische Darsteller, am eingehendsten über die Rachel (1850) und die Ristori (1857). Die französische Tragödin wird in ihren verschiedenen Rollen charakterisiert. Sie, die durch und durch moderne Darstellerin, erscheine ganz antik in der „Phädra", weil sie es verstehe, ganz natürlich zu sein. Sie ist gefährlich für die Nachahmung. „Sie ist bewundernswert in ihrer Art; aber die Art scheint nicht bewundernswert." Dagegen gilt für die Ristori nur die Bezeichnung: Virtuosin; eine Äußerung Grillparzers wird mitgeteilt: „Ich möchte wohl Frau Ristori gesehen haben, ehe sie eine berühmte Künstlerin geworden." Rossi wird im selben Jahre zwar freundlich begrüßt, doch seinen „Essex hat das Publikum, an die edle, wahrhaft poetische Erscheinung Josef Wagners gewöhnt, nicht ritterlich genug gefunden".

Unendlich dürftig ist die Kritik der Vorstadtbühnen; die schlechte Ware, die dort geboten wurde, macht, wie gelegentlich versichert wird, jede Besprechung überflüssig. Besonders beanstandet wird der Mißbrauch politischer Anspielungen, auch in Nestroys neuen Produkten, die Lorm „robuste Überladungen" nennt.

Mit dem Beginn des Jahres 1858 taucht eine neue Chiffre auf, welche auch dem Zeitungsleser unserer Tage wohlbekannt ist: L. Sp. — Ludwig Speidel durch einige Jahre als ständigen Referenten gehabt zu haben, gäbe allein schon der „Wiener Zeitung" eine bedeutsame Stellung in der Geschichte der Wiener Theaterkritik. Aus der weitschweifigen Inhaltsangabe heraus führt er die Wiedergabe der dramatischen Handlung zur wohlbemessenen, klaren Analyse; wie man mit wenigen Worten viel zu sagen weiß, zeigen die zahlreichen kurzen Notizen, die den Vorstadtbühnen gewidmet sind. Und durch jede Äußerung klingt die echte Hingabe an die Kunst, er verfügt über das wahre sittliche Pathos wie über einen kernigen, frischen Humor. Daß durch Speidel

die Kritik in Wien zum Kunstwerke geworden ist, beweisen gerade diese Leistungen seiner literarischen Frühzeit am deutlichsten.

Speidel versteht es meisterhaft, von einzelnen Werken ausgehend, sich zu großen allgemeinen Gesichtspunkten zu erheben. Was bis auf ihn leicht abstrakte Theorie war, nimmt nunmehr lebendige Wesenheit an. Einer seiner ersten Artikel beschäftigt sich mit einer Reprise von Kotzebues „Schmuckkästchen". Vor dieser veralteten Sentimentalität erheben sich wieder die Klagen über den Mangel zeitgenössischer Produktion. Speidel tritt ihnen entgegen, er nennt Freytag, Lorm, Mosenthal, der es verstanden habe, „durch zeitgemäßen Stoff und edlere Behandlung desselben" dem durch die Franzosen so verwöhnten Publikum Interesse einzuflößen. Nicht die Produktion ist zu klein, der Konsum ist übermäßig groß geworden. „Und wenn die gleichzeitige Produktion keinen anderen Wert hätte, als uns die Kluft zwischen dem, was geleistet worden, und dem, was wir leisten, recht fühlbar zu machen, man müßte sie auf jede Weise ermuntern, weil sie in diesem Sinne eine lehrreiche Schule zur Erkenntnis des Schönen bildet." Ideen über die historische Tragödie entspringen ihm aus der Betrachtung der Laubeschen Dramen. Er stellt seinen „Struensee" weit über den M. Beers, der 1858 im Carl-Theater gespielt wurde. „Obgleich wir für das Laubesche Stück keineswegs schwärmen, obgleich wir einsehen, daß die Gestalten desselben des selbständigen Lebens entbehren, so kann man diesem Trauerspiele eine außerordentlich bühnengewandte Mache nicht absprechen und im einzelnen ist so viel Geist verausgabt, daß man Laube neben Michael Beer wohl einen Shakespeare nennen mag." Auf dramaturgische Grundfragen geht er dann beim „Montrose" (1859) ein, auf dessen opernhaften Eingang hin er mit Berufung auf die aristotelische Scheidung der Künste eine Verurteilung der Zukunftsoper aufbaut. Oper und Schauspiel scheinen sich „das Wort gegeben zu haben, sich gegenseitig zugrunde zu richten, daß sie eines das andere in sich übernehmen. Die ganze Zukunftsoper beruht auf diesem falschen Prinzip, so wie unser Schauspiel durch seine Neigung zu melodramatischen Effekten bis ins Mark verdorben ist". Und er fragt nun: „Haben wir ein historisches Schauspiel? Fast sollte man es glauben, wenn man bloß die Titel der Stücke in Betracht zieht. Aber im Grunde ist unser Schauspiel geblieben, was es zur Zeit der Iffland und Kotzebue war. Die Deutschen haben die Neigung, alle Dinge in der Welt auf die Familie zu beziehen. Das ist ein nationaler Zug, der unserem häuslichen Geiste alle Ehre macht, der uns aber wenig befähigt, historische Schauspiele zu dichten. Im bürgerlichen Trauerspiele, von Lessing bis auf Hebbel, haben wir unsere Stärke. Der Stoff ist historisch — aber der Geist! Man hat das bürgerliche Trauerspiel in historische Livree gesteckt, nichts weiter. Man hat die Geschichte im Sinne der bürgerlichen, ja der spießbürgerlichen Familie ausgebeutet, das ist alles." Und in ganz ähnlicher Weise erhebt sich ihm die Frage nach einer deutschen Komödie bei Bauernfeld. „Gibt es eine deutsche Komödie?" heißt es 1859. „Die Frage ist gleichbedeutend mit der: Gibt es eine Stadt in Deutschland, in welcher sich das Gesellschaftsleben der Nation konzentriert und spiegelt? Wir haben große komische Talente gehabt und haben es nie zu einer Komödie gebracht." Bauernfeld hat ein deutsches Lustspiel aus österreichischen Mitteln geschaffen, und so etwas zustande gebracht, „das man in Ermangelung eines Bessern das deutsche Lustspiel nennen kann". Wien besitzt einen ausgebildeten, gesellschaftlichen Ton, diesen Vorteil

hat der Dichter aber nicht genügend ausgenützt, er schildert nur die „sogenannte gute Gesellschaft“, die sich mit Vorliebe „in jenen künstlich geschaffenen Gesellschaftsschichten“ bewegt, „deren geistiges Leben . . . sich mit Reminiszenzen aus Oper, Ballett und Schauspiel aufzuputzen pflegt“. Eine Reihe junger Dichter findet bei ihm freundliche Förderung. Weilens „Tristan“ (1859) verrät ihm „ein echtes Dichtertalent, das, wenn nicht alles trügt, einer schönen Zukunft entgegengeht“. Vor Schlesingers „Mit der Feder“ (1860) ruft er aus: „Hätten wir hundert Stücke von dem Geiste und der Anmut und zugleich von dem szenischen Effekte, wir dürften uns die Mühe nehmen, für den französischen Ausdruck ‚Bluette‘ einen deutschen zu suchen.“ Viel kühler steht er dem Trauerspiele „Heinrich der Löwe“ Nissels (1858) gegenüber, das H. Lorm im „Abendblatt“ recht freundlich anzeigte, während Speidel in der „Wiener Zeitung“ mit sicheren Strichen die geschichtlichen Gestalten skizzierend, nur ein durch eine historische Tragödie verdorbenes bürgerliches Rührstück erkennen kann. Gar kein Verhältnis findet er zu Heyses „Sabinerinnen“ (1859), die ihm „als glatt, konventionell, naturlos und unpersönlich“ gelten: „Paul Heyse scheint uns der Repräsentant jener kampflosen Bildung zu sein, welche eine ganze poetische Richtung unseres Zeitalters kennzeichnet. Diese Dichter, so jung sie sind, haben nie eine Jugend gehabt.“ Sie haben nicht mit Götz und Werther begonnen, sondern gleich ihre Iphigenie geschrieben. Er findet hier kräftige Worte gegen jene kritischen Kollegen, die sich gegen ihre Überzeugung auf Seite des Publikums stellen. „Man ist so freigebig mit dem Worte, daß die Schaubühne eine Bildungsanstalt sein soll. Man mache Ernst mit diesem Worte. Man schmeichle nicht den Schwächen und Gelüsten, man erziehe, man steige nicht auf den Boden der Gewöhnlichkeit herab, man bilde. Erfolge, die man um den Preis der künstlerischen Würde erkauft, sind allzu teuer bezahlt.“ Ein ganzes Füllhorn von Witzen ergießt sich über die unglückselige „Ruth“ der Frau von Binzer (1858), die anonym in Szene ging. „Es hat nicht jedermann“ heißt es „hinter einem namenlosen Drama einen Halm oder Laube zu verstecken.“ Die letztere Anspielung bezieht sich auf den „Cato von Eisen“, der kurz vorher gegeben worden, für Speidel ein gutes Spielstück, bei dem die Schauspieler ihr bestes getan, wo sie den unbekannten Verfasser „genauer als vom Hörensagen“ kennen.

Neben Laube kam Freytag erfolgreich mit einem neuen Werke „Graf Waldemar“ zu Worte (1859). Speidel prophezeit, daß das Theater an diesem Stücke festhalten werde, bei allen Unwahrscheinlichkeiten. „Von dieser, bei aller sittlichen Gebundenheit wunderbaren Freiheit des Geistes haben wenige deutsche Dichter ein schöneres Zeugnis abgelegt.“

Ungemein gerecht urteilt Speidel auch über die Birch-Pfeiffer. Er schickt die deutschen Dichter (1858) in die Lehre dieser Frau. „Das Birch-Pfeiffersche Genre ist einer höheren Ausbildung nicht nur bedürftig, sondern auch im höchsten Grade fähig. Das, was man zum Unterschied von der Tragödie und dem bloßen Schaustück das ‚mittlere‘ Schauspiel nennen könnte, wird wahrscheinlich auf ein paar Jahrzehnte hinaus das deutsche Theater beherrschen.“

Mit der größten Begeisterung folgt er den Darbietungen der Schiller-Feier 1859. Vor dem „Demetrius-Fragmente“ ruft er aus: „Der Mann soll noch geboren werden, der neben Schiller gestellt, nicht aussieht wie ein Zwerg.“ Er wendet sich in längerer Ausführung gegen den Mißbrauch von

Schillers Namen: „Ihm war die Herrschaft der Massen zuwider, ja ein Greuel, wie jedem Geiste, der sich fühlt und an sich selber den Wert der Persönlichkeit kennen und schätzen gelernt hat. Er war so gut wie Goethe ein geborener Aristokrat." Schuberts Vertonung von „An die Hoffnung" macht ihm „den Eindruck der höchsten Idealisierung der Wiener Coupletmusik" und Schiller erscheint ihm in dem Gedichte wie „ein idealisierter Raimund". Und besonders freudig begrüßt er die Aufführung von „Wallensteins Lager" im Burgtheater: ist es doch „das volkstümlichste Soldatenbüchlein der österreichischen Armee".

Schon hier zeigt sich, wie der eingewanderte Schwabe schnell ein echter Wiener geworden war, wie tief er sich seine zweite Heimat erfühlte. So ist sein Verhältnis zu Grillparzer auch ein äußerst vertrautes und inniges. Mit dem, was Laube an ihm getan, sagt er 1860, ist dem „größten Dichter Österreichs, dem Radetzky unter den Poeten, einfach sein Recht widerfahren". Die Aufführung des „Goldenen Vließes", dessen zweiter Teil „zum schönsten gehört, was die nachklassische Dichtung aufzuweisen hat", war leider schwach besucht. Jedoch „die schlechten Tage der Theaterkasse sind manchmal die Feiertage des guten Geschmacks". Speidels Kunst der intimen Charakterisierung feiert ihren Triumph, wo er in einem kleinen Aufsatze (1858) die Bildnisse Grillparzers, Halms, Bauernfelds und Hebbels von Kriehuber nebeneinander stellte: „Die drei Erstgenannten haben bei ihren Dichtungen das Burgtheater nie aus dem Auge verloren. Diese Dichter haben für das Burgtheater gearbeitet, wie das Burgtheater für sie. Sie sind einander gewiß nichts schuldig: es ist schwer zu entscheiden, welche Seite der anderen mehr verpflichtet ist."

Für die Produktion der Franzosen hat Speidel nicht viel Sympathie. „Die Feenhände" und den „Verarmten Edelmann" tut er (1859) ziemlich ironisch ab, an Dumas vermißt er (1860) „jedes sittliche Pathos", nur „der Geist des Verfassers rettet die Sünden des Stückes" (bei „Vater und Sohn"). Ein Produkt wie „Der Fabrikant" repräsentiert ihm jene „dramatische Zwittergattung", die man „um der Schwäche des Publikums willen" gelten lassen müsse, „obgleich sie mit eigentlicher Kunst nicht viel zu schaffen hat". Der „Geizige" Molières ist ihm wohl ein „grandioses Charakterbild", in das der Bearbeiter Dingelstedt „mit der Schwächlichkeit eines modernen Miniaturmalers hineingepinselt" hat, aber es bleibe ein fremdartiges Werk, das „das Wesen der romanischen Dichtung im Gegensatze zum Wesen der germanischen" so recht aufschließt. „Es ist undenkbar, daß Shakespeare die Gestalt des Harpagon hätte schaffen können — sie ist nicht der Geizige, sondern der Geiz selbst."

Zu den meisterhaften Schauspielercharakteristiken, die Speidel in späterer Zeit entworfen hat, finden sich auch hier schon bemerkenswerte Anläufe, so kurz auch seine Bemerkungen fast durchwegs gehalten sind. Wie hübsch weiß er die unvergeßliche Leistung Baumeisters in „Wenn Frauen weinen" (1860) zu kennzeichnen: „Welche frische, liebenswürdige Natur, dieser Baumeister, welch ein Meister im Leichtsinn, in der Bummelei, in der Heiterkeit, und welch ein elender Stümper in der weiblichen Kunst des Weinens." Die Debutrollen Lewinskys (1858) beweisen ihm, „daß er zu jenen reich und stark begabten Naturen zählt, denen für die verschiedenartigsten Aufgaben die Mittel in gleicher Fülle zu Gebote stehen", wenn er auch seinem Antonio in „Tasso" (1860) gegenüber mit der Bemerkung nicht zurückhält, daß er ihn „weniger

spielte als sprach". Jos. Wagners „Macbeth" (1860) „reicht dieser Heldengestalt nur bis zur Schulter. Ein bloßer Heldenspieler vermag der Aufgabe nicht gerecht zu werden, ihre Lösung verlangt zugleich einen Charakterdarsteller". Für die Goßmann hat Speidel gar keine Sympathie und leiht seinem Gefühle in sehr starken Worten Ausdruck, wohl bewußt, in welch scharfer Opposition er da mit dem Publikum stehe. Auch Frau Gabillon zählt damals nicht zu seinen Lieblingen, so sehr er ihr reiches Talent anerkennen muß. Bei ihrer Beatrice in „Viel Lärm um Nichts" (1858) müßte man doch erst die Neumann vergessen. „Aber vergesse, wer kann! Vergesse jemand jene glückliche Mischung von Empfindsamkeit, feinem Verstande und schalkhafter Laune. Wie eine im bestem Klingen gesprungene Saite tönt das kleine Stimmchen in uns fort, das unter Umständen so mächtig zu wirken verstand." Ausführlicher gedenkt er 1860 der Seebach. Ihrer „Julia" mangelt Temperament, Sinnlichkeit und Leidenschaft. Viel besser gefiel ihr „Gretchen". „Für die Liebesszenen standen ihr einige seelenhafte Töne zu Gebot; aber sobald die Handlung ins Tragische umschlägt, reichen die Kräfte der jugendlichen Künstlerin nicht mehr aus. Es ist aber nicht eigentlich der Mangel an Begabung, sondern vielmehr der Mangel an Durchbildung, der sie an diesem Aufflug hindert, denn wie man geht und steht, wie man spricht und sich bewegt, das alles hat Fräulein Seebach noch mehr oder minder zu lernen." An ihr wurde schon früher die Bognar gemessen, die sie entschieden nachahme. Habe man aber die „Ophelia" der ersteren die „Nachtigall des Wahnsinns" genannt, so sei sie deren „Star".

Auch einige auswärtige Künstler unterliegen Speidels Beurteilung. In Dessoir erscheint ihm eine „ungewöhnliche Naturbegabung und die feinste Bildung des Gedankens". Wenn er in Faustszenen Faust und Mephisto gibt, wird dem Kritiker klar, daß „ein Schauspieler, der die eine Gestalt nicht bis auf den Grund begriffen, die andere nimmermehr darzustellen vermag". Er wird der Ristori viel gerechter, als sein Vorgänger, er nennt sie eine „Löwin" im Gegensatze zu der „wilden Katze" Rachel, so sehr ihn auch das „ausgeklügelte Machwerk" „Adrienne Lecouvreur", das sie beide vorführten, anwidert. Mit Entzücken folgt er den „Cherubinagen" der Déjazet, welche die ganz einzige Kunst versteht, „in Wort und Geberden frivol mit Anstand zu sein".

Diese Gäste führen uns schon auf die Vorstadtbühnen; wir müssen es uns versagen, den armen Kritiker auf seinen Leidensweg durch die deutschen Schauspiele dieser Theater zu geleiten. Da ringt sich wohl mancher halb humoristischer, halb ärgerlicher Seufzer von seinen Lippen. So meint er 1858: „Das Theater an der Wien hat seit einiger Zeit so viel Glück als Verstand, d. h. so wenig als möglich. Wie man ins Carl-Theater geht, um sich zu ergötzen, so geht man dorthin, um sich zu langweilen." Scharf wendet er sich gegen die Produkte O. F. Bergs, nicht ohne das Talent des Verfassers anzuerkennen, aber gerade dadurch berechtigt, „den leichtsinnigen Gebrauch, den er davon macht" zu brandmarken. Eben diese kleinen Notizen sind reich an guten Witzen, so wenn es von einer Posse „Zacherl" im Thalia-Theater heißt: „Es schlagen in ganz Österreich wenig fühlende Herzen, denen Herr Zacherl nicht einmal ein stiller Wohltäter gewesen." Selbst in das Josefstädter-Theater muß er wandern und Signora Pepita (1859) ansehen, „eine herabgekommene Größe, wie die Cholera und wie das Tischrücken lächerlich geworden".

An die Stelle Ludwig Speidels trat 1861 ein Mann, dessen Name trotz seiner mehrjährigen kritischen Wirksamkeit bei der „Wiener Zeitung" der Nachwelt nur durch seine tiefeingreifende Tätigkeit auf einem anderen Gebiete geläufig geworden ist. Es ist Bruno Bucher, der Bruder Lothar Buchers, 1826 in Pommern geboren, von 1869 ab Sekretär, später als Hofrat Direktor des österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Ein schöner Nachruf Ed. Leischings [28]) nach seinem 1899 erfolgten Tode feiert ihn als den „Gesetzgeber der kunstgewerblichen Bewegung in Österreich". Bevor er die Theaterkritik der „Wiener Zeitung" übernahm, war er beim „Wanderer" tätig, ein Aufsatz über „Shakespeares Anfänge im Burgtheater" zeugt auch für seine Beschäftigung mit der Wiener Theatergeschichte, für die gerade in der Zeit seiner Wirksamkeit die „Wiener Zeitung" in Aufsätzen Hermann Meynerts ein reiches anekdotisches Material aufstapelte, das zwar an Gräffers Sammelsurien gemahnt, aber doch einen verläßlicheren und historisch treueren Eindruck macht.

Er hatte einen schwierigen Posten schon dadurch, daß die Aufgabe, alle Schauspiele der Residenz kritisch zu verfolgen, eine immer anstrengendere wurde; so hebt auch der Vortrag der Redaktion wegen fixer Anstellung Emil Kuhs (22. April 1867) als externen Mitarbeiters für literarische Aufsätze hervor, daß man Bucher nicht zumuten könne, auch derartige Arbeiten zu liefern, wo er „durch die Theaterkritik so stark in Anspruch genommen sei". Allerdings tut er die meisten unbedeutenden Erscheinungen unter der Rubrik „Theaterwoche" ab, wie er überhaupt kein Kritiker „de longue haleine" ist und sich in der Ausdehnung seiner Referate sehr einschränkt. Und noch gefährlicher mußte dem neuen Manne sein Vorgänger werden, mit dem in die Schranken zu treten wohl keiner der damals lebenden Kunstrichter berufen war.

Daß er gar nicht darnach strebt, Speidel nachzuahmen und seinen eigenen Weg geht, nimmt uns von vorneherein für ihn ein. Er macht den Eindruck eines etwas ängstlichen, pedantischen, zurückhaltenden Beobachters von nüchternem Verstande und gesunder Auffassung. Kein Schriftsteller von hinreißender Darstellungsgabe, verfügt er über einen trockenen, etwas morosen Humor, der oft ganz ausgezeichnet wirkt. So meint er z. B. bei einem Stücke von Benedix, dem das Publikum trotz der vollendeten Aufführung nicht zuklatschen wollte, es habe offenbar gefürchtet, der Dichter könnte sich von diesem Beifalle etwas zueignen wollen; bei der „Gustel von Blasewitz" (1860) bekommt er Angst vor einem Buche Düntzers; er preist Raupachs „Schule des Lebens" (1863) als besonders fördernd für die Sittlichkeit, weil, wenn die jungen Mädchen da sehen, welche Qualen der Langweile sie durch übertriebene Sprödigkeit über sich heraufbeschwören können, sie gewiß schleunigst in sich gehen. Auf der Höhe Speidelscher Kunst hat Bucher die Kritik der „Wiener Zeitung" nicht erhalten. Aber er hat sie auf einem ganz achtungswerten Niveau zu behaupten gewußt. Seine Chiffre B. und BB. steht fast unter sämtlichen Theaterartikeln bis ins Jahr 1869 hinein, nur gelegentlich erscheint ein V. das wohl Rudolph Valdek bedeutet. Auch in seiner neuen Stellung ist er Mitarbeiter des Blattes geblieben und dürfte an den zumeist ununterzeichneten Artikeln bis Ende 1872 noch den Hauptanteil haben.

---

[28]) S. Kunst und Kunsthandwerk II, 229.

Anonyme Aufsätze des Jahres 1860 schildern die Vorliebe des Burgtheaterpublikums für das Familienstück und seinen Ekel vor den starken Erschütterungen der Tragödie. Auch Bucher setzt mit Klagen über das Schwinden des Interesses an ernsten, großen Schauspielen ein. So heißt es bei dem „Perseus von Macedonien" Nissels (1862), dem er wohlwollend gesinnt war[29]: „Die Abneigung gegen Dramen ‚mit nackede Füß', wie eine hiesige Autorität sie genannt haben soll, ist gegenwärtig so allgemein verbreitet, daß man sie schon deswegen nicht ignorieren kann"; und an Lindners „Brutus und Collatinus" (1867) bewundert er schon den Mut, „einen Stoff aus der alten Welt auf die Bühne zu bringen". Die meisten Versuche in dieser Richtung finden in ihm einen Förderer. Er anerkennt die Fortschritte und das Streben Weilens bei manchen starken Bedenken, er verteidigt die „Fabier" Freytags (1861) nicht nur gegen Kritik und Publikum, sondern auch gegen die entstellende Bearbeitung, die sie auf dem Burgtheater erfahren haben. Er begrüßt freudig die Aufführung des „Treuen Diener" (1866) mit ironischen, öfter wiederkehrenden Hieben gegen Gottschall, der gesagt hat, Wien habe in Grillparzer und Hebbel seine „aparten Klassiker": „Jeder nach seinen Kräften. Leipzig hat Benedix und Gottschall, wir müssen uns mit Grillparzer und Hebbel begnügen." Gerade dem letzteren wird er aber wenig gerecht. Der „Michel Angelo" (1861) stimmt ihn bei aller Bewunderung der Schönheiten bedenklich gegen die sich vordrängende „polemische und didaktische Tendenz", die gefährliche „Proklamierung des souveränen Selbstbewußtseins als einzige Autorität für den schaffenden Künstler". Besonders scharf geht er gegen die „Nibelungen" (1863) ins Zeug, vom Standpunkte der Bühne scheint ihm Geibels Dichtung weitaus vorzuziehen. „Ist es wirklich recht und der Mühe lohnend", fragt er, „in eine neue Form einzugießen, was einmal in klassischer Gestalt schon vorhanden?" Dafür ist ihm die „Agnes Bernauer", die 1868 im Carl-Theater gespielt wurde, trotz ihrer Peinlichkeit „mehr als ein Dutzend bühnengerecht gemachter Stücke" und „Maria Magdalena" nennt er (1869) „ein von falschen Prämissen sich erhebendes Werk von herrlichster Konsequenz". Gegen Halm, dessen „Fechter von Ravenna" 1868 schon zum Teile wie ein Anachronismus erscheine, wendet er sich bei Gelegenheit des „Wildfeuer" (1866). Solche Probleme müssen „mit sicherer, nicht zaghafter Hand" angefaßt werden. Das Ganze ist „ein systematisches Aufstacheln der Sinnlichkeit". Gar nichts mehr übrig hat er für Gutzkow, dessen „Weißes Blatt" 1864 ihn wie eine „Parodie von Nestroy" anmutet.

Mit großem Interesse verfolgt er die Shakespeare-Bearbeitungen, die Laube bringt. Er protestiert (1861 und 1868) gegen den in einen Abend zusammengezogenen Heinrich IV. und freut sich über manche dem Hamlet 1868 wieder einverleibte Stellen. Mit großer Genugtuung begrüßt er den „König Johann", für die Aufführung der Historien eintretend: „Man wird in Zukunft den zweiten Richard so wenig mehr entbehren wollen, wie den dritten, und es nicht als Dogma gelten lassen, daß der vierte Heinrich nun in einer Zusammenziehung möglich sei, welche Falstaff zur Hauptfigur des Stückes macht." Und er will diese Werke möglichst unverkürzt erhalten wissen: „Besser es bleibt ein überflüssiges Wort stehen, als daß die Gartenschere alles wuchernde

[29]) S. Nissel, Mein Leben, S. 148.

Grün mit Blüten und Früchten wegschneidet." Dagegen kann er sich mit dem „Wintermärchen" (1862) durchaus nicht befreunden. „Der wohl die meisten Erwartungen übertreffende Erfolg kann nichts an der Ansicht ändern, daß die Mühe besser auf ein anderes Stück Shakespeares wäre verwendet worden. Aus dem Märchen macht alle Mühe des Bearbeiters kein echtes Drama und es wird auch nie ein anmutiges Spiel." Die Bearbeitung mit ihren Dingelstedtschen Zusätzen und Pantomimen findet er ebenso jammervoll wie die Musik Flotows. Ein deutsches Lust- und Schauspiel — das ist der sehnlichste Wunsch des Kritikers, den aber die überwiegende Masse der Produktion gänzlich unerfüllt läßt. In den Klagen über die Begünstigung, die der leichten Produktion im Burgtheater zuteil wird, stecke viel Heuchelei. „Man will sich zwar rühren und erschüttern lassen, aber der tragische Schluß soll nicht die heitere Stimmung beim Abendessen oder die Ruhe der Nacht stören." „Ein Vergnügen eigener Art", ruft er bei Benedix 1869 aus, „ist und bleibt doch so ein deutsches Lustspiel! Die Welt wird alt und wird wieder jung, die gewaltigsten Ereignisse gehen an uns vorüber, neue Generationen bringen neue Forderungen, Bedürfnisse, Anschauungen mit — und der deutsche Lustspieldichter allein wird nichts davon gewahr."

Einem Stücke wie dem „Kaufmann" dieses Dichters (1865) fehle nur eines: „Couplets über den dänischen Krieg, den Gemeinderat und den Staub auf der Ringstraße — sonst wäre es geschaffen für das Theater an der Wien." Mit Recht entrüstet er sich über Müller v. Königswinters „Sie hat ihr Herz entdeckt" (1867), „ein Prachtstück der Afterpoesie, wie nur je eines auf die Bretter gebracht worden", und wiederholt dieses Urteil nachdrücklich verstärkt vor dem Preislustspiele „Über den Parteien" (1869), das er mit vernichtender Ironie verfolgt. Dieses Los teilt auch „Pitt und Fox" von Gottschall (1864), dessen Name überhaupt, wo er auftaucht, den Kritiker in hellen Zorn bringt. Er meint, der Abend werde denen zu denken geben, die immer über die Vernachlässigung der zeitgenössischen deutschen Produktion im Burgtheater klagen. „Nichts macht mehr Propaganda für die Bühnendichtung der Franzosen, als Stücke in der Art von ‚Pitt und Fox', ‚Unsere Freunde' von Max Ring und so manches andere, das im Laufe der letzten Jahre in Szene gegangen ist." Ebenso wenig behagt ihm Hackländer. Als Lichtpunkte heben sich die neuen Arbeiten Bauernfelds ab. „Aus der Gesellschaft" beweist (1868), daß der Dichter Aug und Ohr für die gegenwärtige Welt habe, auch die „Moderne Jugend" (1869) setze ausgezeichnet ein, um freilich zum Schlusse die bedenkliche Frage offen zu lassen: „Das wäre die moderne Jugend?" Bei älteren Lustspielen wie Schröders und Ifflands Stücken, oder der „Lästerschule" und den „Journalisten" tritt er für Darstellung im historischen Kostüme ein, sie sind nur zu erhalten, „wenn man sie auch wirklich als Gemälde einer bestimmten Zeit und ihrer Sitten behandelt".

Das Schauspiel beherrscht, wie Speidel vorhergesagt, die Birch-Pfeiffer, die viel an der feigen Versöhnlichkeit des Publikums Schuld trage. Er freut sich über den Durchfall der „Frau in Weiß" (1866), „mehr Stuck als Stück", das ins Josefstädter-Theater gehört. Hat er früher einmal dem Burgtheater das Recht auf „Hausmannskost" zugestanden, wenn sie nur schmackhaft ist, so setzt er hier hinzu, die höhere oder niedere Organisation des Magens müsse die Wahl bestimmen. Das Burgtheater kann „solche grobe Späße nicht verdauen,

und wenn es sich daran gewöhnen sollte, würde es aufhören, das Burgtheater zu sein. Sind denn unsere besten Kräfte dazu da, einen solchen Wechselbalg aufzupäppeln?"

Schon aus der Bemerkung über „Pitt und Fox" ging hervor, welch wohlwollenden Standpunkt ganz im Sinne Laubes Bucher der modernen französischen Produktion gegenüber einnimmt. In dieser Frage wird er oft wahrhaft beredt. „Wir sollen", ruft er 1865 aus, „den Runkelrübenzucker bevorzugen, weil er ein Erzeugnis der heimischen Industrie ist? Mit vornehmem Achselzucken, mit dem landläufigen Absprechen über französische Ware und Ifflandschen Familienjammer ist da nichts getan. Der alte Iffland und die neueren Franzosen malen das Leben, die Sitten, das Fühlen und Denken ihrer Zeit und ihrer Heimat mit aller Treue mit großem Talente, nnd wählen nur Vorwürfe, denen ihr Talent gewachsen ist. Wir sollen den Franzosen bloß deshalb die Türe weisen, weil wir so viele geschickte Leute haben, welche den Gestalten Ifflands und Kotzebues moderne Kleider und Titel aufhängen und uns zumuten, dieselben für lebendige Geschöpfe zu halten?" Jedes neue Stück erfüllt ihn mit Bedauern, sich abermals überzeugen zu müssen, „wie viel größer die Begabung der Franzosen für dieses Kunstgenre als das unserige ist". Über Iffland zu spotten, war das Recht Schillers, nicht jener, „die feine Kommerzienräte in Tricots und die Fähnriche in Harnische stecken und ihnen historische Namen geben. Das bewegtere politische Leben hat bis jetzt nicht gehalten, was die Bühne von ihm gehofft hatte. Die Tragödie ist kaum über Raupach hinausgekommen, und das bürgerliche Schauspiel steckt total in Ifflands alten Kleidern; daß das Theater überhaupt mit der Zeit in Kontakt bleibt, danken wir fast ausschließlich den Franzosen". So feiert er das französische Lustspiel, auch auf die Gefahr hin, daß es in Leipzig wieder einmal heiße, die Kritik der „Wiener Zeitung" züchtige die Deutschen mit Skorpionen und winde den Franzosen Lorbeerkränze. Was er bewundert, ist besonders die szenische Technik, während er gegen die Stoffe sehr starke Bedenken hat, zumeist moralischer Natur. Den „Letzten Brief" nimmt er zwar gegen den Vorwurf der Immoralität in Schutz, doch die „Alten Junggesellen", Sardous „Hagestolze" geben ihm Anlaß zu nachdrücklichen Vorbehalten. Schließlich werden ihm die fortwährenden Ehebrüche, ohne die kein französisches Stück mehr denkbar scheint, zuwider, er fragt, ob das Publikum nicht doch endlich dieser „ewigen Mesalliancerechtfertigungen mit obligater Kourtisanenbegleitung" überdrüssig werde, und wendet sich von all den Nachahmungen der „Kameliendame", wie Mosenthals „Madelaine Morel" (1871), entrüstet ab. „Das Hebbelsche ‚darüber kann kein Mann hinweg', wäre also glücklich überwunden. Wir hoffen noch zu erleben, daß (auf der Bühne!) der Liebhaber von der Geliebten vor Abschluß des Heiratskontraktes den beglaubigten Nachweis einer bewegten Vergangenheit fordert, da er sonst unmöglich glücklich werden könne."

Das bedeutsamste Ereignis dieser Epoche der Burgtheatergeschichte ist der Sturz Laubes. Die „Wiener Zeitung" verhält sich natürlicherweise äußerst schweigsam den Gerüchten über die Konflikte in der Leitung der Hoftheater gegenüber, sie bringt 1867 (Nr. 230) eine offiziöse Notiz zur Rechtfertigung des Generalintendanten gegen verschiedene ungerechte Angriffe und Verdächtigungen, und weist 1868 (Nr. 33) Laubes Aufsätze in der „Neuen Freien Presse" zurück. Auch das Urteil über Laubes „Burgtheater" (1869) lautet sehr ungünstig:

es sei eine neue Tendenzschrift, in der seine Leitung „im Lichte der Unfehlbarkeit erscheinen, die nachfolgende um so stümperhafter dastehen" soll. Ein Kritiker — vielleicht wohl Em. Kuh — tadelt „die Glorifizierung der französischen dramatischen Literatur der Gegenwart, die Proklamierung des Erfolges als höchste Instanz", aber er ist doch so gerecht zuzugestehen: „es ist das Tagebuch eines Mannes, welcher dem Institute sein bestes Wissen und Können vollständig zur Verfügung stellte, welchem es mit dem, was er tat, wirklicher und heiliger Ernst war".

Schon um seiner Haltung gegen Hebbel willen ist Emil Kuh Laube gram. Das läßt er bei mancher Gelegenheit mit einfließen, so in seinem trefflichen Nekrolog auf Ludwig Löwe (1871), in dem er dessen ganz einziges „Einvernehmen von brennender Einbildungskraft und pulsierendem Herzen" feiert. Ihm wurde der Übergang ins ältere Fach so schwer, weil seinem lyrischen Talente die Gabe der Charakterisierung fehlte. Gerade deshalb aber „hätten ihn nicht Hindernisse von außen stören und einschüchtern sollen. Der artistische Direktor des Burgtheaters, Heinrich Laube, fand es angemessen, solche Hindernisse zu schaffen". Und ausführlicher kommt er auf Laube zu sprechen in seinen drei großen Nachrufen auf Friedrich Halm aus demselben Jahre. Er charakterisiert jedes seiner Werke: „Nie vorher und nie nachher hat ein Dichter die reale Welt derart mit falschen Goldblättchen überkleidet, wie er es im ‚Sohn der Wildnis' getan hat. Die in Locktönen schmeichelnde Abkehr von der auch in der Kunst unerläßlichen Naturwahrheit stimmte zu dem damals traumseligen Wien." Er schildert seine Verbindung mit der Rettich: „Wie Julie Rettich in ihrer Darstellung dem zutraulich Menschlichen ein wenig entfremdet war, so zog sie auch im Leben eine Schranke um sich. Beiden war ein bigotter Idealismus eigentümlich, der den stilvollen Vortrag und das gemäßigte Pathos begünstigte, das Gemeine bändigte und das Rohe fernhielt, zugleich jedoch die einfältige Größe markierte und die Töne des Herzens zuweilen um ihre Unbefangenheit betrog." Bei der „Iphigenie in Delphi" zeigte sich die vielerprobte „Abneigung des Publikums gegen klassische Stoffe", doch auch „Heinrich Laube hütete sich ernstlich, diese Abneigung zu bekämpfen, es mußte ihn denn ein persönlicher Beweggrund oder eine Laune veranlassen, mit einem Drama aus der griechischen oder römischen Fabel einen vorübergehenden Versuch zu wagen". Halm wurde unter Laube systematisch zurückgesetzt, deshalb brachte er den „Fechter von Ravenna" anonym. Ruhig urteilt Kuh über Laubes Abschied vom Burgtheater. „Schonendes Benehmen lag nicht in seinem Charakter", so entfesselte er einen Kleinkrieg gegen sich, dem er zum Opfer fiel. „Münch, in seiner leicht bestimmbaren und launenhaften, sowie in seiner bequemen und beschaulichen Art, war zum Leiter eines Theaters nicht gemacht. Dem entschiedenen Handeln vom Hause aus abgekehrt, wurde er noch durch die Gegnerschaft Laubes und die damit zusammenhängenden störenden Einflüsse in seinen schwachen Anläufen gehemmt... Nichts Schlimmeres hätte der erbittertste Feind dem Freiherrn von Münch zuzufügen vermocht, als dieser sich selbst durch die Annahme des Intendanzpostens wirklich zugefügt hat."

Nicht so unumwunden und kräftig, aber doch in wohl verständlichen Andeutungen klingen die Klagen über Rückgang des Hoftheaters unter Halm und in der unmittelbar anschließenden Zeit durch die Theaterreferate hindurch. Man bemäkelt ungenügende Klassikervorstellungen wie des „Wallenstein" (1870),

man bedauert unglückliche Experimente wie den „Lear" Lewinskys, und rügt oft die schlechte Inszenierung. Auch die Novitäten, welche nach Laubes Abgang das Bühnenlicht erblicken, finden selten Zustimmung. Schon die „Isabella Orsini" Mosenthals (1869) wird als „Stück in fünf Aktschlüssen" abgefertigt, seine „Maryna" (1870) gibt Anlaß zu einer ausführlichen Charakteristik. Der Dichter werde nicht müde, „die spröde hohe Tragödie zu umbuhlen, doch auf Schritt und Tritt folgt ihm eine dralle Dirne und kompromittiert ihn vor der vornehmen Gesellschaft durch ihre Liebkosungen und Reminiszenzen an alte Beziehungen. Die beim Burgtheater protokollierten großen Firmen haben seit einer Reihe von Jahren so viele unglückliche Fürstinnen konsumiert, daß die hochfeine Ware zu Ende geht und man schon anfängt, Mittelgut zu verarbeiten. Die Platzverhältnisse bringen es gegenwärtig so mit sich, daß die Heldin eine Hauptperson ist; sollte es der Direktion gelingen, wieder einen großen Helden aufzutreiben, so werden die Amazonen, Selbstherrscherinnen und kühne Abenteurerinnen etwas mehr Ruhe haben. Aber vorderhand muß Fräulein Wolter vor allem ziehen und tragen, wie der Theaterjargon sich so bezeichnend ausdrückt".

Diese Bemerkungen, die ihrem Geiste nach Emil Kuh zuzugehören scheinen, zielen zugleich auf Weilen, dessen „Rosamunde" unbedingt (1869) abgelehnt wird, während der „Graf Horn" (1870) wenigstens teilweise Anerkennung erfährt. Der „Landfrieden" Bauernfelds wird zu den „unerquicklichsten Erscheinungen" gerechnet, nur die „Maler" Wilbrandts (1871) verdienen den Ehrennamen eines deutschen Lustspiels. Selbst die Aufführung des „Bruderzwistes im Hause Habsburg" (1872) muß sehr mit einem pietätvollen Publikum rechnen. Auch die neuen Produkte der Franzosen begegnen gelangweilten Zuschauern. Zwar beweist noch „Umkehr" (1869) dem Kritiker, wie wenig wir noch des Sittenbildes entbehren können, aber Dumas Schauspiele „geben sich nur die Miene, irgend ein Problem lösen zu wollen, vor welchem die Gesellschaft bisher kopfscheu stehen geblieben ist, wenn es aber dazu kommt, schleicht er um das Hindernis herum". Am schlimmsten aber steht es mit ihren hochmoralischen Stücken, wie der „Christiane" Gondinets, von der man wohl sagen darf, „daß uns noch immer lieber als eine solche Kunst die Leichtfertigkeit ist, welche nichts anderes sein will, als lustig".

Auf die Darstellung kommt Bucher zwar regelmäßig zu sprechen, ohne aber ausgeführte Bilder zu liefern. Mit großem Jubel begrüßt er die echte Natürlichkeit der Schneeberger, er ist ein großer Verehrer der Baudius, die eine „Marianne" in den „Geschwistern" gab, „wie wir seit den Zeiten der Neumann nicht gehabt haben". Frau Gabillon wird auf ihre Domäne, das Lustspiel, gewiesen. Vollständig abgetan erscheint ihm die Rettich. „Wo ist die Zeit", fragt er 1861, „in welcher Frau Rettich als eine Meisterin im großen Stile galt?" Auch vor dem Gretchen der Seebach gedenkt er (1863) traurig der Zeit, wo noch nicht alles an ihr Manier war. So befriedigt ihn der alternde Joseph Wagner nur zum geringsten Teile mehr, er ist kein Fiesco, kein Wallenstein.

Dagegen freut er sich Sonnenthals großer Fortschritte, wenn auch sein „Phaon" (1861) durch seine Erscheinung etwas leidet: „Es geht den Liebhabern in Wien offenbar zu wohl." Recht skeptisch stellt er sich einer neuen Erscheinung von 1867 gegenüber: Friedrich Mitterwurzer. Sein „Hamlet" ist

ihm „ein Bild von verschiedenen Meistern“ voll Effekthaschereien, der „Tellheim“ dagegen sei jedenfalls originell. „Er sprach mit aller Welt im Kommandoton, und zwar in einem recht verdrießlichen; Jähzorn schien die Haupteigenschaft Tellheims zu sein, überall polterte er und man begriff nicht, weshalb das Fräulein von Barnhelm einem solchen Liebhaber nachgereist.“ Und auch 1871 kann sich die Kritik noch nicht mit ihm befreunden: „Dieser Schauspieler ist merkwürdig durch die Gewandtheit, mit welcher er jeden, dann und wann sich vordrängenden natürlichen Ton immer noch erhascht, um die Einheit seiner manirierten Sprechweise nicht zu zerstören.“ Es wird bezweifelt, „daß sein Ton jemals hier ansprechen werde“.

Besonders hervorgehoben mag die Stellung werden, welche der Kritiker dem neu auftauchenden Genius Charlotte Wolters gegenüber einnimmt. Er freut sich bei ihrem ersten Auftreten (1861) von allen Seiten zu hören, man habe schon in ihren Kammermädchenrollen im Carl-Theater ihren Beruf zur Tragik entdeckt. Ganz ähnlich wird später (1864) in einem anonymen Artikel erinnert, daß, als Emil Devrient in den „Memoiren des Teufels“ spielte, eine ganz unbekannte Schauspielerin ihm zur Seite stand, welche für gewöhnlich nur mit den unbedeutendsten Rollen bedacht, bei Gelegenheit eines Gastspieles einige Bogen erhielt. Und einige Personen im Hause waren überrascht durch die sichere Tournüre und den kühl vornehmen Ton, den das junge Mädchen in dieser Partie (Gräfin Cerny) anschlug und meinten, sie scheine eine bessere Beschäftigung zu verdienen. Aber die Praktiker lachten: „Aus der wird im Leben keine Schauspielerin! Seitdem sind sechs Jahre vergangen, und seit zwei Jahren ist die einstige Gräfin Cerny eines Vorstadttheaters erste tragische Schauspielerin in Wien.“ Vielleicht stammen diese Zeilen aus Rud. Valdeks Feder, der ja persönlich einen großen Anteil an der Entdeckung der Wolter gehabt hatte. Bucher erkennt gleich beim ersten Auftreten das große Talent, das durch eine gänzlich vernachlässigte Deklamation hindurchblicke. Und er hat noch oft Anlaß, die zahlreichen Betonungsfehler, das ungleichmäßige Tempo der Rede mahnend anzumerken. Aber er braucht von seinem ersten Urteile nichts hinwegzunehmen. „Ein Talent von so intensiver Gewalt besitzen wir unzweifelhaft nicht, haben wir seit langem nicht besessen .. Was sie uns gibt, ist durchaus echt und wahr, sie hat den Mut oder wenn man will die Naivetät mit ihrer vollen Empfindung herauszugehen und jenen natürlichen Takt, welcher sie das Maß des Schönen nicht überschreiten läßt.“ So spricht er schon 1861. Als sie 1864 das Dekret erhält, stellt er fest, wie ganz sie dem Burgtheater gehöre, dem sie alle ihre Künstlerschaft danke. „Als eine blendende Erscheinung trat sie vor uns hin, aber mit der ausgesprochenen Neigung, nur der Inspiration und dem Temperament zu folgen.“ Neben sie möchte er gerne Klara Ziegler stellen, die er 1869 als würdigste Nachfolgerin der Rettich feiert. Sie würden sich auf das Glücklichste ergänzen: „Naturell, Ursprünglichkeit, rasch pulsierendes Blut auf der einen, gediegene Bildung, Sinn für das Maßvolle, sichere Bewältigung alles Formellen auf der anderen Seite.“

Damals schon ertönten die Klagen über den „Verfall“ des Burgtheaters. Es ist vielen (1861) „erwiesene Tatsache, daß unser Burgtheater furchtbar ‚gesunken‘ sei und nicht an ‚ehemals‘ heranreiche (das behaupten besonders alle, welche das Ehemals nur vom Hörensagen kennen), erst wenn wir uns einmal wieder die anderen deutschen Bühnen angeschaut haben, pflegen wir

milder und nachsichtiger zurückzukehren". Bucher stellt den Begriff „Schule des Burgtheaters" fest: „Schauspieler von Talent brauchen nur einige Jahre beim Burgtheater zu sein, um unwillkürlich sich dem Stile zu akkommodieren, welcher in Anschütz und Fichtner am glänzendsten verkörpert ist. Diese selbst kehren freilich nicht wieder, auch ihre Art überträgt sich nicht ganz auf Neuere, sondern unterliegt den Wandlungen der Zeit — wenn sich wirklich eine Schule im strengen Sinne des Wortes nach ihnen bildete, wenn nicht mit dem vielverketzerten ‚jungen Nachwuchs' auch frisches Blut, selbständige Anschauung, der geistige Hauch einer anderen Generation herein käme, würde das Burgtheater bald genug von anderen Theatern überholt werden! Aber was echt und wahr ist an der Wiener Schule, das pflanzt sich sicher fort." Und in Heinrich Marr, der 1865 gastiert, wird ein „verwandtschaftliches Element" zum Burgtheater entdeckt: „Das Streben zum Ganzen, das Ein- und Unterordnen, das liebevolle Studium der Zeichnung des Dichters — darin suchen wir den Unterschied der alten Schule von jener neuen, welche die Gruppierung des Originals willkürlich verschiebt, auf eine Figur alles Licht konzentriert und das ganze Gemälde auf den Kopf stellt." Das Burgtheater ist ihm die einzige deutsche Bühne, welche „ein systematisches volles Repertoire bietet. Hier allein wird ein historisches Ganze angestrebt". Er konstatiert, daß alle Versuche mit Absonderlichkeiten, ja selbst das Tendenzstück, im Burgtheater unmöglich sind. Unter diese Etikette faßt er Stücke wie „Narciß" oder „Deborah", die ihm bei ihrer Aufnahme (1864) wie ein lächerlicher Anachronismus erscheint.

Der Zustand der Volksbühnen hat sich noch in keiner Weise gehoben. Ein anonymer Artikel von 1860 kennzeichnet die Situation des Wiener Lokalstückes. Sechs Theater pflegen dasselbe Genre. „Aber vielleicht befindet sich das Wiener Lokalstück im Jahre 1860 auf einer solchen Stufe von Vollkommenheit, daß es der höchste Ehrgeiz einer Theaterdirektion sein muß, dies und nur dies Genre zu pflegen? Daß Gott erbarm! Volksstücke im wahren Sinne versteht man nicht zu schreiben, Possen will man nicht schreiben, dem Wort Posse scheint in den Augen der Volksdichter etwas ehrenrühriges, gemeines anzukleben. Je weiter sie sich von der Schilderung des wirklichen Lebens entfernen, je weniger es ihnen gelingt, Charaktere zu zeichnen, um so lieber gebrauchen sie Bezeichnungen, wie Lebensbild, Charaktergemälde u. s. w.; nur ‚lokal' sind die Stücke immer, wenigstens dem Namen nach; kommt Wien nicht schon im Titel vor, so wird es doch als Ort der Handlung angegeben, Wiener Gassen und Lokalitäten werden im Text genannt, es wird Wienerisch gesprochen. Damit freilich ist das Lokale auch zu Ende. Was geschieht, könnte im wirklichen Leben entweder gar nicht oder überall geschehen . . . wir wüßten außer Anton Langer keinen unter den Lokaldichtern, der Blick und Geschick hätte, mehr als bloße Episoden aus dem vollen uns umgebenden Menschenleben herauszugreifen." In der elenden gegenwärtigen Produktion äußere sich leider immer deutlicher der schädliche Einfluß eines einzelnen Schriftstellers. „Wir brauchen den Mann nicht zu nennen, der, eine genial angelegte Natur, ein Meister in der Karikatur und Parodie, dem Hang zum Niedrigkomischen, zum Verhalten und Herabziehen alles Höheren mit den Jahren immer ausschließlicher nachgegeben hat."

Diese allgemeinen Gesichtspunkte leuchten durch Buchers Besprechungen der einzelnen zahllosen Novitäten wieder hindurch. Jede neue Direktion erweckt

Hoffnungen, die sich schnell wieder in Enttäuschungen wandeln. Das Kai-Theater verspricht bei seiner Eröffnung ein Heim der Wiener Muse zu werden — es tritt eine Reihe norddeutscher Schauspieler auf und man spielt zwei französische Lustspiele und eine Pariser Operette. Der Kritiker hält an seinen Überzeugungen fest, und konstatiert 1860 mit einer gewissen Befriedigung: „Als Herr Treumann in einem Couplet den frechen Menschen glückliche Reise wünschte, welche sich erlauben, die in seinem Theater vorzüglich gepflegte Richtung als verkommen zu bezeichnen, dröhnte das Haus von dem Applaus des tonangebenden Publikums." Ebensowenig befriedigt ihn das planlos hin- und hertappende Carl-Theater, nur Frl. Kronau und manche der für sie gegebenen französischen Sensationsstücke — besonders „Frou-Frou" (1870) — erregen wirkliches Interesse. Diesen beiden Bühnen entlocken ihm den Stoßseufzer (1861): „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, der froh ist, wenn er Abnehmer für Freikarten findet." Um das Theater an der Wien steht es nicht besser. Der Eröffnung des Schwender-Theaters weiht er 1867 nur die witzige Bemerkung: „Die Gartenrestauration, welche sich unmittelbar vor dem Theater befindet, bietet große Annehmlichkeiten." Von Autoren wird besonders O. F. Berg als Hauptverderber aufs Korn genommen, oft in den stärksten Ausdrücken. Ein Produkt wie „Er und sein Weib" (1864) heißt direkt eine „Frechheit". „Da erhebt dieselbe Hand, welche den ganzen Abend im Kote wühlt, sich gelegentlich ein Zeugnis abzulegen für die Heiligkeit der Ehe, die schmutzigsten Witze und moralisierenden Tiraden fließen aus demselben Munde." In der „Pfarrersköchin" (1868) gefielen „die edlen Partien des Stückes sehr wenig — umsomehr die unedlen". Über eine Pantomime im Carl-Theater (1867) heißt es: „Sie beginnt gleich damit, daß der alberne Liebhaber sich auf einen glühenden Ofen setzt — würde noch ein feuerfester Schrank erbrochen und ein Kind verflucht, so könnte man sagen: sie hätten uns eine Bergsche Posse vorgetanzt." Auch Friedr. Kaiser erfährt wegen zotenhafter Witze (1862) eine scharfe Zurechtweisung, freilich nahm gerade um ihretwillen das tonangebende Publikum allen Widersinn und alle Langweile hin. Es wäre sehr traurig, wenn eine Posse wie Bittners „Wiener Leben" (1867) Recht hätte. „Wien wäre eine Stadt, in welcher die eine Hälfte der Bevölkerung an Gehirnerweichung leidet und die andere Hälfte von dem gleichen Übel nur durch den Mangel des Objekts bewahrt worden ist." Anerkennung finden neben Langer noch Findeisen und besonders Berla. Doch beweist die Wiederaufführung des „Talisman" (1868) wieder, wie hoch Nestroy über den neueren Possendichtern stehe, „die an dem prächtigen österreichischen Volksleben herumnagen wie Ratten, sich jedes ein Stückchen abbeißen und es so lange im Schlamme der Gemeinheit herumzerren, bis glücklich eine unglückliche Posse mit Gesang fertig geworden ist". Ein Aufsatz über die Zauberposse (1870) bedauert die „Lösung der Volksposse von dem phantastischen Hintergrunde". „Das Streben nach Wahrheit und nur nach Wahrheit in einer Kunst, die ja doch schöner Schein sein soll, führt uns endlich weit weg von aller Poesie und es wird schwer werden, den Rückweg zu finden."

Und der rettende Genius der Dutzendware, die nur durch ihn zum Bühnenleben erwachte, ist Josefine Gallmayer. Gerade um ihrer großen Begabung willen beschäftigt sich der Berichterstatter eingehender mit ihr, so viel Unerfreuliches er auch zu melden hat. Sie erregt 1863 mit den unter Begleitung einer viel-

sagenden Grimasse gesprochenen Worten: „Ich soll den Tugendpreis bekommen, da muß ich schon wieder lachen", stürmischen Jubel. „Hoffentlich wird die Kritik sich nicht genötigt sehen, sich über diese Art des Humors und dieses innige Verständnis zwischen Bühne und Galerie einmal deutlich auszusprechen." Er meint auf ihre handgreiflichen Kontroversen mit dem Direktor anspielend (1864): „Den Leuten, die stets so entzückt sind von dem Humor der Dame, können wir nicht umhin geltend zu machen, daß der Humor des Herrn Strampfer doch noch viel größer sein muß." Sie gibt immer „getanzten und gesprochenen Cancan". Ihr wird Frl. Geistinger (1865) entgegengehalten, besonders wegen des „diskreten Vortrags jener bedenklichen Stellen, welche ein anderes Mitglied dieser Bühne nicht verfehlt haben würde, durch grelle Akzente und wohlgefällige Ausmalung vollends widerwärtig zu machen". Sie liebt es manchmal, „gleich großen Politikern die Welt zu überraschen; vielleicht überrascht sie die Wiener durch Abstreifung aller leidiger Reminiszenzen an ihre bewegte Karriere und ernstliche Verwertung ihres reichen Talentes". Und fast scheint sie diesen Wunsch bei ihrem ersten Auftreten im Carl-Theater zu erfüllen als „Gebildete Köchin": „Sie gab den Habitués durch die Aussprache des Wortes Literatur für Wochen ein Losungswort, bewährte sich also auch darin wieder als der weibliche Nestroy."

Aber gerade die ersten Siebzigerjahre sollten der Volksbühne neue gediegene Werke zuführen, zunächst von einer Seite, von der es sich niemand versehen hätte. Kaum hatte die Kritik Bergs „Mädel ohne Geld" (1870) wieder in seiner niedrigen Moral gekennzeichnet, so sieht sie sich genötigt, bei seinem „Letzten Nationalgardisten" von der Form einer summarischen Anzeige abzugehen und diesem wirklich echten Volksstücke einen begeisterten Hymnus zu widmen, an dem auch Darsteller, wie die Geistinger, welche ihre „wahrhaft tragische Gewalt" zu ganz anderen Aufgaben, als ihr gewöhnlich geboten werden, berufe, und Swoboda partizipieren. „Wir haben nie gezweifelt", schließt der Verfasser, „daß Herr Berg der Bühne die besten Dienste leisten könne, wollte er sich Zeit zur Selbstkritik nehmen."

Schon vorher hatte ein jugendliches Talent die Aufmerksamkeit des Berichterstatters erregt: Der „Pfarrer von Kirchfeld" (1870) erfährt Anerkennung ob seiner „sittlich gesunden Grundlage, wie sie unseren Volkstheatern zur Seltenheit geworden", mag man auch die vielen Sentenzen und die „die Ausdehnung von Predigten annehmenden Reden" bemäkeln. Und der „Meineidbauer" (1871) lockt Bucher wieder aus seinem kritischen Verstecke hervor, ein ganzer Aufsatz gilt diesem ungewöhnlichen Werke. „Es ist gegen das jetzige Herkommen", beginnt er, „eine Theatervorstellung zu besprechen, welche vor Wochen stattgefunden hat. Aber das Stück, von dem wir reden wollen, ist keine Eintagsfliege, und mit dem Verfasser wird sich, wie wir hoffen, die Kritik noch häufig zu beschäftigen haben; sein Auftreten kann für das, was man Volkstheater nennt, von solcher Wichtigkeit werden, daß eine Ausnahme von der Regel wohl zulässig ist." Und nun folgen Ausrufe der größten Bewunderung, nicht zum wenigsten dafür, daß der Dichter sich nicht auf die Bahn der Tendenzmacherei locken ließ: „In der Kenntnis des Volkslebens, in dem Verständnisse für die in der Welt des Bauern wirkenden Motive steht der Verfasser ganz entschieden einzig da. Sonach scheint Gruber in der Tat

berufen, dem Schlendrian und dem Unfug auf dem Gebiet des populären Schauspiels ein Ende zu machen."

So eröffnen sich wieder schöne Perspektiven für das Schauspiel in Wien, verstärkt durch die Eröffnung des Stadttheaters, dessen erste Vorführungen Bruno Walden (Florentine Galliny) würdigt.

Kurz vorher waren schon sehr pessimistische Klagerufe erklungen. Vor Ludwig Löwes Grab hatte Emil Kuh ausgesprochen, wie selten heute solche Erscheinungen seien, „und wenn sie auftauchen, so wählen sie gewöhnlich ein anderes Feld des Wirkens als die Bühne. Nur zu lange hat das Theater übermäßige Gunst genossen, Kräfte absorbiert, welche zu anderem Wirken berufen gewesen wären. Der Gegenwart sind viel ernstere Aufgaben gestellt, daß die Pflege einer Kunst schon nur wenig zurücktreten darf". Und er konstatiert „die goldene Zeit des Theaters ist vorüber, wie die goldene Zeit der deutschen Dichtung".

In die Zeit neuerwachender Hoffnungen tritt auch ein bedeutsamer Wechsel in der Leitung, wie in der Theaterkritik der „Wiener Zeitung" ein. In Friedrich Uhl, im Oktober 1872 als Chefredakteur berufen, ersteht ihr ein echter Theatermann, der glänzende Darstellungsgabe mit intimster Kenntnis seines Faches verbindet, den vor allem eine spezifisch Wienerische Note vor allen seinen Genossen auszeichnet. Wie er sein Amt geführt, mag der Zukunft vorbehalten sein, darzustellen: ist doch sein Wirken nicht Vergangenheit, sondern immer noch frische, lebendige Gegenwart.

Die Anfänge der Kunstkritik in der Wiener Zeitung.

Von
Armin Friedmann.

Wer sich eingehend mit der Geschichte der bildenden Künste in Österreich beschäftigt, findet in der langen Bändereihe des biographischen Lexikons von Wurzbach viel wichtiges, wissenswürdiges Daten- und Tatsachenmaterial vorbereitet, auch viel beschwerlichen Ballast nutzlos gehäuft. Weitere Aufschlüsse von quellenmäßiger Zuverlässigkeit gewähren Kataloge von Ausstellungen, Sammlungen und Versteigerungen, sehr häufig auch die zeitgenössischen kritischen Stimmen, das Urteil vom Tage und für den Tag, wie es in Journalfolianten und in den Quartbänden der Wochenschriften — nicht eben bequem — eingesehen werden kann; insbesondere in den zu ihrer Zeit gerne gelesenen „Sonntagsblättern für heimatliche Interessen" von L. A. Frankl und in den zweihundert Jahrgängen der kaiserlichen „Wiener Zeitung".

An der „Wiener Zeitung" wird der künftige Historiograph der österreichischen Kunst gewiß nicht achtlos vorbei können, hier wird er viele gesicherte Angaben oft aus erster Hand empfangen, hier ist, von bescheidenen Anfängen ab, immer sachlich und gelassen, nie persönlich und parteiisch Kritik geübt worden. Der amtliche und halbamtliche Charakter des Unternehmens machte den Beurteilern heilsame Mäßigung in den Formen des Angriffes oder der Abwehr zur Pflicht, mahnte zur kritischen Besonnenheit.

Im Nachfolgenden sollen nun stichprobenweise mehrere möglichst bezeichnende Beweisstücke geboten und daran gezeigt werden, wie Methode und Form der Kunstkritik in diesem Blatte beschaffen und welchen Veränderungen sie unterworfen waren.

Kunstkritik im modernen Sinne hebt in der „Wiener Zeitung" erst verhältnismäßig spät an: mit den regelmäßigen Wiener Kunstausstellungen. Der Anfang kann in das Jahr 1850 gesetzt werden. Vorläufer melden sich freilich schon viel früher: Notizen kunstgeschichtlichen Inhaltes, referierende und kritisierende Artikel. Doch die „Kritik" ist in alter Zeit häufig nicht viel anderes als breite, wenig anmutige Beschreibung der Kunstwerke. Erst mit dem Eintritte

Rudolf Eitelbergers v. Edelberg in die Redaktion wird die Aufgabe einer journalistischen Kunstkritik in modernerem Sinne verstanden; das Publikum unterrichtet, zum Schauen und Selbsturteilen angeleitet, die Künstlerschaft mit Verständnis und Wohlwollen ohne Hochmut gefördert; die ästhetischen Grundsätze sind gefestigt, keineswegs unverrückbar. In die gelegentlichen Kunstnachrichten pflegt ein beurteilendes, zumeist wohlwollendes Wörtlein einzufließen.

Es finden sich aber auch schon in älterer Zeit Aufsätze vor, deren wissenschaftlicher Ernst und Gediegenheit sie noch heute als nachlesenswert erscheinen lassen. In diese Gattung gehört freilich nicht die Reihe von Abhandlungen, die im Jahre 1768 in den „Gelehrten Beiträgen zu dem Wienerischen Diarium ꝛc." erschienen und die in Nummer 83, Sonnabend den 15. Weinmonat, ihren beschaulichen Anfang nahmen. Ihr Titel lautet: „Versuch über die Kenntnis der Zeichnungen, Gemälde und Kupferstiche, Bildhauer- und Baukunst." Diesen Auseinandersetzungen wäre allenfalls ein bescheidener Kuriositätswert zuzuschreiben. Sie gemahnen in ihrem naiven Ton und in ihrer kindlichen Auffassung des Gegenstandes ein wenig an die Anweisungen des Malerbuches des Gerard de Lairesse und reichen noch lange nicht an C. L. von Hagedorn heran, auch nicht an die weitaus gereifteren Kunstanschauungen des Winkelmann-Freundes Rafael Mengs. Die Darstellung, die von dem Schaffen des Genies gegeben wird, erscheint für den Schreiber, wie für seine Zeit charakteristisch. Wer sie heute überlegen belächelt, sei daran erinnert, daß es dem Manne und wohl auch seinen Lesern sehr ernst um diese Sache war, und daß er über einen ihm wichtig erscheinenden Gegenstand nach seiner Weise, wie er es eben vermochte und verstand, mit merklichem Eifer und vieler Wärme schrieb:

„. . . Der Zeichner, der Maler, der Dichter, der Musiker müssen vor anderen mit einer Gabe geboren sein, die sie über das Mittelmäßige hinweg setzt; und diese Gabe nennt man Genie. Das malerische Genie ist eine Fähigkeit, etwas geschwind zu fassen und mit Leichtigkeit so auszuführen, daß es die schönsten Teile aus der Natur mit glücklicher Wahl herausholt, um ein Ganzes, aber schöner als die Natur selbst ist, zu bilden. Der Künstler scheint sich, mit erhitztem Blut, in dem enthusiastischen Augenblicke zu vergessen. Er gerät in eine Entzückung, ein Feuer erhebt ihn über sich selbst, die Seele weicht von körperlichen Bindungen ab, tritt mehr hervor, als Geist geht sie in die vorgestellten Gegenden über, er sieht was er zeichnet, voll von einem göttlichen Feuer, bildet er die Natur in ihrer Vollkommenheit, verbreitet die erhabenen Züge über alle sich ihm darbietende Gegenstände, fühlt den Hauch einer Gottheit, wird Schaffer, und jetzt erhalten die Figuren Geist, Leben, Bewegung, Ordnung, und alle Teile ihre Arten, die zur Verschönerung des Ganzen gemeinschaftlich zusammenlaufen. In diesem Schwung erhält er sich lang oder kurz, nachdem sein Feuer anhaltend oder vorübergehend ist. Alsdann findet er bis zu uns herunter, wird wieder Mensch; und hier muß der Künstler seinen Griffel wegwerfen, um die wenigen Augenblicke abzuwarten, in welchen sich das Genie emporschwingt. Ohne Begeisterung entfernt er sich von der schönen Natur, fällt in Ausschweifungen, gleich einem kalten Dichter, der nicht weiter, als bis zum Sonett kommt. Wenn das Feuer der Einbildungskraft anhaltend ist, so geraten alle Teile gut; ist es nur vorübergehend, kurz und matt, so können kaum zwei oder drei schöne Figuren zustande kommen."

Die Fortsetzung [1]) enthält eine noch heute beachtens- und beherzigenswerte Stelle, die auf die verderbliche Tätigkeit gewisser bilderfeindlicher Restauratoren — sie sind noch nicht ausgestorben und werden wohl kaum jemals ganz aussterben — Bezug nimmt.

„. . . . . Hingegen sollte jene Gattung Maler, die sich bloß auf das Bilderzurichten verlegt, billigermaßen aufgehoben werden. Sie schaden nicht nur allein durch ihr Aufschmieren den angehenden Liebhabern und Kennern, sondern sie verunzieren meistens das Gemälde, und setzen es zu den elendesten Arbeiten herunter. Dergleichen verhunzte Werke eines Rubens, Corregio und Tizian können nie ohne Wehmut betrachtet werden."

Weniger wird einer anderen Mitteilung zu trauen sein. Der „Versuch rc." meint ganz treuherzig: „Albrecht Dürer, ein Ratsherr in Nürnberg und sehr vertrauter Freund des gelehrten rotterdamischen Erasmus, erfand zu seiner Zeit den Holzschnitt" [2]).

In den „Gelehrten Beiträgen rc.", findet sich eine Stelle, die sich auf den österreichischen Bildhauer Georg Rafael Donner und sein Verhältnis zur Antike bezieht [3]). Hier wird ein kleiner polemischer Ton anzuschlagen versucht, gegen diejenigen gerichtet, die alle römischen Altertümer für gut halten.

„. . . Es ist unleugbar, daß die Abgüsse, so noch heutzutage von da aus verschickt werden, verführerische Studien werden können, wenn sie nicht in die Hände eines gelehrten Kenners fallen. Ihr Fleisch ist meistens erhaben, ihre Mäuseln rund und geschwollen; dahingegen bei den griechischen überall eine edle Einfalt, sanfte Fläche herrscht. Ohne diesen Fehler, wäre unser Donner den Griechen ziemlich nahe gekommen."

Eine den hervorragenden Kupferstecher Jakob Schmutzer betreffende Notiz bringt der Jahrgang 1766, XXVII. Stück. Schon das XVII. Stück hatte aus Sonnenfels „Mann ohne Vorurteil" einen Bewillkommnungsaufsatz abgedruckt, der dem aus Paris nach Wien heimkehrenden Meister gegolten hatte.

„Herr Jakob Schmutzer hat nun seine Kupferstecher-Akademie, welche auf Kosten unserer gnädigsten Monarchin errichtet worden, in dem täublerischen Hof im 4. Stock eröffnet. Es werden täglich 2 Stunden dazu bestimmt; als im Sommer in der Frühe von 6 bis 8; im Winter aber werden diese 2 Stunden allezeit nach der K. K. Maler-Akademie gegeben. Alle Liebhaber dieser Kunst haben die Freiheit, diesen Ort zu besuchen, und die Freundschaft des Hrn. Schmutzers zu nützen: die Freundschaft eines Künstlers, der zu unserer Zeit einer von den größten Zeichnern ist. . . ." [4])

Im Anhang zur „Wiener Zeitung" Nr. 99, vom 11. Dezember 1811 steht in der Rubrik „Verstorbene zu Wien", „den 2. Dezember. In der Stadt": „Herr Jakob Schmutzer, Rat u. Dir. d. k. k. Akademie d. bild. Künste, alt 81 J., in der Annagasse Nr. 1063."

---

[1]) Nr. 91 den 12. Weinmond 1768.

[2]) Nr. 93 den 19. Wintermonat 1768.

[3]) Nr. 99 den 10. Christmonat 1768.

[4]) Gelehrte Nachrichten XXVII. Stück, Sonnabends-Anhang den 25. Weinmonat im Jahre 1766, Num. 86, 4. Seite.

Was hatte doch im Jahre 1762 ein weit geringerer Künstler, der Maler und Radierer Paul Troger für einen pompösen Nachruf erhalten![5]) Wenn man aber ganz genau liest, so ist doch eine kleine Nebenabsicht darin verborgen:

„Den Liebhabern der Malerei ist daran gelegen, zu wissen, daß den 26. dieses Monats mit dem hinterlassenen Hausgeräte des weil. Hrn. Paul Trogers, Mitgliedes und einstmaligen Vorstehers der k. k. Maler- und Bildhauer-Akademie[6]), welcher den 20. Heumonats dieses Jahres im 64. Jahre seines Alters gestorben, auch dessen Zeichnungen, Entwürfe und Skizzen, die von den mehresten seiner größeren Werke vorhanden und sehr fleißig ausgearbeitet sind, in dem grünnaldischen Hause auf der hohen Brücke den Meistbietenden werden verkauft werden."

„Bei Gelegenheit dieser Ankündigung wird den Liebhabern nicht unangenehm sein, daß man von dem Künstler selbst hier einige Nachricht gebe. Wien hat in einem kurzen Zeitraume an den Herren Jannek, Overfurt, Schinnagel, Unterberger und Troger fünf Künstler verloren, deren Tod wir umso vielmehr bedauern, je weniger vielleicht ihr Verlust so bald dürfte ersetzt werden. . . . Allein die Nachwelt wird denjenigen noch Dank wissen, welche sich die Mühe geben, Nachrichten von unseren verdienten Künstlern ihr aufzubewahren." (Folgt Biographie.) „Er ging zuerst nach Venedig und von da nach Rom, wo eine gleiche Liebe zur Kunst zwischen ihm und Herrn v. Meitens, jetzigen k. k. Akademie-Direktor, die genaueste Freundschaft stiftete. . . ."

„Des sel. Hrn. Trogers Komposition ist glücklich, reich und mannigfaltig. Oft hat man in derselben den Solimena gemerkt, ohne daß man inzwischen sagen könnte, daß er ihm jemals auf eine sklavische Art gefolgt sei. In Farbe, Schatten und Licht aber hat er sich meistens nach dem Piazzetta gerichtet. Unser Künstler ätzte auch zuweilen einige seiner Stücke malerisch in Kupfer, von denen verschiedene in den Händen der Liebhaber sind. . . ." „Unser Troger hat die Ehre gehabt, von vielen aus Begierde nach einer leichten und geschwinden Manier nachgeahmt zu werden. Aber nur wenige wollten es diesem aufrichtigen Manne glauben, wenn er ihnen sagte, daß ihm seine leichte Manier die meiste Mühe gekostet hätte: daher haben auch viele nicht das Wahre, Gelassene und Gute in seinen Schilderungen, sondern nur einige gezwungene Wendungen der Glieder, und die zuweilen überhäuften Gewänder mit wenigen, aber sehr starken Falten nachgemacht, in die er zuletzt, um den Geschmack verwöhnter Liebhaber zu befriedigen, verfallen ist: wer diese Fehler in seinen Werken von dem Übrigen abzusondern weiß, wird allezeit erkennen, daß er einer von den besten Malern gewesen ist, die wir jemals besessen haben." (Nicht unterzeichnet.)

Paul Troger[6]), den wir als einen der Repräsentanten der barocken Akademie herausgehoben haben, hat in der „Wiener Zeitung" einen viel effektvolleren Nachruf erhalten als der weit berühmtere, wichtigere Heinrich

---

[5]) „Mittwoch-Anhang den 24. November 1762" zur Nummer 94 des „Wienerischen Diarium".

[6]) Vergl. C. v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bild. Künste in Wien, 1877, SS. 30, 31, 33.

Füger. Die Nekrologie war in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und noch im ersten Viertel des XIX. sehr ungleichmäßig bestellt und vorher fast gar nicht vorhanden. Viele gute, alte Künstler kann man nur in dem Verzeichnisse der in Wien Verstorbenen antreffen: auch Heinrich Füger. Dieser Meister von Ansehen und Rang, der ein akademischer Klassizist, unser Louis David gewesen war, erhielt keinerlei Nachruf. Seine Römerbilder standen doch jenen des Franzosen in ihrer deklamatorischen Pathetik nicht viel nach. Auch waren seine Mythologien und Allegorien, seine Bildnisse und Miniaturen hochgeschätzt. Der Spaziergänger nach Syrakus J. G. Seume hatte bei seiner Anwesenheit in Wien, im Jahre 1802, Füger besucht, wie Friedrich Nicolai im Jahre 1783 den Schmutzer [7]). Als besondere Sehenswürdigkeit hat Seume Fügers römische Bilder und seine Gemälde zu Klopstocks „Messias" in Augenschein genommen. Füger war es gewesen, der die vor ihm noch barocke Akademie eigentlich in die pseudo-klassischen antikisierenden Bahnen geleitet hatte, und dennoch wurde am Dienstag, den 10. November 1818 nicht mehr gemeldet als: „Verstorbene zu Wien. Den 5. November: Hr. Heinrich Friedrich v. Füger, Direktor der k. k. Bildergalerie, Schloßhauptmann & k. k. Hofmaler und Rat d. hies. Akademie d. bild. Künste, Ritter des königl. Ord. d. Würtembergisch. Krone, u. mehr. ausländisch. Akademien Mitglied, alt 66 J., auf der Landstraße Nr. 485, an der Wassersucht."

Zur Kongreßzeit, als so viele gekrönte Häupter und Diplomaten nach Wien kamen, als eine Kette von glänzenden Festlichkeiten den fremden Gästen geboten wurde, da zog das buntbewegte Treiben auch viele Glücksuchende nach Wien, Abenteurer und Bittsteller. Die Künstler durften nicht fehlen. Das Kongreßjahr 1814 ist bedeutsam auch für die österreichische Kunst. Der französische Porträtmaler und Miniaturist Isabey war, von Talleyrand berufen, in Wien und fertigte das bekannte Kongreßbild an [8]). Isabey hat auf Moritz Michael Daffinger, den späteren Hauptmeister der Wiener Miniaturistenschule, vorbildlich und anregend gewirkt und auch auf jene, die auf Daffinger gefolgt sind. Der englische Porträtmaler Lawrence weilte 1819 in Wien [9]) und brachte die große Tradition der englischen Porträtschule des XVIII. Jahrhunderts mit, die von Van Dycks englischem Aufenthalte so spät noch Frucht und Nutzen gezogen hatte, die Tradition der Reynolds, Gainsborough, Romney. Es ist bekannt, daß der hervorragendste Porträtmaler der älteren Wiener Schule des XIX. Jahrhunderts, Friedrich Amerling bei Lawrence in London gearbeitet und den englischen Kolorismus, so weit er ihm zugänglich war und ihm zuträglich erschien, angenommen hat. Aber die „Wiener Zeitung" hat im Kongreßjahre anderes zu berichten, als von den Malern zu erzählen. Ein dürftiges Notizlein vom 23. Jänner 1815 teilt mit, daß in der

---

[7]) Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. (1784) B. IV, S. 519. — „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802." Von J. G. Seume. Braunschweig und Leipzig 1805. S. 23—27.

[8]) Über die Miniaturmalerei zur Kongreßzeit vergl. den Aufsatz von Franz Ritter in dem Werke „Der Wiener Kongreß". (Wien 1898.)

[9]) Redgrave, A Century of Painters, London 1866, Vol. I, S. 25. Lawrence traf im Jänner 1819 in Wien ein und blieb bis zum 10. Mai. Er kam aus Aachen und reiste nach Rom.

St. Stefanskirche eine Trauerfeier für Ludwig XVI. veranstaltet wurde, und daß der Architekt Moreau und der königlich-französische Maler Isabey hiezu die Zeichnungen zum Trauergerüste entworfen haben. Eine Notiz vom 13. Jänner 1815 gehört nur mittelbar zur Kunstkritik:

„Am 11. ds. hatte der hiesige Professor der Historien-Malerei an der k. k. vereinigten Akademie bildender Künste, Johann Baptist Edler v. Lampi, die Ehre, von Ihren Majestäten der Kaiserin von Rußland, wie auch dem Könige und der Königin von Bayern besucht zu werden. Ihre Majestäten besahen seine Gemälde mit Wohlgefallen und belohnten die Verdienste dieses im In- und Auslande rühmlich bekannten Künstlers mit Allerhöchstihrem Beifalle."

Im Jahre 1822 bringt die „Wiener Zeitung" vom 12. November einen schwungvollen Nekrolog für Antonio Canova[10]). Das darin niedergelegte Urteil war das Urteil der Zeitgenossen und ist noch viele Jahrzehnte aufrecht geblieben, bis eine rücksichtslosere Nachkommenschaft an Canovas wie an Thorwaldsens Ruhm zu mäkeln und zu rütteln versuchte.

„Canova erforschte neben dem Einfachen und Natürlichen den Ausdruck und die Bewegung jeder Figur, und obgleich er es noch nicht wagte, in das geheimnisvolle Ideal des Altertums einzudringen, erkannte er doch schon, daß seine Zeitgenossen sehr irrten, indem sie den Effekt im Übertreiben suchten, und die Grazie in der Geziertheit, in widerlichen Verzerrungen studierten . . . . . Aus den glücklichen natürlichen Anlagen dieses außerordentlichen Mannes und aus der Liebe zu den Werken des Altertums, die er in Rom benutzen konnte, muß man die hohe Entwicklung seines Geistes herleiten. Wer der Geschichte der Kunst folgte, weiß, daß durch ihn allein auf ihrem Gebiete eine gänzliche Umwandlung erfolgte; aber es wäre schwer, deutlich nachzuweisen, wie vieles zusammenwirkte, um dieses Wunder hervorzubringen . . ."

Canova schätzte sehr den österreichischen Bildhauer Franz Edlen v. Zauner, den Schöpfer des Josephs-Monumentes; berief er doch sogar die Arbeiter, welche es gegossen hatten, zum Gusse seines Napoleons, der heute im Hofe der Brera zu Mailand steht. Das Kaiser Josephs-Denkmal wurde am 14. November 1807 enthüllt und am 25. ließ die „Wiener Zeitung" in ihrem Berichte über die Feierlichkeiten das Lob des Meisters erklingen. Sie sprach „von dem Platze, welchen dieses Meisterwerk der Kunst ziert . . . ". „Jetzt näherte sich der k. k. Hofstatuar und Direktor der Bildhauerklasse an der Akademie der bildenden Künste, Franz Zauner, Sr. Majestät dem Kaiser, und überreichte Allerhöchstdemselben ein Exemplar der in Degens berühmter Offizin gedruckten Prachtausgabe der Beschreibung dieses Denkmals, durch welches er sich in den ersten Rang der Künstler seines Jahrhunderts emporgeschwungen hatte."

Nach Zauners Tode stand an der Spitze des Blattes am 7. März 1822: „Wien. Am 3. d. verstarb hier, nach einer langen und schmerzhaften Krankheit, Hr. Franz Edler von Zauner, k. k. Hofstatuar, akademischer Rat und emeri-

---

[10]) Eine ausführliche, von jeder Kritik sich fernhaltende Beschreibung des Christinendenkmals in der Augustinerkirche findet sich bereits im Jahre 1806, Nr. 2, vom 4. Jänner; sie ist der bei Artaria erschienenen Erklärung des am 15. Oktober 1805 enthüllten Denkmals entnommen.

tierter Direktor an der hiesigen k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste, Ehrenmitglied der Akademien der bildenden Künste zu Mailand und München, im sechsundsiebenzigsten Jahre seines verdienstvollen Lebens."

Ein nach unserem heutigen Empfinden überschwengliches Lob wird dem Denkmale des Kaisers Franz I. und dem italienischen Bildhauer Ritter Marchesi gespendet. Schon in Nummer 331 vom 30. November 1843 stand eine (nicht unterzeichnete) Vornotiz, aber am 16. November 1844 wurde ein Hauptartikel von „Leone" veröffentlicht. Dieser Aufsatz erscheint nach Stil und Auffassung zu bezeichnend, als daß er hier übersehen werden dürfte:

„Kunst-Nachrichten. Das Monument Kaiser Franz I. Vom höheren Standpunkt der Kunst aus betrachtet, wo nämlich zu der sich bewußt schaffenden Kraft des Künstlers auch die unbewußt schaffende sich gesellen muß, und in deren vollkommenen Ineinandergreifen die höchste Vollkommenheit der Kunst besteht (s. Schelling ‚Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur'), muß man dem Herrn Professor Marchesi noch überdies die schuldige Anerkennung und Bewunderung zollen, daß derselbe in dieser Beziehung eine der genialsten Schöpfungen geliefert hat. Mit echt psychologischer Wahrheit hat er dem Antlitze der Religion den Ausdruck einer erhabenen frommen Anschauung gleichsam eingehaucht, während er in die übrigen Teile der Figur den Charakter von Ruhe zu legen wußte. Der Künstler hat hier das Verhältnis zwischen dem ersten und dem andern — zwischen Geist und Stoff — höchst geistreich aufgefaßt, beide Elemente ineinander verschmolzen und auf die glücklichste Weise dargestellt, mit einem Worte, die höchste Vollkommenheit in der Kunst zur Anschauung gebracht. Rühmlichst bekannte, sehr tüchtige Bildhauer und sonstige ausgezeichnete Kenner der Kunst und des Schönen, welche dieses Werk sahen, haben es daher sämtlich mit Enthusiasmus bewundert und es als ein Meisterwerk unter den vielen schönen Schöpfungen dieses großen Bildners erklärt. Namentlich erkannten sie demselben eine überraschende Neuheit der Idee zu, in welcher Beziehung Ritter Marchesi vor allem durch das Anbringen des Sternes am Haupte der Religion anstatt der bisher üblich gewesenen Strahlen, einen ebenso kühnen als glücklichen Wurf getan hat . . . So schreitet denn die Vollendung dieses großartigen Monumentes allmählich vorwärts, welches das Andenken an den großen Monarchen verewigen, der kaiserl. Residenz eine der schönsten Zierden verleihen und dem Künstlerruhme Marchesis das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken wird."

Unter den Künstlernekrologen vor der Zeit Eitelbergers ist der für den Genremaler Peter Fendi und jener für Karl Ruß zu nennen. Besonders wertvoll ist der Nachruf für den liebenswürdigen Meister der Altwiener Genremalerei Peter Fendi, den sein Kollege Kustos Josef Bergmann vom Antikenkabinette — Fendi war Maler des kaiserlichen Antikenkabinetts gewesen — geschrieben hat. Es ist derselbe Bergmann, welchem ein wertvolles Buch über die österreichischen Porträtmedaillen zu danken ist. Ein kleines Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten Fendis fügt Bergmann seinem Nachrufe bei [11]).

„. . . Tief wußte der Verklärte in den Geist der Alten einzudringen und diesen mit hoher Wahrheit und zarter Empfindung — vielleicht manchmal mit zuviel Eleganz — wiederzugeben . . . Die Mußestunden benutzte der

[11]) Nr. 276 vom 6. Oktober 1842.

unermüdete Künstler zu seiner Vervollkommnung in der Malerei, wobei er nicht so fast die großen niederländischen Meister in ihrer Natürlichkeit zum Muster, als die Mutter Natur selbst zur Lehrerin und Leiterin nahm . . ."

„Herr Weidmann sagt in Fendis Nekrolog (in der ‚Allgem. Theater-Zeitung' 1842, Nr. 210, S. 930): ‚Er war mit einer der Koryphäen, welche das Genregemälde in der neuen Wiener Schule, eine Gattung, in welcher dieselbe so Treffliches liefert, beleben halfen.' Richtiger wäre gesagt: Fendi war der Schöpfer der Genremalerei in der Wiener Schule, insoferne er der Erste war, welcher dieser Gattung Gemälde eine poetische Idee unterlegte. Sein Genius wußte entweder in der Situation das Poetische zu finden oder dasselbe hineinzulegen, da die Niederländer nicht viel mehr als eine möglichst getreue Kopie der Natur geben. Daher erfreuten sich auch dessen Schöpfungen des allgemeinen Beifalles in den hiesigen Kunstausstellungen."

„Peter Fendi ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Peter Hebel der Genremalerei, dessen Gedichte der gemütsverwandte Maler mit Begeisterung lesen hörte und selbst las. Wer hatte mehr Liebe zu Kindern, wer mehr Sinn für häusliches Glück, welcher Künstler war glücklicher in Darstellung von derlei Situationen, als er, der Unverehelichte? In seiner technischen Ausführung war Fendi Original, indem er sich an keine der bestehenden Schulmethoden band, sondern sich eine ganz eigene Manier schuf, welche allen seinen Werken den eigentümlichen Charakter aufdrückte . . . Kleine Arbeiten in Öl und Aquarell waren seine größte Freude, da er, von seinem gebrechlichen Körper gehindert, nur mit Mühe hätte große Bilder malen können; er erreichte aber in jenen eine solche Meisterschaft, daß seine Werke auch in Bezug auf Geschmack und Eleganz nicht von den vielgepriesenen französischen und englischen Schöpfungen überboten werden. Wie herrlich, wie gedankenvoll komponierte er, ruhig und vielleicht zerstreut scheinend ging er als feiner Beobachter der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse, besonders der unteren, näher mit der Natur zusammenlebenden Stände, oft still aber scharfen Blickes einher und brachte von manchem Schritte über die Gasse in seinem treuen Gedächtnisse reichlichen Stoff nach Hause, dem er in seinem Skizzenbuche wieder Halt und Leben gab. Welchen Schatz hinterläßt er in seinen vierzehn Skizzenbüchern, die er zuerst hier einführte und deren Wohltat seine Schüler einsehen. In einigen derselben hat seine reine Phantasie religiöse Kompositionen niedergelegt, die er mit Würde, ja mit einfacher Erhabenheit und im Vorgefühle einer schönen Zukunft zeichnete, leider hat der zu früh Verewigte nicht eine von diesen religiösen Skizzen gemalt!"

Dem Nachrufe, den J. Feil am 11. und 12. Oktober 1843 dem am 19. September 1843 zu Wien in seinem 65. Lebensjahre gestorbenen ersten Kustos der k. k. Gemäldegalerie im Belvedere Karl Ruß schrieb und der „ein flüchtiger, ob auch wehmutsvoller Rundblick auf sein reiches Leben und Wirken" sein soll, wird man heute wohl doch nicht mehr zuzustimmen vermögen:

„. . . Im Jahre 1818 wurde Ruß dem bereits sichtbar hinwelkenden, unvergeßlichen Direktor Heinrich Füger, als Kustos der k. k. Gemäldegalerie im Belvedere zur Seite gegeben . . . Ruß war durch und durch ein Künstler in des Wortes heiligster Bedeutung, und wie ihn ein tiefer Kenner treffend zeichnet: ein aus sich selbst entwickeltes, üppiges, oft aus Glut und

Kraftfülle überschäumendes Talent, ganz vom Geiste des Mittelalters ergriffen; durchaus kein Nachahmer, sondern originell in Vorzügen und Fehlern, unermüdet im Suchen, oft unerwartet glücklich im Finden, im Kostüme und in allen Überdingen seiner Lieblingsepoche (jener des vaterländischen Rittertums) unterrichtet wie wenige und dann auch von Manier und Überschätzung mancher Nebendinge nicht freizusprechen, an Produktivität, an Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, an Kraft und Farbenglanz, an patriotischer Zärtlichkeit und tiefem, ernstem Studium, wie als eifriger Freund aller Kunstjünger schwerlich sobald übertroffen. . . ."

In der „Wiener Zeitung" vom 25. April 1839 findet sich eine Kunstnachricht, ein „Eingesendet", Stimme aus dem Publikum: „Auch ein Wort über die Kunstausstellung. Seit Peter Fendi es gewagt, Genrebilder aus dem österreichischen Volksleben zu geben, deren gemütlicher und tiefpoetischer Reiz auch den hypereleganteſten Beschauern Teilnahme abzwang, wimmeln unsere Salons von österreichischen Holzknechten, Wilddieben und Waidmännern, Gmundner Schifferinnen und Sennerinnen."

Die Kunstausstellung des Jahres 1836 wird von einem Anonymus besprochen. Er läßt den Verdiensten Friedrich Gauermanns Gerechtigkeit widerfahren; überschätzt jedoch die Landschaften des Franz Steinfeld[12]):

„Würdig ihm (Ender) zur Seite zeigt sich hier der treffliche F. Steinfeld mit seinen drei Darstellungen des Hallstättersees (Nr. 110, 115, 116). Der Schmelz seiner Farbengebung, der ätherische Hauch seiner Gebirgshöhen und Wasserspiegel tritt in diesen genialen Schöpfungen, in denen der Künstler den ganzen Reiz jener großen Naturgemälde auf den Raum seiner Staffelei zu bannen wußte, mit hinreißender Wirkung an Aug' und Seele. In technischer Vollendung, in trefflicher Wahrheit und Natur dürfte das Felsenstudium in Nr. 116 von diesem Künstler selbst nicht mehr überboten werden mögen."

Im Jahrgange 1840, Nr. 128 vom 8. Mai bis Nr. 142 vom 22. Mai, erscheinen elf große, lange und breite Artikel von J. B. Jokell über die Kunstausstellung im Jahre 1840, „welche die österreichisch-kaiserliche Akademie der vereinigten bildenden Künste im Gebäude des k. k. polytechnischen Institutes veranstaltet hat". Jokell beschreibt die Bilder, ohne sie eigentlich zu kritisieren, er nörgelt kleinlich an Führich herum, dem im Jahre 1844 im Blatte eine weit günstigere, auch weit richtigere Beurteilung zuteil wird:

„Kunst-Nachrichten. Die geistige Rose. Führich ist eines der wenigen Talente unseres Jahrhunderts, welche das Feld der Historienmalerei in diesem Geiste bebauen, und er hat sich in dem Gebiete der religiösen Kunst schon manchen Lorbeer und den Ruhm erworben, das Haupt einer Schule zu sein, die das Palladium der heiligen Kunst in der Zerfallenheit aller Richtungen treulich bewahrt und glücklich hinüberretten in die Tage einer schöneren Ära. Dr. Veith hat den Text zu diesen Blättern geliefert." [13])

Die Kunstausstellung im Jahre 1841 wird ebenfalls von J. B. Jokell nach seiner bereits angedeuteten Weise besprochen. Der „ideale Landschafter" Karl Marko erfährt ausführliche Würdigung: „. . . Ganz so Marko. Was einem Haydn, einem Mozart der Laut, der Akkord war, ist ihm der

---

[12]) „Wiener Zeitung" vom 22. April 1836.

[13]) „Wiener Zeitung" vom 8. Dezember 1844, nicht unterzeichnet.

Baum, der Fels, der Berg, das Wasser nicht mehr als sinnliches Zeichen, anschaulich zu machen die Bilder der poetischen Natur, in der sein Genius webt, wie der Hauch Gottes durch die Bäume des Eden wehte." [14])

Mit Führich ist Jokell nicht einverstanden. Da es sich um eines der schönsten Gemälde des Meisters, das sich heute in der Gemäldegalerie des Allerhöchsten Kaiserhauses befindet, handelt, möge sein Urteil zitiert werden:

„Führich Joseph: . . . Mariens Gebirgsgang." „ . . . Warum gibt Führich seinen singenden Engeln, die Marien vorausschreiten, ein Buch in die Hand, aussehend wie eine neumodische Partitur, mit Tonzeichen und unterlegtem lateinischen (!) Texte und einem Engel sogar eine Rolle zum Taktschlagen? Sind das Engel der Christen, die im Gesange noch nicht taktfest sind?" [15])

Über die Kunstausstellung des Jahres 1843 berichtet Albert Rimmer am 5. Juni 1843. Im Jahre 1844 und 1846 wird J. B. Jokell von einem anderen Kunstberichterstatter Luigi Malvezzi abgelöst, der sich womöglich noch mehr Zeit und Raum gönnt. Malvezzi urteilt viel einsichtiger über die Kunstwerke, und besonders sei es ihm angerechnet, daß er schon damals unsern Rudolph Alt verstanden hat: „ . . . Nicht minder schätzbar ist der Künstler Rudolph Alt, denn seine Ansicht der Karthause bei Pavia ist ein wahres Kleinod. Das Äußere jenes prachtvollen Gotteshauses konnte in so kleinen Dimensionen und bei den geringen Hilfsquellen, welche eine solche Gattung der Malerei darbietet, nicht besser dargestellt werden. Und selbst damit nicht zufrieden, wollte er das Bild mit vielen und artigen kleinen Figuren ausschmücken. Es ist von dem nämlichen Meister eine Landschaft ausgestellt, worin er einen höchst schwierigen Lichteffekt versuchen wollte, nämlich den Untergang der Sonne in dem Augenblicke eines stürmischen Windes, denn in einem solchen Falle werden die Berge hart und schwer; und doch feierte er darin einen vollständigen Erfolg bis auf den Umstand, daß der Vordergrund vielleicht kräftiger und entschiedener gemalt sein könnte." [16])

Auch F. G. Waldmüller beurteilt Malvezzi richtig: „Herrn Waldmüllers Name ist nicht nur in ganz Deutschland geachtet, sondern überschritt bereits den Rhein und die Alpen; er ist unstreitig der erste Genremaler in Wien. Die zwei Gegenstände, die er in diesem Jahre wählte, konnten nicht sinniger sein, nämlich: „Ein Landmann, der nach langem Siechtum die Sonne wieder erblickt", dann eine „Niederösterreichische Bauernhochzeit". Seine Figuren, und namentlich seine Köpfe sind ebenso viele Porträte, jedoch mit meisterhafter Fertigkeit, und dabei so vollendet, daß man sie mit Hilfe des Daguerreotyps hervorgebracht glaubt, die Köpfe, so wie die Endteile, die Bewegungen, so wie die Tinten des Inkarnats, sind so variiert als die Natur selbst. . . . . Ich hatte in früheren Jahren von diesem Meister einige Bilder gesehen, an denen nichts auszustellen war als der Mangel eines größeren Hintergrundes und einer Luftperspektive; in dem gegenwärtigen Jahre dagegen fällt dieses Gebrechen ganz weg, da seine Bilder größere Schattenpartien ausweisen, das Licht nicht zu zerstreut ist, dann die Figuren nicht einzeln ent-

[14]) „Wiener Zeitung" vom 13. April 1841.

[15]) „Wiener Zeitung" vom 25. April 1841.

[16]) „Wiener Zeitung" vom 5. Juni 1844.

standen, sondern vielmehr auf einmal erscheinen und dabei schicklich gruppiert sind." [17])

Führichs „Vision der Maccabäer" wird ebenfalls verständnisvoll behandelt. Die Parallele zwischen Danhauser und Waldmüller, die Malvezzi zieht, ist später noch sehr oft wiederholt worden. Im Jahre 1846 bespricht Malvezzi mit bisheriger Ausführlichkeit die Kunstausstellung.

Am 8. September 1848 wurde dem Rudolf Eitelberger v. Edelberg der Posten eines Redakteurs der offiziellen „Wiener Zeitung" übertragen.

Wer Eitelberger gewesen ist, braucht an dieser Stelle nicht erst ausführlich entwickelt zu werden. Er war der Zeit und dem Range nach lange der erste und eigentliche Kunstgelehrte in Österreich, der Begründer einer blühenden Schule der Kunstwissenschaft und der erste Direktor des österreichischen Museums für Kunst und Industrie.

Er war auch der erste, der Kunstgeschichte an einer österreichischen Hochschule gelehrt hat. Eitelberger kam von der Philosophie und von der Philologie. Er hatte Hegel und Sanskrit studiert. Der Münzgraveur und hervorragende Kunstsammler J. D. Böhm gewann ihn der Kunst und ihrer Geschichte. Eitelberger hat diesen Mann denn auch immer für seinen einzigen Lehrer in artib us angesehen und ihm in seinen gesammelten Schriften ein pietätvolles Erinnerungsdenkmal errichtet. J. D. Böhm hat auch Gustav Adolf Heider und Eduard v. Sacken, sowie Karl Radnitzky eigentlich herangebildet. Heider und Sacken wandten sich der mittelalterlichen Archäologie zu, Radnitzky wurde Münz- und Medaillengraveur. Mit Heider verband Eitelberger langjährige treue Freundschaft, die beiden haben auch zusammengearbeitet. Heider und Sacken waren viele Jahre hindurch geschätzte Mitarbeiter der kaiserlichen „Wiener Zeitung". Sie berichteten über die neuen Forschungsergebnisse ihrer Spezialgebiete. Eitelberger war mit der Kunst des Mittelalters gewiß in hohem Maße vertraut, aber seine Neigung zog ihn immer wieder zur Renaissance. Er wurde der begeisterte Förderer der sogenannten historischen, insbesondere der Renaissancebestrebung in unserem erneuten Kunstgewerbe, und seine Grundsätze sind lange vorherrschend und bestimmend geblieben. Er hat auch hierin Schule gemacht. An Eitelberger schließen sich Jakob v. Falke und Bruno Bucher an, gleichfalls langjährige, vielgetreue Mitarbeiter der kaiserlichen „Wiener Zeitung". Bruno Bucher war der Nachfolger Eitelbergers im kunstkritischen Richteramte. Auf Bucher folgte 1872 W. A. Ambros, auf diesen 1876 Hans Grasberger und nach dessen im Jahre 1898 erfolgten Tode der Schreiber dieser Zeilen. Fast alle hervorragenderen Schüler Eitelbergers — von 1850 bis 1880 war fast jeder österreichische Kunstgelehrte in gewissem Sinne sein Schüler — haben für die „Wiener Zeitung" geschrieben. Er hat eine gute Tradition für die Kunstkritik in diesen Blättern aufgestellt. Mußten auch seine Grundsätze und Anschauungen im Laufe der Jahrzehnte Wandlungen und Richtigstellungen erfahren, sein schriftstellerischer Ernst, die vornehme Grundstimmung seines Wesens, die schlichte, jeder oberflächlich phrasenhaften Erörterung widerstrebende Sachlichkeit sind vorbildlich geblieben.

---

[17]) „Wiener Zeitung" vom 7. Juni 1844.

Am 2. Jänner 1848 enthielt die „Wiener Zeitung" ein programmatisches Feuilleton „Ein Wort über Kunstkritik" von R. Eitelberger v. Edelberg. Die wichtigsten Stellen mögen daraus mitgeteilt werden:

„Die Richtigkeit des ästhetischen Urteils beruht darauf, den Gegenstand rein auf sich wirken zu lassen und ungetrübt die Sache anzuschauen und zu empfinden. Wo das Gemüt verstimmt oder der Geist verschroben ist, da ist bei allem Wissen, allem Witze und Scharfsinn kein gesundes Urteil, kein guter Geschmack zu erwarten. . . . Wie ein Kunstwerk zu schaffen, so gehört auch, um es zu verstehen und zu genießen, ein ganzer Mensch dazu, der Kopf und Herz am rechten Flecke und offene Sinne hat. Aber selten trifft sich dies vereint. Bei einer einseitigen Verstandesbildung ist das Steife, Trockene, bei einer einseitigen Gemütsbildung das Weichliche, Verblasene was vorzugsweise anspricht, und das Echte wird entweder zu feurig oder zu ernst gefunden, oder, was am meisten der Fall ist, nicht gekannt . . . Unter diesen Umständen hat die Kritik einen schweren Stand. Sie darf, die ganze Bedeutung der Kunst für das Volksleben im Auge behaltend, nie vergessen, daß diese nicht erst von heute oder von gestern ist, sondern, daß neben dem Vorübergehenden, Verschwindenden, es noch etwas Ewiges gebe, eine Schönheit, die nur in wenigen Auserwählten zu vollem Durchbruche gekommen ist. Diese vollendeten Leistungen müssen ihr als unantastbare Größen erscheinen, und sie muß mit allem Ernst jene abweisen, die sich zu diesem gewaltsam heraufdrängen wollen oder von anderen hinaufgeschraubt werden. Auf der anderen Seite hat jeder, der sich zu künstlerischen Leistungen berufen glaubt, ein Recht, nicht bloß nach dem Werte seiner Leistung, sondern auch im Verhältnisse mit dem, was um ihn herum geleistet wird verglichen und so anerkannt zu werden, wie er es verdient. Aber wenn es sich nicht um einzelne Kunstwerke, sondern um ganze Richtungen, nicht um ein ehrliches Künstlerstreben, sondern um ein verfehltes, hochfahrendes handelt, um Lüge und Wahrheit, Mode und Kunst, dann hört die Kritik auf, bloß ein Verständigungsmittel zwischen Einem aus dem Publikum und dem Künstlertum zu sein, dann steht sie als Wächter, vor dem Heiligtume der Kunst, dann muß sie den Mut haben, die volle ganze Wahrheit auszusprechen, auf die Gefahr hin, von einem Teile oder vom ganzen Publikum verkannt oder mißverstanden zu werden, dann muß sie alle Rücksicht, alle Vermittlung fahren lassen, denn zwischen Irrtum und Wahrheit gibt es kein Juste milieu; sie muß lieber brechen als biegen wollen."

In seiner Vorlesung: „Was hat die Kunst von den Bewegungen der Gegenwart zu hoffen oder zu fürchten?", gehalten bei der Eröffnung des Sommerkurses an der Wiener Hochschule, sagte Eitelberger:

„. . . Sie werden sich vielleicht noch zu erinnern wissen, daß ich in der Kunst nie einen Fortschritt und eine Bewegung erwartet habe, wenn nicht das Volk, die Nation an ihr einen lebendigen Anteil nimmt. . . ." [18])

An diesen Grundsätzen hat er immer festgehalten. Von 1848 bis 1864 war er dem internen Dienste der kaiserlichen „Wiener Zeitung" zugeteilt, und er hat sich selbst über seine an Aufregungen reiche Amtstätigkeit in der

---

[18]) „Wiener Zeitung" vom 14. u. 15. April 1848.

Vorrede zum ersten Bande seiner gesammelten kunsthistorischen Schriften ausgesprochen[19]):

„Die März-Stürme des Jahres 1848 unterbrachen gewaltsam meine akademische Karriere. Ich hatte damals in der ‚Wiener Zeitung' Literatur- und Kunstfragen, trotz der bewegten Zeit, behandelt. Mitte September des Jahres 1848 hatte ich die Unbesonnenheit, die Redaktion des politischen Teiles der ‚Wiener Zeitung' zu übernehmen. Etwa nach viermonatlicher politischer Redaktionstätigkeit übernahm ich die Leitung des literarischen Teiles der ‚Wiener Zeitung' und nahm später meine Vorlesungen an der Universität und eine kurze Zeit darauf auch die am polytechnischen Institute wieder auf. Seit dem Winter 1849 bis 1850 war ich den kunsthistorischen Studien fast vollständig wieder zurückgegeben. Die wenigen Monate politisch bewegten Lebens, während der Redaktion der ‚Wiener Zeitung', hinterließen mir Erinnerungen solch gewaltiger Eindrücke, daß ich heutigen Tages noch kaum die Seelenruhe finde, um dieselben wahrheitsgetreu niederzuschreiben. Aber sie haben viel dazu beigetragen, mich in meinen Grundsätzen politischer und vaterländischer Gesinnung zu befestigen und allen meinen literarischen, mit Fragen der bildenden Kunst zusammenhängenden Publikationen einen vorwiegend österreichischen Charakter zu geben."

Die ersten Kunstkritiken, die Eitelberger im Jahre 1848 schrieb, sind, wie fast alles, was damals im Blatte stand, von dem Geiste der Zeit durchweht und nicht so beruhigt, sachlich und klar gehalten wie seine späteren Aufsätze. Das hängt mit der persönlichen Erregung zusammen, in welche die politischen Eindrücke ihn versetzt hatten.

Durch die Güte seiner Witwe, der Frau Hofrat Jeanette v. Eitelberger, ist es mir gestattet, die auf die Ernennung und die Enthebung Eitelbergers bezüglichen amtlichen Schriftstücke zu veröffentlichen.

Das erstere lautet:

„An Herrn Rudolf Eitelberger von Edelberg.

2489
M. J.

Ich finde mich veranlaßt, an die Stelle des abtretenden Dr. A. A. Schmiedl Ihnen den Posten eines Redakteurs der offiziellen „Wiener Zeitung" zu übertragen. Sie werden die Redaktion im Einvernehmen mit dem vom Ministerium zur Leitung der offiziellen Zeitung bestimmten Herrn Dr. Seidlitz zu besorgen und in den Angelegenheiten des offiziellen Blattes sich an ihn zu wenden haben. Ich erwarte von Ihrer literarischen und publizistischen Bildung, daß sie dem offiziellen Organ der Regierung jenen Gehalt verleihen werden, welchen es seiner Stellung nach einzunehmen berufen ist. Rücksichtlich Ihres Gehaltes wird unter Einem das Finanzministerium angewiesen, Ihnen denselben gegen gehörige Quittung mit monatlich Einhundertzwanzig Gulden K. M. anzuweisen.

Wien, 8. September 1848.

Doblhoff."

[19]) Wien 1879.

Auch nach seinem offiziellen Abgange, am 16. Jänner 1849, blieb Eitelberger ein treuer und hochverdienstlicher Mitarbeiter der „Wiener Zeitung". In einem Briefe über die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 findet sich eine Stelle über die nachgelassenen Bilder und Zeichnungen des Malers Ingres, die durch die Schärfe und Richtigkeit ihres Urteiles, das der damals allgemein üblichen Anschauung weit voraus war, in Erstaunen setzt. Es war ein Urteil, das ganz gut 1900 hätte datiert sein mögen. Nachfragen ergaben das überraschende Resultat, daß dieser Aufsatz von Eitelberger zwar nicht geschrieben, aber inspiriert war

Eitelberger war in einer bedeutsamen Zeit der Konzentration und Sammlung aller lebendigen Kräfte, nicht bloß in einer politisch bewegten Epoche Kunstkritiker der „Wiener Zeitung" geworden. Insbesondere gewähren die Jahrgänge 1850 bis 1855, wenn man die Aufsätze über bildende Kunst im neu sich aufbauenden Österreich durchsieht, ein getreues Bild von den Anfängen unserer modernen Kunstbewegung. Bei August Schäffer und Ludwig Hevesi ist nachzulesen, wie alles gekommen ist, wie Führich, Waldmüller und Rahl sich zur Akademie gestellt haben. Die Kritik Eitelbergers in der „Wiener Zeitung" begleitet jeden, auch den unscheinbarsten Schritt mit vorfühlendem Verständnis und übersieht das Kunstgewerbe so wenig als die rein technischen Fortschritte der reproduktiven Druckverfahren; Bauten und Denkmäler werden eingehend besprochen.

Gerade in diesen Jahren sammeln sich alle Strahlen der Kunst wie in einem Brennpunkte. Hier zeigt sich das Antlitz einer sich langsam zur Ruhe begebenden, wie jenes der heraufkommenden neuen Zeit. Die letzten Ausläufer der Füger-Schule verschwinden. Im Jahre 1850 war Heinrich Füger erst 32 Jahre tot, und im Jahre 1851 stand im Abendblatt der „Wiener Zeitung" vom 21. Juni über J. Abel, einen Füger-Schüler: „... J. Abels ‚Amor und Psyche', eines Künstlers, der im Jahre 1818 starb, ist deswegen nicht ohne Interesse, weil es uns die Kunstrichtung einer ganz und gar in Vergessenheit geratenen Richtung in einer Weise zeigt, daß wir das von der Nachwelt gefällte Urteil nicht als ungerecht bezeichnen können." (Abel hat auch den Hauptvorhang des alten Burgtheaters, „Apollo und die Musen", der jetzt im neuen Hause als Zwischenaktsvorhang dient, gemalt.)

Peter Fendi war 1850 seit 8, Josef Danhauser seit 5 Jahren tot. Führich war 50, Waldmüller 57, Karl Rahl 38, Amerling 47 und Friedrich Gauermann 43 Jahre alt, Peter Krafft, der Meister der Landwehrmänner und der Schlacht von Leipzig, zählte 70 Jahre und August Pettenkofen war ein Jüngling von 29 Jahren.

Führich, Waldmüller, Gauermann standen in der Blüte ihrer Meisterschaft, der junge „Kunstathlet" Rahl regte sich kräftiglich, und Pettenkofen wagte die ersten, vielverheißenden Schritte. Eitelberger stand als ein sorglicher Hüter, als ein getreuer Eckart weit ausschauenden, in die Zukunft gerichteten Blickes an der Wende der Zeiten. Es ist keineswegs leeres Spiel des Zufalles, sondern wohlbegreifliche Notwendigkeit, wenn die Erneuerung in den bildenden Künsten mit der politischen und wirtschaftlichen Rekonstruktion und Modernisierung des Staates zusammenfiel. Der Regierungsantritt Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph kennzeichnet nach jeder Richtung den Abschluß einer überwundenen Epoche und den Beginn einer neuen Ära dauernder Blüte.

Im Jahre 1850 wird die Akademie der bildenden Künste in Wien reorganisiert. Schon seit den Zwanzigerjahren lassen sich die immer wiederkehrenden Wünsche, Vorstellungen und Vorschläge verfolgen.

Im Jahre 1850 tritt zu dem älteren Wiener Kunstverein, einem etwas müde und morsch gewordenen Institute, der neue österreichische Kunstverein, welcher von einem viel lebhafteren, frischeren Geiste erfüllt ist. Er ist fast vierzig Jahre lang für das gesamte österreichische Kunstleben von Bedeutung gewesen.

Die ersten geordneten Ausstellungen von Gemälden veranstaltet die Akademie der bildenden Künste seit 1786, zuerst ohne Regelmäßigkeit in der Reihenfolge, später meist in bestimmten Zwischenräumen, so von 1820 bis 1834 jedes zweite Jahr, von 1834 bis 1848 alljährlich, nach einer mehrjährigen Pause folgte dann wieder die Reihe von 1857 bis einschließlich 1860. Im Jahre 1864 war die letzte Ausstellung dieser Art. Schon 1832 veranstaltete der erste Wiener Kunstverein seine Ausstellungen. Der Verein zur Förderung der bildenden Künste, der neue, der zweite österreichische Kunstverein war eine Art von Sezession. Ritter v. Arthaber war der Hauptbegründer. Der erste Verein bildete sich langsam zur Gesellschaft für vervielfältigende Kunst um. Der neue Kunstverein, 1850 gegründet, hatte zunächst seinen Sitz in der Herrengasse, der Nationalbank gegenüber, Nr. 240, erster Stock, im Oktober 1851 findet man ihn jedoch schon Tuchlauben Nr. 562 im Schönbrunner-Hause [30]).

Zu Anfang der Fünfzigerjahre machen sich die Einflüsse des Auslandes auf die österreichische Kunst in erhöhterem Maße geltend, als dies jemals vorher der Fall gewesen war. Der neue österreichische Kunstverein sah es für eine seiner Hauptaufgaben an, eine innigere Verbindung als bis dahin mit dem Auslande herzustellen. Die Bilder des Franzosen Delaroche und des Belgiers Gallait und die damals Aufsehen erregenden Landschaften und Historien von Lessing wurden durch ihn nach Wien gebracht.

Dem neuen Kunstverein war Eitelberger anfänglich wohlgesinnt. Als der Verein aber immer mehr geschäftsmäßige und bilderhändlerische Formen annahm, warnte Eitelberger vor der Bevorzugung des Auslandes zum Schaden der heimischen Kunst:

---

[30]) Die Geschichte des Ausstellungswesens in Wien ist am verläßlichsten und genauesten in der „Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen" von Dr. Theodor v. Frimmel skizziert (I. Band, S. 71 und ff.). — Die Darstellung der Wiener Ausstellungsverhältnisse, wie sie von Emerich Ranzoni in dem Büchlein „Malerei in Wien mit einem Anhang über Plastik" (Wien 1873, S. 94 und ff.) gegeben wird, ist nicht ganz genau, enthält aber manches Charakteristische. Nach Ranzoni hätte Waldmüller im Jahre 1849 den Gedanken gefaßt, einen Künstlerverein zu gründen und auch die Statuten entworfen. Aber Waldmüller war selbst sehr unpraktisch und, als sein guter Gedanke von anderen ermöglicht wurde, sprach er sich sogar gegen das Unternehmen aus. Nach Ranzoni durfte der neue Kunstverein durch sechs volle Jahre seine Statuten offiziell nicht vorlegen, und diese ganze Zeit hindurch soll Herr v. Arthaber das Blatt Papier in der Brusttasche mit sich herumgetragen haben. Ranzoni erinnert sich, wie das durch Konsul Schletter nach Wien gebrachte Bild von Delaroche „Napoleon in Fontainebleau" das Tagesgespräch der gebildeten Gesellschaft war. Das Gemälde hat dem Vereine während der wenigen Wochen, da es ausgestellt blieb, bei einem Eintrittsgelde von 10 Kreuzern die Summe von 10.000 Gulden K. M. eingebracht.

„... Der ältere Kunstverein hat bereits vor Jahren den Beweis geliefert, daß die Teilnahme des Publikums in lebendiger Weise an gelungene Nachahmungen österreichischer Künstlerwerke knüpft und daß es hiezu nicht des Ankaufs ausländischer Kunsthändlerware bedarf, die, zum Teile veraltet, jedenfalls auch auf dem Wege des bloßen Kunsthandels bezogen werden kann. ... Bezeichnet doch der geistvolle Reichensperger die von den Kunstvereinen veranstalteten Ausstellungen als ‚Beinhäuser zur Ansammlung von Gliedmaßen zerstörter Kunstorganismen'. Er weist nach, daß die zuerst unter Ludwig XVI. aufgekommenen Kunstausstellungen und die später entstandenen Kunstvereine zu dem Verfalle der Kunst, wie zur Verflachung der Künstler mächtig beigetragen haben. Die Zahl der ausgestellten Werke wäre von den anfänglichen Hunderten oft zu mehreren Tausenden aufgestiegen, darunter sei aber nur wenig Geistvolles, wenig Tüchtiges aufgetaucht." [21])

Eitelberger hat Delaroche und Gallait als bedeutsame Erscheinungen gewürdigt, er hat ausführliche Analysen zu den Berliner Museumsfresken Wilhelm v. Kaulbachs geschrieben, die eben um diese Zeit fertiggestellt wurden und allerorten das stärkste Aufsehen erregten. Im Jahre 1855 gelangten in der „Wiener Zeitung" seine Briefe über die französische Kunst zur Veröffentlichung, die noch heute von Wert und Interesse sind. Er hatte für jedes werdende und wachsende einheimische Talent einen guten erkennenden Blick, den er auch bewährte, als der junge Pettenkofen in die Öffentlichkeit trat.

Bevor er sich der Kunstkritik in der „Wiener Zeitung" zugewendet hatte, war Eitelberger dem Maler Waldmüller scharf polemisch entgegengetreten. Dieser hatte sich von der Akademie losgesagt und befehdete sie mit Kampfschriften. Waldmüller wollte gar keine Kunstschule dulden, erklärte eine jede, auch die beste, für schädlich, ebenso die Galerien und die alten Meister. Der Schüler sollte nach Aneignung der wichtigsten technischen Vorkenntnisse, für die ihm ein Zeitraum von zwei Jahren ausreichend erschien, sogleich vor die Natur, vor das Leben, mitten in das Sonnenlicht gestellt werden, und Waldmüller hatte sich doch selber seine glänzende und verläßliche Technik zum Teile durch Kopieren der alten Meister erworben! Das hatte er vergessen und daran erinnerte ihn der junge Kunstgelehrte Eitelberger in seiner Entgegnungsschrift. Der Kunstkritiker Eitelberger hat den Meister mit derselben Ruhe und Unparteilichkeit beurteilt, als ob nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen wäre. Nur wer sich ganz genau in manche Kritiken hineinliest, wird in leisen Anspielungen den Nachklang verhallten Streites heraushören.

Eitelberger hat wohl erkannt, daß die Wiener Genremalerei mit ihren drei Hauptmeistern Fendi, Danhauser und Waldmüller und mit ihren Nebengestirnen auf die zwei riesengroßen Bilder zurückgeht, die im kaiserlichen Museum hängen und die Peter Krafft gemalt hat: „Der Abschied und die Heimkehr des Landwehrmannes." Er hat auch dem Peter Krafft ein literarisches Erinnerungszeichen in seinen gesammelten Schriften gesetzt. Dem Waldmüller und dem Rahl stand fromm und streng der ernste Führich entgegen, ein vom Geiste der Heiligkeit ganz erfüllter Akademiker, dem Kunst

---

[21]) „Wiener Zeitung" vom 18. April 1855.

und Religion eng verschwistert waren, ein Zeichner und kein Maler. Er besaß Größe und Stil, trug seine Natur in sich und brauchte wenig Modell. Führich schrieb auch in streng kirchlichem Sinne über seine Kunst. Der Hegelianer Eitelberger ließ auch dem frommen Führich Gerechtigkeit widerfahren, während Ranzoni die tiefsten und reinsten Gedanken des Meisters nur beklagenswert und lächerlich hat finden können.

Einige Proben aus den ersten Kunstkritiken Eitelbergers: In dem Feuilleton „Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1850“ [22]) findet sich in der Namenliste schon Pettenkofer (so schrieb er sich damals). Der Referent bemerkt schöne Kräfte, angeborenes Talent und ernsten Sinn, aber im ganzen und großen fehle ein mächtiger Impuls, eine höhere Richtung. Die starre Abgeschlossenheit der hiesigen Künstlerwelt von der deutschen habe eine gewisse Einseitigkeit in der Kunst- und Weltanschauung hervorgerufen, wodurch es vielen Künstlern schwer, wenn nicht geradezu unmöglich wird, den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden und sich selbst zu genügen.

Aus dem Kerne unserer jüngeren Künstlerschaft wäre mehr als an anderen Orten etwas zu machen, er leide nicht an einem überreizten geistreichen Wesen, wie es anderwärts der Fall ist. Es sei in unserer jüngeren Künstlerwelt ein natürlicher, gesunder Sinn, Talent für Auffassung der Natur, manuelles Geschick und auch der lebendige Drang vorhanden, etwas Tüchtiges zu lernen. Seit einer Reihe von Jahren habe die unabhängige Kritik vergebens auf die Mängel unseres Kunstlebens hingewiesen, sich vergebens nachzuweisen bemüht, wie die Methoden des Unterrichtes einseitig oder unvollständig oder veraltet sind. Vergebens habe sie auf den tieferen Zusammenhang zwischen der allgemeinen Weltbildung und speziellen Bildung des Künstlers aufmerksam gemacht. Nun sei es, Gott sei Dank, anders geworden [23]).

Lessings Hußbild wird mit sachlicher Ruhe und eindringendem Verständniß besprochen, und der Wert dieser kritischen Tugenden wird dadurch erhöht, daß es damals, wo Lessing zu den gefeiertesten deutschen Künstlern gehörte, nicht leicht war, über ihn sofort ins Klare zu kommen. Der Referent zählt den „Hüß“ zu den besseren historischen Werken, welche in diesen Tagen geschaffen wurden, aber er kann ihn weder auf gleiche Linie stellen mit den Leistungen Historienmaler anderer Jahrhunderte, noch mit den Leistungen desselben Künstlers auf dem Gebiete der Landschaft. Die Größe der Konzeption ging durch eine allzu individualisierende Charakteristik verloren. Lessing, meint Eitelberger, sei in diesem Bilde unter der Größe, unter der Wahrheit der Wirklichkeit und des historischen Faktums geblieben. Es steht seiner Ausführung nach zwischen historischer und genreartiger Vortragsweise, es gleicht mehr einem historischen Trauerspiele von Gutzkow als von Shakespeare [24]).

In der Februar-Ausstellung des österreichischen Kunstvereines 1851 war Paris besonders zahlreich vertreten. Die technische Durchbildung der französischen Künstler wird verdientermaßen gerühmt, der Geschmack ihrer Anordnung, der, ohne tief zu sein, anspricht, ihre Seelenbildung und das theatralische Element.

[22]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 6. Mai 1850.

[23]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 6. Juni 1850.

[24]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 17. Jänner 1851.

Aber, was die Deutschen wollen, sei ganz etwas anderes, als das, was die Franzosen geben [25].

Der Porträtmaler Amerling zieht die Augen der Kunstfreunde vorzugsweise auf sich. Amerling hat in seiner Jugend Tüchtiges gearbeitet, sich in Wien und England gründlich ausgebildet. Der Fluß in seinem malerischen Vortrage, die Lebendigkeit in der Auffassung, das Zusammenstimmen der Töne zu einer harmonischen Gesamtwirkung sind so anerkannte Verdienste des Künstlers und gehen so sehr aus einer echt künstlerisch empfindenden Seele und nicht aus einer ein- oder angelernten Fertigkeit hervor, daß er vollkommen berechtigt erscheint, in seiner Art den Ton des Geschmackes anzugeben und vor dem Publikum jene Unabhängigkeit zu wahren, in der sich auch ein Porträtkünstler erhalten soll [26].

„. . . Voll Liebe und Geschmack ist Pettenkofers Aquarell, ein russisches Biwouac bei Igwan darstellend. Wir teilen den Wunsch sicher der Mehrzahl unserer Leser, diesen verdienten Künstler auch in Ölgemälden auf der Ausstellung zu begegnen.“ [27])

„Es stimmen diesmal Künstler wie Laien in dem Urteile überein, daß keines von den ausgestellten Bildern innerhalb der vom Künstler gestellten Aufgabe den Anforderungen der Kunst so sehr entspricht als ein kleines Bild eines jüngeren hiesigen Künstlers Pettenkofer, der, wenn wir nicht irren, zum erstenmal in dieser Ausstellung in seinem Ölgemälde auftritt. Dem ausgestellten Gemälde würde man Unrecht tun, wollte man es bloß mit dem Prädikate Geschicklichkeit abfertigen. Es ist mehr darin, mehr als bloße virtuose Technik, es ist das Gefühl für Leben und lebendige Auffassung in einem Grade, wie wir ihn auf dem Gebiete des Genre bei wenigen Zeitgenossen finden . . . Das Individuelle an diesem Kunstwerke, das sich mit der Kraft eines Selbsterlebten, Selbstempfundenen vor unsere Seele stellt, ist in seinem spezifischen Charakter ebenso wahr als in dem allgemein Menschlichen, daß diesem zugrunde liegt . . . Das reizende Bildchen stellt ein Stück Weltgeschichte im kleinsten Rahmen dar.“ [28])

Im Vorstehenden wurde auf die Kritiken über Pettenkofen besonderer Nachdruck gelegt. Eitelberger beginnt jedoch den aufstrebenden Meister zu tadeln und zu warnen, wie er merkt, daß er in eine neue, die zweite, französierende Epoche seines Kunstschaffens eintritt: „. . . Die Werke von Löffler, Pettenkofen und Čermak, insbesondere die der beiden Letzgenannten, zeigen den Einfluß französisch-belgischer Manieren auf österreichische Künstler in der Tat nicht von einer sehr erfreulichen Seite.“ [29])

„. . . Pettenkofer, ein Künstler, dessen frühere Erzeugnisse in hohem Grade reizend und eigentümlich waren, hat mit seinem „ungarischen Markt“ (Szolnok?) offenbar einen bedauerlichen Rückschritt gemacht. Er ergeht sich

[25]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 13. Februar 1851.
[26]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 19. Februar 1851.
[27]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vom 8. März 1851.
[28]) Abendblatt der „Wiener Zeitung“ vam 12. Juli 1851.
[29]) „Wiener Zeitung“ vom 2. Juli 1854.

in der Nachahmung französischer Malweise und opfert so das Bessere, was sein Eigen ist . . ." [30])

Aus dem Feuilleton über die Juli-Ausstellung des österreichischen Kunstvereines: „. . . Wirklich Ausgezeichnetes, wenn auch im beschränkterem Raume und ohne alle künstlerischen Blendemittel, gibt Pettenkofer mit seinen zwei kleinen Bildern . . ." [31])

Mit der November-Ausstellung 1851 tritt der österreichische Kunstverein in das zweite Jahr seiner Wirksamkeit. Als das interessanteste Werk der Ausstellung wird Willmes (Willems) „Velasquez, eine Familie malend" bezeichnet, welches „in der Technik der Malerei Vorzüge aufweist, die fast allenthalben der modernen Kunst entschwunden sind." [32])

Willems Bild besitze meisterhaften Vortrag, heißt es ein andermal, und sei mit bestechender Technik ausgeführt: „Vorzüge, die umso höher gestellt werden müssen, je seltener denselben in den meisten Werken der Gegenwart begegnet wird. Die deutschen Künstler haben seit einer Reihe von Jahren den technischen Teil der Kunst und die malerische Wirkung, die doch ein wesentlicher Faktor sein soll, zum Teil sogar absichtlich vernachlässigt, und, nachdem die Tradition, in welcher sich früher Erlerntes und Geübtes vererbte, unterbrochen und abgeschnitten war, hat man sogar auf dem Wege der Theorie die Nutzlosigkeit nachweisen wollen, freilich nur, um die eigene Schwäche zu verbergen . . . Erst in der jüngeren Kunstgeneration erwacht der Geist des Widerstandes gegen eine Richtung, welche die Kunst zur Dienerin von philosophischen Systemen und abstrakten Symbolisierungen macht und die sinnliche Erscheinung mit ihren Reizen in Form und Farbe abzutöten sich bestrebt." Dieser Gedanke wird weiter geführt bei der Betrachtung von De Keysers Farbenskizze zur Sporenschlacht (heute in Prag, Rudolfinum): „Es ist ein Zeichen einer tieferen Kenntnis der Kunsterfordernisse, einem Gemälde nicht einem Karton, an dessen Vollendung die beste Kraft gesetzt wird, ohne daß für das Gemälde, dem er dienen soll, ein wesentlicher Vorteil errungen würde, sondern eine Farbenskizze zugrunde zu legen, aus welcher die Totalität der malerischen Wirkung, die als Ziel anzustreben ist, ersichtlich gemacht wird . . ." [33])

Rahl stellt aus: „Moses beschützt die Töchter Reguels gegen die Hirten." „Rahl", sagt Eitelberger, „nimmt unstreitbar unter den Künstlern Wiens einen sehr hervorragenden und ehrenvollen Platz ein, besonders mit Rücksicht auf jene Kunstspaltungen, die seit einer Reihe von Jahren das gesamte Leben unserer heimischen Kunst bedrohen; er wäre vorzugsweise berufen, in seinen Schöpfungen eine Versöhnung der Parteien anzubahnen. In ihm treffen wir Vorzüge, die sowohl der bloß naturalistischen, wie auch der spiritualistischen Richtung mangeln . . ."

Führich wird zu den edlen Geistern gerechnet, welche „ihr innerstes Denken und Fühlen dem Markte verschließen und es nicht einer Auffassung bloßstellen wollen, welche die der Menge ist". Führichs Name sei im Auslande geachteter als an der Stätte seines Wirkens. Sein ausgestelltes Bild

---

[30]) Abendblatt der „Wiener Zeitung" Nr. 168 vom 25. Juli 1854.

[31]) Abendblatt der „Wiener Zeitung" vom 30. März 1853.

[32]) 4. November 1851.

[33]) 19. November 1851.

„Macbeths erste Begegnung mit den Hexen“ habe ungünstige Urteile hervorgerufen. Die malerischen Eigenschaften schienen zu fehlen: „Aber bei einem Künstler wie Führich muß die Kritik den Maßstab der Beurteilungen, welcher gewöhnlichen Leistungen gegenüber gelten mag, beiseite legen und der Persönlichkeit ihren Wert und ihre Geltung zugestehen . . . Führichs Ansicht über Kunst hat er in einer geistreichen Selbstschau mit männlicher Offenheit und ferne von jeder Selbsttäuschung oder Überschätzung ausgesprochen. Das hat ihm Freunde und Feinde erworben, aber von beiden unbeirrt ist seine Entwicklung fortgeschritten und der Ruf seiner genialen Kunstbegabung hat sich schnell über die Marken seines Vaterlandes verbreitet.“ [34])

„Nicht ohne Wehmut können wir auf Danhausers Schöpfungen blicken“, heißt es in einem Berichte über die Mai-Ausstellung 1853, „die uns erst im Vergleiche mit dem Nachwuchs seinen hohen Wert erkennen lassen. Aus seinen Bildern spricht echt künstlerisches Leben. Das sind nicht nebeneinander gestellte zierliche Puppen, nicht kümmerlich nachgebildete Modelle. Mit einem frischen Griff in das Leben hat er seine Handlungen genommen und sie uns ungeschwächt mit voller Bewältigung der Mittel wieder vorgeführt. Der Vergleich Danhausers mit Wilkie ist schon zu wiederholten Malen gemacht worden und, wie uns scheint, mit vollem Rechte. Kein Genremaler der Neuzeit kann sich mit Wilkie messen, Danhauser ausgenommen, der ihn sogar in der Ausführung überragt . . .“ [35])

Mit dem 13. April 1864 schied Eitelberger aus dem Verbande der kaiserlichen „Wiener Zeitung“.

Der Staatsminister A. v. Schmerling richtete aus diesem Anlasse folgendes Schreiben an ihn:

„Indem ich Ihre durch andere Berufspflichten veranlaßte Ausscheidung aus dem Verbande der k. ‚Wiener Zeitung‘, welcher Sie durch eine Reihe von Jahren Ihre fachkundige Mitwirkung widmeten, mit aufrichtigem Bedauern zur Kenntnis nehme, finde ich mich gleichzeitig verpflichtet, Ihnen für die ersprießlichen Dienste, welche Sie dem genannten Institute durch Ihre vielseitige Tätigkeit und das lebhafte Interesse an dessen Gedeihen geleistet haben, meinen verbindlichsten Dank auszudrücken.

Zugleich nehme ich Ihr gefälliges Anerbieten, der Besprechung von Kunstsachen in der ‚Wiener Zeitung‘ auch ferner nicht fremd bleiben zu wollen, mit Vergnügen an und bin überzeugt, daß es dem Aufschwunge des Blattes nur förderlich sein kann, wenn Sie sich desselben sowohl zur Aufnahme Ihrer eigenen Aufsätze als auch zu Mitteilungen über die Ihrer Leitung anvertraute Anstalt regelmäßig bedienen werden.

Wien, am 13. April 1864.

Schmerling.“

---

[34]) 22. Dezember 1851.

[35]) 23. Mai 1853.

Seine k. und k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Rainer hatte den schöpferischen Gedanken zur Begründung eines österreichischen Museums für Künst und Industrie gefaßt und Eitelberger wurde dazu ausersehen, diesen fruchtbringenden Gedanken praktisch zu verwirklichen. Er hatte die Einrichtungen des Kensington-Museums in London studiert, und nach diesem Muster sollte das neue heimatliche Unternehmen ins Leben gerufen werden.

Eitelberger starb am 18. April 1885. Jakob v. Falke schrieb ihm einen Nekrolog, der am 20., 21. und 22. Mai 1885 in der kaiserlichen „Wiener Zeitung" erschien. Der Journalist und Kunstkritiker Eitelberger war gewiß kein Stilkünstler und wollte auch keiner sein. Er war viel zu sehr von der Sache erfüllt, als daß er auf die Form, auf gewählten sprachlichen Ausdruck, auf kunstvollen Aufbau und effektvolle Steigerung Wert gelegt hätte. Aber nach Jokell und Malvezzi, nach J. B. Rupprecht, J. F. Castelli und F. C. Weidmann seine Aufsätze zu lesen, ist Erquickung, Genuß. Nach und neben ihm schrieben über bildende Kunst in der „Wiener Zeitung": Bucher, Karl Weiß, Falke, C. v. Vincenti, Thausing und noch viele andere.

In den zweihundert Jahrgängen des „Wienerischen Diariums" und der „Wiener Zeitung" nachzublättern, ist nicht so trocken und ermüdend, wie es den Anschein hat. Der Versuch, die Anfänge der Kunstkritik in der „Wiener Zeitung" darzustellen, sei mit den Worten Lichtenbergs beschlossen:

„Ich denke über alte Zeitungen, z. B. jetzt (1797) über die von 1792 an, müßte sich ein herrliches Kollegium lesen lassen, nicht in historischer, sondern in psychologischer Rücksicht. Das wäre etwas! Was in der Welt kann unterhaltender sein, als die vermeintliche Geschichte der Zeit mit der wahren zu vergleichen? . . ."

Musikalische Kritik in der Wiener Zeitung.

Von

Dr. Robert Hirschfeld.

In stark produktiven Kunstzeiten wagt sich die Kritik kaum schüchtern hervor. Die Schaffenden wie die Empfangenden wollen aus der Unbewußtheit, in der geschaffen und empfangen wurde, nicht zum Bewußtwerden der inneren Kunsttriebe hingeleitet sein. Wenn die Kritik in solchen Epochen doch kühner wurde, zeigte sie, mit geringen Ausnahmen, sich der einsichtigen Beurteilung großer Schöpfungen nicht fähig. Aber in leeren oder verworrenen Übergangszeiten und wenn theoretischer Streit das praktische Schaffen zu umtoben beginnt, da erhebt die Kritik ihr Haupt; da hütet, sichtet, untersucht sie die klassischen Schätze, da warnt sie vor den falschen, oft auch vor den echten Propheten der Gegenwart und gewinnt, weil die Schaffenden schwach sind und die Starken selbst auf Theorien und ästhetische Lehren sich zu stützen pflegen, die Kraft, auf die Produktion einzuwirken, mindestens sich Gehör zu schaffen; ja, wenns gut geht, wird die Kritik selbst eine Art Kunst . . . Aristoteles schrieb seine Poetik, als die hellenische Dichtkunst bereits im Niedergange war, und Lessing wuchs aus der öden Gottsched-Epoche empor. Die musikalische Kritik kommt erst um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, also in einer Übergangszeit, ans Licht, und der neuerliche Aufschwung der musikalischen Kritik im XIX. Jahrhundert geschah, wie auch an der „Wiener Zeitung" nachzuweisen ist, nach dem jähen Abschlusse der großen klassischen Periode . . . Wie Lessing, der es nur nicht eingestehen wollte, stand auch Johann Adolph Scheibes „Kritischer Musikus" (Leipzig 1745), einer der wichtigsten Vorgänger der ausgebildeten Musikkritik, auf den Schultern Gottscheds. Scheibe bekennt im vierzigsten Stück: „Als der berühmte Herr Professor Gottsched, einer der scharfsinnigsten Kritikverständigen unserer Zeiten, seine kritische Dichtkunst im Jahre 1730 zu Leipzig herausgab, so machte ich mir dieses wohlgeschriebene Buch nicht allein bekannt, sondern ich nahm dadurch Gelegenheit, verschiedenes in der Musik, auf ganz andere Art, einzusehen und zu prüfen, als es sowohl von mir als von anderen, zuvor noch nie geschehen war. Ein weiteres Nachdenken brachte mich auch auf den Einfall, mit der Zeit einen Versuch zu wagen, ob man nicht auf die Teile der Musik, insonderheit aber die zur Komposition und zu den moralischen Absichten derselben gehören, auf kritische Art untersuchen und abhandeln könne." Nach Gottscheds Beispiel gründete Scheibe ein Blatt und nannte es „Kritischer Musikus"; er sagt: „Konnte ich wohl meiner Schrift einen anderen Titel als diesen geben,

da ich, nach Art der Kritikverständigen, von der Musik urteilen und die Schönheiten und Vorteile derselben, wie auch die Fehler und Schwachheiten der Musikanten untersuchen und prüfen wollte?"

Wie ungelenk sind aber die Bewegungen in dieser Gehschule der musikalischen Kritik! Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts steckte also die Kritik der musikalischen Ästhetiker und Musiker von Fach noch in den Anfängen; kaum das notdürftigste Handwerkzeug war hergerichtet. War doch die Musik selbst noch nicht frei geworden und lediglich als „anhängende", ja dienende Kunst zumeist an die Feste der Kirche und der Fürstenhöfe gebunden. In solcher Zeit, da die Fachmänner in ihren kritischen Versuchen sich noch recht befangen zeigten, da die musikalischen Aufführungen noch nicht ihr ständiges „Publikum" hatten und das Auditorium noch gar kein Bedürfnis zeigte, über das Gehörte von kritischer Seite ein langes und breites zu vernehmen, konnten von dem „Wienerischen Diarium", das auf einigen Seiten die wichtigsten politischen Weltbegebenheiten, die offiziellen Hof- und Staatsnachrichten und Kundgebungen zusammenfaßte, nicht ausführliche Musikberichte erwartet werden. Eduard Hanslick, welcher selbst einst eine der Zierden der „Wiener Zeitung" gewesen ist, verfährt demnach in dem Vorworte zu seiner „Geschichte des Konzertwesens in Wien" sehr ungerecht gegen das „Diarium", wenn er schreibt: „Das im Jahre 1703 entstandene ‚Wienerische Diarium' nahm durch 50 bis 60 Jahre gar keine Notiz von Musik oder Theater, erwähnte überhaupt öffentlicher Kunstproduktionen nur, wenn der A. h. Hof zugegen war, in welchem Falle lediglich diese Tatsache angeführt wurde..." Es wird dagegen im folgenden nachgewiesen werden, daß das „Diarium" wichtige Aufführungen in jenem Zeitraume sogar sehr eingehend, wenn auch in der Art und im Stile der Vorzeit aller musikalischer Kritik besprach. Hanslick selbst muß gleich darauf feststellen: „Öffentliche Konzerte hat es in Wien schwerlich vor Maria Theresia gegeben." Was wäre also von Konzerten zu berichten gewesen? Ganz unrichtig und die Forschung irreführend ist Hanslicks Behauptung: „In den Jahrgängen 1760 bis 1769 findet sich als alleinige musikalische Erwähnung die trockene Notiz, daß ein Hofkonzert in Laxenburg stattgefunden habe." In dem bezeichneten Zeitraume bringt das „Diarium" unter anderem einen Bericht über Glucks „Orpheus und Eurydike", sehr ausführliche Kritiken anderer Gluckscher Werke und einen nach Inhalt und Form ausgezeichneten, seiner Zeit vorauseilenden Aufsatz über den „wienerischen Geschmack in der Musik". Schließlich zitiert gerade aus jener Zeit Hanslick selbst ein Referat des „Diariums" über das am 29. Dezember 1766 veranstaltete Konzert des damals dreizehnjährigen Geigers La Motte, „der sich zum großen Vergnügen zahlreicher Zuhörer mit verschiedenen Konzerten und Soli hat hören lassen".

Auffallend ist die Zurückhaltung der „Wiener Zeitung" im Beginne des XIX. Jahrhunderts. Doch gerade aus Hanslicks Vorwort läßt sich erkennen, daß selbst die Fachblätter jener Zeit mit Konzertberichten äußerst sparsam waren: „Bald nach Anbruch des XIX. Jahrhunderts sehen wir in Wien Unterhaltungsblätter erscheinen, welche reichlichere und zusammenhängendere Aufschlüsse hoffen lassen. Aber selbst die besten dieser Journale — als belletristische Blätter doch vorzüglich auf das lokale Kunstleben angewiesen — waren in bezug auf Konzerte unbegreiflich nachlässig. Die ‚Wiener Theater-

zeitung' bringt in ihrem ganzen ersten Jahrgang (1806) ein einziges Konzertreferat, bestehend aus einigen Zeilen über den Oboisten Ferlendis. In ihrem dritten Jahrgange (1808) findet sich vom ersten Jänner bis letzten September kein einziger Konzertbericht, ebensowenig im ganzen Jahrgang 1813. Ende Dezember 1813 zeigt die Redaktion an, sie werde, da die ‚Wiener Musikzeitung' mit diesem Jahre aufhöre, künftig auch Konzertberichte bringen, hält aber dies Versprechen auf so klägliche Weise, daß ihr nächster Jahrgang (1814) nur fünf Konzerte bespricht, Spohr, die Oratorien ganz übergehend. Ebenso indifferent verhalten sich die folgenden Bände. Im Jahre 1817 der Theaterzeitung finden wir die erste Erwähnung der (1812 gegründeten) Gesellschaft der Musikfreunde! ‚Der Sammler', der mit dem Jahre 1809 zu erscheinen begann, nimmt in seinen ersten fünf bis sechs Jahrgängen fast gar keine Notiz von Konzerten. Die Schickhsche ‚Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode' (gegründet 1816) bespricht in dem ersten Quartal des Jahrgangs 1819 nur zwei, im vierten Quartal nur drei Konzerte, in der besten Musiksaison! . . ."

Diese dankenswerte Zusammenstellung bekräftigt nur meine Ansicht, daß in starken, großen Schaffensperioden die unbefangene Freude an den Werken und Aufführungen das Interesse an der nachfolgenden Kritik überwog. Es ist aus Berichten der „Wiener Zeitung" leicht nachzuweisen, daß in jener Zeit bei Aufführungen Beethovenscher Sinfonien regelmäßig mehrere Sätze zur Wiederholung verlangt wurden! Nachher konnte man in Wiener Korrespondenzen des berühmtesten Fachblattes, der „Leipziger Allgemeinen Musikzeitung", welche dem Forscher allerdings viel Konzertmaterial bietet, schielende, schiefe Urteile über eben jene Werke lesen, wenn nicht gerade ein E. T. A. Hoffmann seine ausgezeichneten Beethoven-Analysen verfaßte.

Was durfte man also in dem besprochenen Zeitraume, in politisch stark bewegten Zeitläuften [1]) von einem politischen Blatte erwarten? Wenn aber die „Wiener Zeitung" in einem Konzertberichte vom 1. April 1795 den „berühmten Herrn Ludwig van Beethoven" erwähnt, der „mit einem von ihm selbst verfaßten ganz neuen Konzerte auf dem Pianoforte den ungeteilten Beifall des Publikums geerntet", so muß uns der Zusatz „berühmt" bei der gewohnten Zurückhaltung der „Wiener Zeitung" wertvoller erscheinen als etwa ganze kritische Hymnen und Feuilletons. Man denke! Gegen Ende des Jahres 1792 war Beethoven, zweiundzwanzigjährig, nach Wien gekommen [2]).

---

[1]) Die „Wiener Zeitung" vom 25. Juni 1840 enthält einen Bericht über das große Haydn-Fest vom 1. Juni des Jahres gelegentlich der Einweihung des Haydn-Hauses „auf der Windmühle, Steingasse Nr. 84". In dem Berichte ist gesagt, daß im Todesjahre Haydns „der laute Kriegssturm jener Epoche, der Vorabend des Entscheidungskampfes für deutsches Volkstum und vaterländisches Recht in seiner Aufregung jedes zartere elegische Gefühl verschlang. Alle Interessen traten vor der einen heiligen tiefgefühlten Pflicht in den Hintergrund . .".

[2]) Den genaueren Termin des Eintreffens stellt Beethovens Biograph Thayer in scharfsinniger Weise mit Hilfe der „Wiener Zeitung" fest. Beethovens Tagebuch vom Jahre 1792 enthält zwei Anzeigen der „Wiener Zeitung" über zu verkaufende Klaviere; eins in der Nähe des Hohen Marktes und zwei im Kramerschen Breihaus Nr. 257 im Schlossergassel, am Graben. Die letztere Anzeige erscheint zum letztenmale am 10. November. Damals war also Beethoven schon in Wien. Am 29. Oktober war Beethoven noch in Bonn gewesen, denn Graf Waldstein schrieb ihm am 29. Oktober in Bonn: „Sie reisen itzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lang bestrittenen Wünsche. . . Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen."

Zwei Jahre später hatte er in aristokratischen und musikalischen Kreisen, obzwar nach Haydns Abreise noch Schüler Albrechtsbergers und vielleicht im Violinspiele auch Schuppanzighs, so hohe Anerkennung erworben, daß die „Wiener Zeitung“ ihn schon „berühmt“ nennen konnte. So trägt auch die „Wiener Zeitung“ das ihrige bei, die Fabel zu zerstören, daß die großen Meister in Wien schwer und spät zur Anerkennung gelangen konnten. . . In dem Jahre 1795 enthält die „Wiener Zeitung“ auch schon ein wichtiges, auf Beethoven bezügliches Dokument, die Pränumerationsanzeige der drei Trios op. 1. Am 16. Mai 1795: „Pränumeration auf Ludwig van Beethovens drei große Trios für das Pianoforte, Violin und Baß, welche binnen sechs Wochen bei dem Verfasser gegen Zurückgabe des Scheins zu haben sein werden. Der Preis eines vollständigen Exemplars ist ein Dukaten... In Wien pränumeriert man bei dem Verfasser im Ogylsischen Hause in der Kreuzgasse, hinter der Minoritenkirche Nr. 35, im ersten Stock.“

Die musikalischen Anzeigen im Anhang und im Intelligenzblatt des „Diarium“ und der „Wiener Zeitung“ sind die reinsten und äußerst wertvolle Quellen für den Musikforscher. Hanslicks Klage: „Der Musikhistoriker möchte verzweifeln, wenn er sich durch die verstaubten und vergilbten Folianten der noch verhandenen alten Wiener Zeitungen durcharbeitet“ ist also gar nicht begründet. Verstaubt mögen sie sein, die alten Folianten des „Diarium“ und der „Wiener Zeitung“, doch nicht ohne innere Bewegung sehen wir die Originalausgaben der Beethovenschen Werke seit jenem bedeutungsvollen Opus 1 in der „Wiener Zeitung“ in langer Reihe angezeigt. Thayer hat diese Anzeigen fleißig durchforscht und Nottebohm führt sie in seinem „Thematischen Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Ludwig van Beethoven“ bei jeder Opuszahl getreulich an. Noch mehr! Jede einzelne Entwicklungsphase der Wiener Musik spiegelt sich in den musikalischen Anzeigen des „Diarium“ und der „Wiener Zeitung“, von dem weltberühmten unsterblichen „Gradus ad Parnassum“ des Johann Josef Fux[3]) vom Jahre 1725 bis in die neueste Zeit. Mag die zeitgenössische Kritik der „Wiener Zeitung“ auch über Schubert oder Weber hinweggegangen sein — in den zahlreichen Anzeigen ihrer Werke und deren Bearbeitungen wird die Beliebtheit dieser Meister offenbar. Die Anzeigen der „Wiener Zeitung“ liefern ein Bild des jeweilig erhabeneren oder seichteren, dichteren oder spärlicheren Schaffens; sie lassen den Einbruch der italienischen Oper spüren, sie geben durch Ankündigung der ersten Lisztschen Bearbeitungen und anderen ähnlichen Kompositionen Zeugnis von dem Geschmacke der Wiener Virtuosenepoche; sie verfolgen in regelmäßigen, fast lückenlosen Kundmachungen das Auf-

---

[3]) Im „Wiener Diarium“ vom 25. Juli 1725: „NB. bei mir Johann Peter v. Ghelen der Röm. kais. und Königl. katholischen Majestät Hof-Buchdruckern, gegen dem Hof-Ballhaus über ist nunmehro zubekommen und verlegt ein neues Musikalisches Opus intituliret: Gradus ad Parnassum, sive Manuductio ad Compositionem Musicae regularem Methodo novâ et certâ, nondum ante tam exacto ordine in lucem edita: elaborata a Joanne Josepho Fux . . . . kostet ungebundener 3 Gulden . . . .“ Der gewissenhafte Haydn-Biograph C. F. Pohl, welcher das „Diarium“ für sein Werk sorgfältig durchgearbeitet und in unzähligen Fällen benutzt hat, schreibt (I. 112): „Musikalisch-theoretische Werke wurden kurz nach ihrem Erscheinen im ‚Wiener Diarium‘ angekündigt; so finden wir die Schriften von Mattheson, Marpurg, Rameau, Sorge, Kirnberger. . . .“

blühen und Verblühen der klassischen Wiener Tanzmusik; sie entrollen in jedem Jahre ein Wiener Kulturbild. Also nicht in „Verzweiflung“, sondern froh überblickt der Musikhistoriker dieses unerschöpfliche, zum großen Teile bisher unbenützt gebliebene Quellenmaterial für eine Geschichte Wiener Musik [4]).

Hält man die musikalische Kritik des „Diarium“ und der „Wiener Zeitung“ im Auge, Kritik im weiteren Sinne dort, wo die allgemeine Kultur dem eigentümlichen Institut, das wir heute Tageskritik nennen, den Boden noch nicht bereitet hat, so lassen sich drei große Perioden unterscheiden: Erstens die unpersönliche Kritik, welche lediglich die Meinung des Blattes manifestiert; sie reicht, schon in der Maria Theresia-Zeit von kraftvollen individuellen Urteilen durchbrochen, bis zum Ausgang der großen klassischen Musikperiode Wiens, bis spät in das zweite Jahrzent des XIX. Jahrhunderts.

Zweitens der Übergang zur individuellen Kritik, vom Anfang der Dreißigerjahre des XIX. Jahrhunderts bis zum Jahre 1848, das mit dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph I. einen plötzlichen und völligen Umschwung auf allen Gebieten des geistigen Lebens in Österreich bewirkte.

Drittens die persönlich ausgeprägte, stark individuelle Kritik, die gleich mit Hanslick und Speidel, den im formalen Sinne klassischen Vertretern der Wiener Feuilletonkritik, ihren Höhepunkt erreicht und eine bis zur Rückständigkeit konservative Haltung einnimmt, dann aber nach indifferenten Zwischenstufen mit dem Geschichtsforscher A. W. Ambros auf dem Boden historischer Wissenschaftlichkeit eine zweite Blüte hervorbringt. Ambros schlägt zugleich eine gemäßigt fortschrittliche Richtung ein, welche nach ihm Hans Paumgartner und schließlich der Schreiber dieser Zeilen schärfer verfolgen.

In den ersten Zeiten des „Wienerischen Diarium“ hatte die Tonkunst am Hofe der musikliebenden und musikbegabten Kaiser Leopold I., Joseph I. und Karl VI. ihr goldenes Zeitalter. Der Steiermärker Johann Josef Fux, Antonio Caldara und Francesco Conti, dieser auch als Komponist komischer Opern von Bedeutung, waren das musikalische Dreigestirn am Wiener Hofe. „An keinem Orte in der Welt“, berichtet ein Zeitgenosse, „sind jemals prächtigere Opern präsentiert worden als in Wien.“ Von dem Glanze jener Kunstzeit gibt das „Diarium“ einen Wiederschein. Aus den Berichten des „Diarium“ erhellt, daß in jener Zeit, die „hoch- und wohlbesetzte Vokal- und Instrumentalmusik“ („Diarium“ 1724) an dem kaiserlichen Hofe nicht nur zu großen feierlichen Veranstaltungen herangezogen wurde, sondern zu den täglichen Erscheinungen des Hoflebens gehörte. Sie zu „kritisieren“ konnte niemandem einfallen, zumal musikalische „Kritik“ noch nicht in dem Kreise der damaligen geistigen Beschäftigungen eingeschlossen war. Gleichwohl erkennt man aus der Wärme mancher „Diarium“-Berichte und aus Hinweisen auf die „Fürtrefflichkeit“ zahlreicher Aufführungen den Wert hervorglänzender Werke und Darstellungen.

---

[4]) Es ist wohl nicht bloß ein Kuriosum, wenn in den Neunzigerjahren des XVIII. Jahrhunderts unter den neuen Musikalien auch Flötenkompositionen „mit dem Paukenschlag“ oder am 20. Jänner 1798 in der „Wiener Zeitung“ auch „6 Menuette à Violono solo aus den beliebtesten Melodien, wo der erste mit dem Paukenschlag ist“, angezeigt werden. Man mag vielmehr darin eine Nachwirkung der offenbar sehr populär gewordenen Haydnschen Sinfonie „mit dem Paukenschlag“ erkennen.

Den ersten Konzertbericht — natürlich Konzert bei Hofe — finden wir in Nr. 478 des „Diarium" vom Jahre 1708. Die Stellung der Tonkunst im Leben des Hofes — Opernkompositionen wurden, wie das „Diarium" berichtet, „auf allergnädigsten Befehl" und „eigends" für eine bestimmte Veranlassung „verfertigt" oder „gemacht" — wird auch in dem „Konzertreferate" offenbar: „Donnerstag, den 1. März. Heute haben sich dahier Ihro Majestät die regierende Kaiserin zur Ader gelassen; dero dann zu Ehren der gesamte Kaiserliche Hof in gewöhnlicher Gala erschienen, auch des Abends eine fürtreffliche Music gehalten worden." Oder aus demselben Jahre, vom 3. September: „Heute wurde bei allhiesigem Kaiserlichen Hof-Gala, und des Abends, in Allerhöchster Gegenwart beider Regierender Kaiserl. Majestäten, und der Durchlauchtigsten jungen Herrschaft, wie auch verschiedener Kaiserl. und anderer Ministern ingleichen vieler Kavaliere und Damen, eine fürtreffliche Welsche Opera, benamset die Liebe unter denen Feinden, vorgestellet ..." Es war die Oper „Amore tra nemici" von Attilio Arosti ... Dann im Jahre 1712: „Donnerstag, den 18. Hornung. Heut, Abends, wurde dahier in der Kaiserlichen Hof-Kapellen, bei Allerhöchster Gegenwart Ihrer Kaiserlich- und Katholischen Majestät, wehrender dieser Fasten, das erstemal ein Wälsches Oratorium gehalten; welches betitlet ware: Der Triumph der Keuschheit in der H. Römischen Francisca; so in die Music verfasset Sr. Antonio Caldara; und darüber von jedermann sehr angerühmet worden ..." Der Beachtung wert sind die ausführlichen Darlegungen der Handlung von Opern, wie Caldaras „Euristeo" und Contis „Penelope", die ein besonderes Interesse in Anspruch nahmen [b]). Eigenes Urteil fließt mit ein. Welch reizvolles kulturhistorisches Bild eröffnet sich uns, wenn wir in einer Zeitung diese naiven Inhaltsangaben etwa mit der kraftvollen, wie in Marmor gemeißelten Darstellung der „Lohengrin"-Dichtung vergleichen können, welche in der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1858 Ludwig Speidel, damals erst 28 Jahre alt, aber schon ein vollendeter Meister des Stils, seinen Lesern gegeben hat.

Am 9. Februar 1724 wurde „Penelope", die „von dem Herrn Pariati, Ihrer Röm. Kaiserl. Majestät Hof-Poeten gemachte, und von Herrn Francesco Conti, Ihrer Majestät Tiorbisten und Kammer-Compositore in Music übersetzte Tragi-Commedie" aufgeführt. Den Inhalt der Oper gibt das „Diarium" wieder: „Die Verfolgung deren erzürnten Göttern, so nach der Zerstöhrung Troja, wovon die Belagerung denen Griechen zehen Jahre gekostet, unglückseliger Weiß Ulyssem den König von Itaca noch andere zehen Jahr, im Irr-Weg herum geführet, mithin die Wiedersehung seiner Gemahlin Penelope, und seines in Windeln hinterlassenen Sohns Telemachs, gehindert. Die Anforderungen vieler anderer Fürsten, welche Ulyssem für todt haltend, sich in die Penelope verliebet und um den Thron beeifert. Die Standhaftigkeit, und List dieser weisen Königin, womit sie, sowol die Ungestüm, als denen Hoffnungen ihrer Liebhabern zu begegnen, und die Treue gegen ihrem Ehe-Gemahl unverletzt zu erhalten gewust. Und letztens die Ankunft Ulyssis in Itaca, allwo er die Bildnuß Minervae anbettend, also von dieser Göttin in

---

[b]) Aus den italienischen Textbüchern beider Opern ersehe ich, daß die in dem „Diarium" veröffentlichten Inhaltsangaben eine Übersetzung des dem Texte vorgedruckten „Argomento" sind. Deutsche Textbücher liegen gerade von jenen beiden Opern nicht vor.

seiner Gestalt verändert worden, daß er nicht ehender, als nach vollzogener Rache zu erkennen gewest, seynd also bekannte Geschichten des Heydentums, daß hiervon eine mehrere Erzehlung zu machen nicht nöthig; und dieses ist der Grund, worauf sich gegenwärtiges Trauer-Freuden-Spiel stützet. Sonsten aber betreffend die Eifersucht des Ulysse: die Lieb des Telemachs und der Argene: die zwischen ihnen beyden bestimmte Verbindung: die Dafürhaltung, daß dieser Telemach weit und bey Ulysse sich befinde: die Veranstaltung, daß er bey dem königlichen Hof für den Ormont, Fürsten von Creta, und einen Amanten der Penelope gehalten wird: die Erdichtung, daß Thersites sich für den Antifate, Fürsten deren Lestrigoniern und auch für einen Prätendenten der Königin ausgibt: daß Ulysses selbsten, um besser die Treu und Liebe seiner Gemahlin innen zu werden, sich durch Verstellung, todt zu seyn, glauben macht, nebst anderen dergleichen Anführungen: seynd solche wahrscheinliche Erfindungen zu mehrer Annehmlichkeit deren Verwiklungen dienlich . . . ." Diese „Erfindungen zu mehrer Annehmlichkeit" sind sowohl im Texte wie in der Musik kurzweiliger als man gemeinhin vermutet. Thersites macht sich mit der Magd Dorella zu schaffen, die einst bei der Zauberin Circe bedienstet war. „Sai tu l'arti di Circe?" fragt Thersites. „Cambiar gli uomini in bestie?" Dorella verrichtet allerlei übermütige Zaubereien. Der Sessel, auf dem Thersites sich niederlassen will, läuft davon; zwei Statuen, des Apollo und Pan, die in den Nischen des Zimmers stehen, werden lebendig. Dorella stellt die beiden dem Thersites vor. Der eine, sagt sie, ist Apollo, „l'altro è Pane". Thersites fragt: „Pan fresco? . . ."

Weit eingehender beschäftigt sich das „Diarium" mit der Aufführung der Oper „Euristeo" von Caldara; sie hat wie „Il pomo d'oro" von Cesti und „Costanza e fortezza" von Fux eine gewisse Berühmtheit in der Operngeschichte erlangt. Kaiser Karl VI. selbst war am Klaviere, das er „mit Meisterschaft wie ein Professor" behandelte, als Dirigent der Ausführenden, welche ausschließlich, sowohl im instrumentalen wie im vokalen Teile und auch in den Tänzen den Kreisen des höchsten Adels angehörten. Daß Erzherzoginnen wie Maria Theresia, die nachmalige Kaiserin, damals im Jugendalter von sieben Jahren — an den Tänzen und an der Ausführung der Gesänge teilnahmen, war eine liebgewordene und lange Zeit gepflogene Sitte des kaiserlichen Hofes. Das „Diarium" vom 17. Mai 1724 berichtet schon am Tage nach der ersten Aufführung: „Dienstag, den 16. May als am Fest des wunderthätigen Blut-Zeugen Christi des heiligen Joannis von Nepomuck, sonderbaren Beschützers der Ehre . . . gegen Abend wurde bey Hof, auf einem eigens darzu verfertigten Theatro, in Beyseyn deren Allerhöchsten Kaiserlichen Monarchen, dann deren durchlauchtigsten Leopoldinischen Ertz-Hertzoginnen, des Erb-Prinzen aus Lothringen Durchl., wie auch des hiesig- und fremden höchsten Adels, eine noch niemals dahier, und fast durch gantz Europa gesehene Lob- und Sehenswürdigste Opera, wobey auch die Durchl. Carolinischen Ertz-Hertzoginnen, und Infantinnen, als Maria Theresia, und Maria Anna, die Täntze aufgeführet, und die Actores, Täntzer und Täntzerinnen, und der völlige Chorus Musicus, aus lauter Adelichsten Personen bestanden, mit gröster Magnificenz, und Ruhm zum erstenmal vorgestellet. Obgedachte herrlichste Opera, so Eurystheus benamset ist, ware auf Allergnädigsten Befehl Ihrer Kaiserl. und Königl. Cathol. Majestät von Herrn Apostolo Zeno, kais.

Poëten und Historico, verfasset, und von Herrn Antonio Caldara, kaiserl. Vice-Capell-Meistern in die Music gebracht worden. Der Inhalt derselbigen ist wie folgt: ‚Eurystheus, ein Sohn Themeni Königs von Argo von Stammen deren Heracliden, wurde auf Befehl des Oracls in Wald, so nahend am Tempel des Olimpischen Jupiters in Elide, ausgesetzet, und gefunden, und unter dem Namen Ormont, von Thersandro, dem Hüter des Tempels erzogen, alwo er in Gespannschaft Ergindae, der Tochter gemeldeten Thersandri erwachsen. Nachdeme er aber nach verflossenen vielen Jahren erfahren, daß er nicht dessen würklicher Sohn, wie er bis dahin darfür gehalten, hat er bey sich, ingeheim zu entfliehen, und anderwerts, wie es dann auch geschehen, sein Glück zu versuchen, entschlossen. Sich demnach zum Hof Cissei des Macedonischen Königs verfüget, welcher, weilen er damalen mit Epigene, König von Thessalien im Krieg verwickelt, und nach vielen Niederlagen auch in seiner Haupt-Stadt Edessa von ihme belagert wurde; durch ein öffentliches Edict kund machen lassen, daß er dem jenigen, so Epigenen überwältigen, und erlegen, ihn, und sein Königreich von diesen Bedrangnussen der Gefahr befreyen wird, Aglatidam seine eintzige Tochter zu einer Gemalin zu geben sich verbinde. Worüber vom Wert der versprochenen Belohnung bewogen, die umliegende Fürsten Cisseo nach ihren Kräften zu Hülf kommen, und unter andern Clearcus der Aetolische, und Glaucia der Illyrische Herrscher, aber alle wurden zu weichen gezwungen, und zwar der letztere mit einer großen Verwundung. In verschiedenen Zufällen hatte nun Ormont sich dergestalten hervorgethan, daß wegen der Verwundung Glauciae, und Zuruffen deren Soldaten, Cisseus ihme die völlige Befehls-Habung über das Kriegs-Heer ertheilet; und ist ihme in dem letzten Angrif das Glück auch zu Theil worden, daß er in einer Feld-Schlacht Epigenem erleget, und die Stadt von der Belagerung befreyet. Er hat nach diesem den Wert der Belohnung seines Sieges gefordert, auch solchen endlichen, doch nicht ohne überstandenen großen Beschwernussen, durch die Prinzessin Aglatida, erhalten, und zwar erst dazumal, da er durch Mittel Ismene seiner Schwester, so sich an dem königlichen Hof Cissei befunden, und Hülf Ergindae, so ihme aldahin nachgefolget, als Eurysthene der Printz von Argo erkennet worden.‘ Was sich in dieser Vorstellung Historisches, und Fabelhaftes befindet, kan aus Hygino, Vellejo und Pausania abgenommen werden: so viel ist allein zu erinnern, daß der Nam Eurystheus erdichtet, und in Stelle des Namens Archelao, so ihm ein und anderer obgemeldeter Geschicht-Schreibern beyleget, nicht ohne billicher Ursach gesetzet worden. Der Schauplatz ist in Edessa der alten Macedonischen Haupt-Stadt . . ." Nun folgt ein Verzeichnis der darstellenden Persönlichkeiten, das schon Köchel, der das „Diarium" als Quelle in zahllosen Fällen benützt, wieder abgedruckt hat. (Joh. Josef Fux, S. 150 f.) Die Aufführung wurde bis zum 20. Mai noch zweimal wiederholt.

Von der kunstfreudigen Bewegung, welche die Aufführung einer anderen Oper von Caldara am kaiserlichen Hofe im Jahre 1825 verursachte, gibt das „Diarium" treue Kunde. Am 24. Oktober ein Vorbericht: „Weilen nunmehro der höchste Nahmens-Tag, des Allerhöchsten Monarchens, unsers Allergnädigsten Lands-Fürsten algemach herzunahet, als wird in der Kaiserl. Burg an einer zu producirenden kostbaren Opera eiferigst gearbeitet . . ." Am Tage vor der Aufführung erschien eine Anzeige im „Diarium", welche dokumentiert, daß der Oper ein starkes Interesse entgegengebracht wurde: „Bey dem Verleger

dieser Zeitung seynd nunmehro die Büchlein nach Belieben in Welscher oder Teutscher Sprach, von der Kaiserl. Opera, so morgen in dem Kaiserl. Grossen Theatro bey Hof solle gehalten werden, um 17 Kr. das Stück zu bekommen ..." Sonntag, den 4. November wurde das Namensfest des Kaisers begangen. Aufgeführt wurde „die auf diesem Allerhöchsten Nahmens-Tag auf Allergnädigsten Befehl ihrer Majestät der Regierenden Kaiserin Elisabetae Christinae, unser Allergnädigsten Frauen, eigends verfertigte prächtige Italiänische Opera, Wenzeslaus benamset, dabey die Poësie der Herr Apostolo Zeno, kaiserlicher Poët und Historicus, die Music aber Herr Antonius Caldara kaiserl. Vice-Capell-Meister verfasset ..." Und weiter: „Am 8. wurde „die letzthin gemeldte herrliche Italiänische Opera zum zweytenmale praesentirt."

Nicht geringen Beifall erwarb eine komische Oper von Caldara im Jahre 1727; sie schloß sich als „Opera seria redicola" eigentlich an die tragikomische Oper „Don Chisciotte in Sierra Morena" („Der Don Quixote in dem schwartzen Gebürg") an, die Francesco Conti im Jahre 1719 während des Karnevals zur Aufführung gebracht hatte. Das „Diarium" berichtet: „Wien, 8. Februar 1727. Eben heute Nach-Mittag wurde bey Hof in dem kleinen Theatro in Allerhöchster Gegenwart deren Regierenden Kaiserl. Majestäten dann deren Durchl. Ertz-Hertzoginnen, des Durchl. Erb-Printzens von Lothringen, und gesamter Kaiserl. hohen Hofstatt, eine sehr schöne: Don Quichotte am Hof der Hertzogin benamsete, von dem in Ihrer Kaiserl. Catholischen Majestät würklichen Diensten stehenden Abate Gio. Claudio Pasquini gemachte, und von dem Herrn Antonio Caldara, Ihrer Kaiserl. Catholisench Majestät Vice-Capell-Meistern in die Music verfaste Italianische Musicalische Opera zum ersten mal vorgestellet, welche bey denen Kaiserl. Majestäten, und samtlichen Durchl. Herrschaften ein Allergnädigstes Wolgefallen, und bey der gantzen Hofstatt, und Adel ein allgemeines Lob gefunden hat." Das Wohlgefallen war begreiflich. Caldaras Musik (Partitur im Musikvereinsarchiv) ist charakteristisch, lebendig, malerisch. Sancho ist als Buffo herausgearbeitet.

Der heimische und der fremde Adel in Wien eiferte in liebevoller Musikpflege dem Kaiserhause nach. Aus zahlreichen Zeugnissen, welche das „Diarium" in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts enthält, sei zur Charakterisierung nur ein Bericht der Nummer 15 vom Jahre 1725 herausgehoben: „Samstag, den 15. Februarii wurde von dem alhier anwesenden Auserordentlichen Herrn Frantzösischen Bottschafter, Duc de Richelieu, dem alhiesigen hohen Adel, wegen des Geburts-Tag des Aller-Christlichsten Königs ein herrlichstes Festin gegeben, wobey sich auch eine schöne so wol Instrumental- als Vocal-Music hören liesse."

Während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia (1740—1780) löste sich die Tonkunst in Wien allmählich aus den goldenen Fesseln des Hofzeremoniels. C. W. Gluck rüttelte die musikalischen Geister auf und wurde, selbst ein streitbarer Meister, der vielumstrittene Mittelpunkt gewaltiger und weitreichender theoretischer Kämpfe. Die Kritik hat damals Stärke gewonnen, ihr Herz und ihre Kraft entdeckt. Von 1760—1770, welchen Zeitraum Hanslick für ein musikalisches Vakuum des „Diarium" erklärt, hat dieses nach Inhalt und Form hervorragende, für die damalige Zeit bewunderns-werte Leistungen musikalischer Kritik aufzuweisen. In dem XXVI. Stück der „Gelehrten Nachrichten" des „Diarium" vom 18. Weinmonats 1766 ist

der schon angeführte für die Entwicklung der Wiener Musikkritik bedeutsame Aufsatz „Von dem Wienerischen Geschmack in der Musik“ enthalten. Der ungenannte Verfasser, der, mit ausdrücklichem Hinweise auf Lessing, den Meister der Kritik zum Vorbild nimmt, verteidigt den süddeutschen Geschmack gegen die Überhebung norddeutscher Kritiker und liefert eine Reihe treffender musikalischer Charakterzeichnungen, denen eine anziehende Form nicht abzusprechen ist. Der Aufsatz ist gegen die „Kunstrichter“ der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ Nicolais gerichtet. Sie „erkühnen sich über die Werke unserer ersten Tonkünstler zensorische Urteile zu schreiben, wovon sie nicht einmal eine Note verstehen; und dennoch leben sie in der überzeugenden Meinung, daß sie das Monopolium des guten Geschmacks besitzen . . . Wie sehr unterscheiden sich diese Herren von dem Verf. der ‚Briefe die neueste Literatur betreffend‘, wie sehr! Den Geist des Vortrags, die Gründlichkeit der Einsicht, die freie und unparteiische, aber richtige Urteile, welche diesen Briefen ihren Wert bestimmt haben, sucht man vergebens in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek . . .“

In dem II. Jahrgang, Stück I, XXV der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ habe ich, dem Zitate des „Diariums“ nachgehend, keine Bemerkung gefunden, gegen welche die Rüge des Verfassers im „Diarium“ gerichtet sein könnte. Wohl aber findet sich in demselben Stücke an anderer Stelle eine Rezension von 6 Sinfonien eines Komponisten Ferdinand Fischer, und die allgemeinen Aussprüche dieses Rezensenten sind in sehr anmaßendem Tone gehalten: „Daß er einem deutschen Helden Sinfonien zueignet, welche all das Lahme, das Unmelodische, das Niedrige, das Possierliche, das Zerstückelte, alle die, wie Telemann einstmals gesagt, fieberhaften Anfälle des beständigen geschwinden Abwechselns des Piano und Forte u. s. w. der neuesten Italienischen Modekomponisten an sich haben — darüber wundern wir uns wirklich“ . . . „Deutsche machen es so“, fährt der Rezensent fort, „weil es die neuesten Italiener so machen“ . . . „Das sind also die Leute, die uns den guten und vernünftigen Geschmack in der Musik lehren“ . . . „Inzwischen wollen wir anderen Deutschen, zween Graune, einen Hasse, einen Bach, einen Quanz rc. an der Spitze habend, uns bemühen, das Erhabene, das Würdige, das Zärtliche, das Rührende, den schönen Gesang, die reine Harmonie, den edlen Ausdruck u. s. w. in der Musik nach unserm Vermögen fortzupflanzen. Und dies soll, so viel möglich, aus unsern eigenen Köpfen hervor gesuchet werden . . .“

Diese Sätze mochten den Verfasser des Aufsatzes im „Diarium“ wohl reizen. Wir werden sehen, wie er auf die „zween Graune“ (Karl Heinrich und Johann Gottlieb, dessen Bruder), mit denen der Berliner Kunstrichter prunkt, reagierte. Einen schönen Gedanken kleidet der Verfasser im „Diarium“, seiner Zeit voraus, in diese Worte: „In gewissen Fällen müssen die Geisteseigenschaften des Zuhörers zu einer gewissen Konsonanz mit des Tonkünstlers seinen gestimmt sein, wenn er anders das empfinden will, was er soll. Dies gilt auch umgekehrt dem Musiker, sobald er sich mit dem Dichter vereinigt.“ Aus dieser Vereinigung „soll kein Zentaur entstehen“ . . . „Man nimmt an“, so leitet der Verfasser seine Charakteristiken ein, „daß jede Nation, jede Provinz ihren eigenen Dialekt und Geschmack habe, die sich von den herrschenden Neigungen ihrer Führer bilden. Zwei oder drei gute Schrift-

steller können den Geschmack in der Literatur bei einer ganzen Nation umschaffen, und eben so viel gute Komponisten können denselben in der Musik bilden und recht setzen." Diesen sei es also zuzuschreiben, „daß die Franzosen noch immer auf den Einförmigen des Lully daherschreiten, die Italiener nach und nach in das Bizarre ausarten, die Deutschen aber ein musikalisches Imperium errichten".

Dieses „Imperium" soll nun keinesfalls dem musikalischen Norden unter Grauns Führung zugesprochen werden, und die Meister, in welchen sich der „Wienerische Geschmack" verkörpert, werden der Reihe nach in trefflichen Kritiken vorgeführt:

„Herr Joseph Hayden, der Liebling unserer Nation, dessen sanfter Charakter sich jedem seiner Stücke eindrückt. Sein Satz hat Schönheit, Ordnung, Reinigkeit, eine feine und edle Einfalt, die schon eher empfunden wird, als die Zuhörer noch dazu vorbereitet sind. Er ist in seinen Kassationen, Quatro und Trio, ein reines und helles Wasser, welches ein südlicher Hauch zuweilen kräuselt, zuweilen hebt, in Wellen wirft, ohne daß es seinen Boden und Abschuß verläßt. Die monotonische Art der Stimmen mit gleichlautenden Oktaven hat ihn zum Urheber, und man kann ihr das Gefällige nicht absprechen, wenn sie selten und in einem haydenischen Kleide erscheint [6]). In Sinfonien ist er ebenso männlich stark als erfindsam. In Kantaten reizend, einnehmend, schmeichlerisch; und in Menuetten natürlich scherzend, anlockend. Kurz Hayden ist das in der Musik, was Gellert in der Dichtkunst ist."

Erinnern wir uns, daß Joseph Haydn, den das „Diarium" also schon im Jahre 1766 „den Liebling unserer Nation" nennt und mit dem populären Gellert vergleicht, damals erst fünf Jahre fürstlich Eßterházyscher Kapellmeister in Eisenstadt und über die frühesten Sinfonien und Quartette noch nicht hinausgeschritten war. Wie Beethoven war auch Haydn rasch berühmt geworden, und die ersten Zeugnisse ihrer frühen Berühmtheit finden wir im „Diarium" und in der „Wiener Zeitung" . . .

Die Beurteilungen des Georg v. Reutter, Wagenseil, Gaßmann u. A. dürfen wir in der erwähnten kritischen Abhandlung übergehen. In der Betrachtung Glucks ist die weit vorausblickende Anmerkung von Interesse, daß man Gluck unmöglich ganz fühlen könne, wenn man nicht zugleich Dichter und Tonkünstler ist:

„Herr Chevalier Gluck, ein Mann, der wirklich für das Orchester erschaffen ist. Ein Mann, der durch seinen Orpheus, Rencontre imprévue, Don Jean und Alexander schon unsterblich sein wird [7]), wenn er auch sonst nichts mehr geliefert hätte. Ein Mann, der die Werke eines Metastasio beseelt,

---

[6]) Der Verfasser meint hier instrumentale Neuerungen und wird vollends verständlich in seiner Polemik gegen die „Hamburgischen Unterhaltungen". Die Kritiker der „Hamburgischen Unterhaltungen", sagt der Verfasser, welche sich über die gleichlaufenden Oktaven unserer Komponisten aufgehalten haben, müssen wissen, daß die meisten Sinfonien von Graun Andanti haben, wo der Fagott mit der Flautetraverso in Oktaven geht; und noch ist keinem der Gedanke beigekommen, zu sagen: „Es käme als wenn Vater und Sohn in einem Tone miteinander bettelten."

[7]) Es ist nicht recht verständlich, daß der Verfasser neben „Orpheus" (1762), „La rencontre imprévue" oder „Die Pilgrime von Mecca" (1764), neben das Ballet „Don Juan" (1761) auch die Oper „Alessandro nell' Indie" (1745, für Turin) stellte. Vielleicht wollte er aus jeder Periode Glucks ein Werk anführen.

den Engländern gefällt, die Franzosen vergnügt, und uns — seine Töne reden selbst den Gedanken. Er hat Stellen, worüber einem das wenige Genie, so man hat, verschwindet. Man mißfällt sich selbst. Nur die Herren Musiker werden uns hier verstehen. Der Mut kömmt nicht eher wieder, als bis der Eindruck, den er auf uns gemacht hat, sich nach und nach verliert. Wenn er mit starken Zügen die Leidenschaften schildert, so reißt er die Herzen mit dahin, wo er will. Überall glücklich, überall der Führer unserer Herzen. Jede Wendung, jeder Gang und Fall gibt der Seele ihren richtigen Standort an. Es ist unmöglich, ihn ganz zu fühlen, wenn man nicht zugleich Dichter und Tonkünstler ist . . . Schade, daß wir keinen Rammler hier haben, wie viele Graune hätten wir nicht, die uns Ehre machen könnten!"

Die hübsche Ironie des letzten Satzes, der Seitenblick von Gluck auf die Graune soll uns nicht entgehen... Glucks Wirken wurde im „Diarium" mit verständnisvoller Kritik begleitet. Vom „Orpheus" lesen wir 1762, daß er bei der ersten Aufführung (5. Oktober) „allgemeinen Beifall erhalten und sowohl seinem Urheber dem Herrn Calzabigi als dem Compositor der Musik, dem Herrn Cav. Gluck viele Ehre machet". Vom Jahre 1779 (Nr. 102) sei hier gleich ein Bericht aus — Brünn angeschlossen: „Am 12. Christmonats wurde zu ersagtem Brünn die berühmte Oper des unsterblichen Gluck ‚Orpheus und Euridike' aufgeführt. Dies fiel als eine besondere Erscheinung um so mehr auf, da noch nie, so viel bekannt ist, eine deutsche Schaubühne es gewagt hat, dieses herrliche Stück vorzustellen . . . Man hatte während der Vorstellung das Vergnügen, zu bemerken, daß ein Schauspiel, welches in Italien und Frankreich jedermann entzückte, auch in einer Provinzialstadt Deutschlands, in einer deutschen Übersetzung, den lautesten und ungeteilten Beifall erhielt . . ." Glucks Reformen begegnen schon nach der Aufführung des „Ezio" im „Diarium" (1764, Nr. 2) vollem Verständnis. Anton Schmid hebt in seiner Gluck-Biographie diese Kritik des „Diarium" hervor.

Nach alldem ist es erklärlich, daß „Alceste", Glucks eigentliches Reformwerk, das durch die bekannte Vorrede sein Gewicht erhielt, im „Diarium" nach Gebühr gewürdigt wurde. Das „Diarium" vom Jahre 1767, 30. Christmonats, berichtet, daß „Samstag und die folgenden Tage auf dem Theater nächst der Burg das neue Singspiel Alceste genannt", aufgeführt wurde, und fährt folgendermaßen fort [8]): „Wir können den heutigen Wienerartikel unmöglich schließen, ohne von dem oberwähnten italienischen Trauerspiele unseren Lesern so viel möglich, eine nähere Kenntnis zu geben und zugleich der itzigen Theatraldirektion das wohlverdiente Lob beizulegen, daß man es von Seiten derselben an nichts ermangeln läßt, das hiesige Publikum mit Schauspielen zu unterhalten, die die allgemeine Bewunderung und den Beifall aller Kenner billigermaßen erwerben. Das letzte Trauerspiel, das wir mit Entzücken diese Tage her auf unserer Schaubühne hier gesehen haben, führt den Titel Alceste. Den Stoff hierzu hat der geschickte Verfasser desselben, nämlich Herr Regnier de Calsabigi, aus Euripidens berühmten Trauerspiel gleichen Namens entlehnt; nun ist bekannt, daß dieser alte Musensohn zur Anlage

[8]) Schon bei Schmid a. a. O., aber mit Veränderungen aus dem „Diarium" zitiert.

seines Trauerspiels gedichtet hat, daß Admetus, König zu Phera in Thessalien, und Alcestens Gemahl auf dem Punkt gestanden sei, sein Leben in einer schweren Krankheit zu verlieren; Apoll aber, der vormals, als er aus dem Olymp verwiesen war, von Admeten gütig aufgenommen worden, habe ihm bei den Parzen das Leben, jedoch mit dem Beding erbeten, wenn jemand anderer für ihn sterben würde. Alceste, von einem seltenen Triebe von Liebe und Treue zu ihrem Gemahl angefeuert, nimmt den Tausch großmütig auf sich und stirbt für ihn. Herkules, Admetens Freund, kömmt eben bei diesen obwaltenden Umständen nach Phera, entreißt Alcesten dem Tode und liefert sie dem Gemahl wieder in die Arme . . . Dieses ist der eigentliche Entwurf, den Euripides so meisterlich bearbeitete, Herr Calsabigi aber hat für gut befunden, dem Herkules den, von Admeten vormals mit Wohltaten überhäuften Apoll unterzuschieben, und von letzterem dieses Wunder aus Dankbarkeit verrichten zu lassen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir das gerechte Lob in seinem wahren Lichte hierher setzen wollten, das erwähnter Herr Calsabigi in so glücklicher Bearbeitung dieses Stoffes sowohl, als Herr Chevalier Gluck in dem Satz der Musik billig verdienet, wir wollen, um alles mit einem zu sagen, nur melden, daß beide, jener in der Poesie, und dieser durch die Musik alle darin vorkommenden Leidenschaften, so künstlich, so glücklich ausgedrückt haben, daß man nicht zweifelt, dieses Singspiel werde von allen Kennern, ja von der Nachwelt selbst für ein Meisterstück gehalten werden."

Glucks Tätigkeit in Paris wird von dem „Diarium" gleichfalls im Auge behalten, wir übergehen jedoch eine Reihe von Jahrgängen, um den Nekrolog auf Gluck vorauszunehmen. Die musikalische Nekrologie — doch auch Kritik im weitesten Sinne, da sie, das Schaffen des Meisters zusammenfassend, ein abschließendes Urteil gibt — zeichnet sich in der „Wiener Zeitung" durch vornehme Haltung und gerechte Würdigung aus. Nach Glucks Tode war im „Diarium" vom 21. November 1787 zu lesen: „Samstag den 17. d. M. verstarb allhier Hr. Ritter Christoph von Gluck, in einem Alter von 73 Jahren. Wer immer den Namen kennt, der kennt auch den Ruhm, der ihn begleitet, und kann die Größe des Verlustes ermessen, den die Tonkunst durch den Tod eines Mannes erleidet, der ihre Wirkung auf den höchsten Grad brachte: wo man diese empfand, wird man über den Verlust trauern. In Wien, wo er seit langen Jahren Theresiens und Josephs Wohltaten und allgemeine Achtung genoß, fließen auch dem rechtschaffenen, liebenswürdigen, bescheidenen Manne Zähren der Freundschaft."

Eng schloß sich zu jener Zeit in der Kette der Wiener Meister Ring an Ring. Im Todesjahre Glucks hatte der sechzehnjährige kurfürstlich-kölnische Hoforganist Ludwig v. Beethoven zum erstenmale Wien besucht und während des kurzen Aufenthaltes einige Lektionen bei Mozart genommen. In eben diesem Jahre 1787 enthält die Nummer 91 der „Wiener Zeitung" einen Bericht aus Prag: „Montags 29. Oktober wurde von der Italienischen Operngesellschaft in Prag die mit Sehnsucht erwartete Oper des Meisters Mozart ‚Don Giovanni', das steinerne Gastmahl aufgeführt. Kenner und Tonkünstler sagen, daß zu Prag ihresgleichen noch nicht aufgeführt worden. Herr Mozart dirigierte selbst, und als er in das Orchester trat, wurde ihm ein dreimaliger Jubel gegeben, welches auch bei seinem Austritte geschah. Die Oper ist übrigens schwer zu exequieren und jeder bewundert dem ungeachtet

die gute Vorstellung derselben, nach so kurzer Studienzeit . . . ." Von anderen Mozart-Aufführungen wird selten in der „Wiener Zeitung" jener Tage ausführlicher Bericht gegeben. Das lose Verhältnis der „Wiener Zeitung" zu Mozarts Schaffen läßt sich leicht erklären. Die Musikhistoriker, welche aus zeitgenössischen Urteilen beweisen wollen, daß Mozarts Genie von den Mitlebenden verkannt wurde, zitieren mit Vorliebe die beiden Theaterberichte der „Wiener Zeitung", welche die erste Aufführung von „Figaros Hochzeit" und „Don Juan" betreffen [9]). Diese Berichte (1786, Nr. 35 und 1788, Nr. 38) enthalten nur die lakonische Bemerkung: „Die Musik dazu ist von Hrn. Kapellmeister Mozart", beziehungsweise: „Die Musik ist von Hrn. Wolfgang Mozzart, Kapellmeister in wirklichen Diensten des kaiserlichen Hofes." Wer aber historisch begreifen will, darf die Kunstdinge nicht losgelöst von ihren Zusammenhängen, von den Beziehungen zur Zeit betrachten. Zunächst sind jene beiden, oft hämisch angeführten Berichte nicht etwa geringschätzige Notizen eines Berichterstatters, sondern offizielle Mitteilungen im Anhange der „Wiener Zeitung", und zwar an die Spitze des offiziellen Teiles gestellt. Im politischen Teile der „Wiener Zeitung" wurde gerade in Mozarts reichster Schaffensperiode wenig Raum für Kunstkritik erübrigt. Die politischen Nachrichten, Berichte von dem unglücklichen Türkenkrieg nahmen das hauptsächliche Interesse in Anspruch. Die „Wiener Zeitung" war genötigt, eine eigene Beilage mit „Kriegsvorfällen" erscheinen zu lassen. In dem Blatte, welches die erste Aufführung des „Don Juan" (7. Mai 1788) in der oft ironisierten Kürze meldete, wird aus Siebenbürgen von einem Gefecht mit den Türken berichtet, das vom Morgen bis 4 Uhr Nachmittag dauerte. Die Zeitverhältnisse waren sehr „kritische", also der literarischen Kritik wenig günstig. Eine Anzeige in der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1788 bekräftigt diese Tatsache, da ein anderes Wiener Blatt erklärt, in den erregten Zeitläuften nicht einmal für ein Gedicht verfügbaren Raum zu haben. Die „Neuesten Wiener Nachrichten" kündigen in der „Wiener Zeitung" an: „Die Vielheit der Kriegsbegebenheiten, welche doch vorzüglich die Neugierigen reizt, hat uns genötigt, diesen Sommer bisweilen von unserem Plan abzugehen, da aber im Winter die Kriegsnachrichten minder häufig sind, so werden wir auch unserem gleich im Anfang angekündigten Plane treu bleiben, also auch jederzeit ein kleines Gedicht und eine Anekdote liefern . . ."

Das Verhältnis der Öffentlichkeit zu Mozarts Wirken erfuhr stets eine einseitige Beurteilung. Man hielt sich begreiflich bei den menschlichen Leiden auf, welche den kurzen Erdenwandel des Genies zur Passion gestalteten; man klagte die Menschen um Mozart, man klagte selbst Mozart an. Wir müssen uns aber endlich darüber klar werden, daß das Schicksal Mozart auf einen stark exponierten, von neuen Strömungen umbrandeten Posten stellte, wie nie einen Meister zuvor. Ihm nahezu allein wurde der gewaltige Vorstoß der modernen Tonkunst übertragen. Am kaiserlichen Hofe waren seit Gluck die großen Musikaufführungen zurückgedrängt. Die öffentlichen Theater nahmen überhand, aber den Tondichter, der nun auf sie angewiesen war, beuteten sie aus. Der Halt „von oben" wurde locker, und die Stütze „von unten" fand

---

[9]) Auch ich bin ihnen in der „Festrede zur Mozart-Zentenarfeier, gehalten vor der Festversammlung, 15. Juli 1891 in der Aula academica zu Salzburg" gefolgt.

noch keinen festen Boden. Daß Mozart der erste im modernen Geiste freie Künstler wurde, hat er teuer genug erkauft. Die Musik ging von den Fürstenhöfen in die Masse der Bevölkerung über, in welcher sich kunstliebende Kreise, die wir „Publikum" nennen, erst allmählich organisierten und zusammenschlossen, und die Gunst dieses Publikums, das seine tyrannischen Launen hat, mußte vom Genie täglich neu erstritten werden. Das forderte die neue Zeit. Über die Freiheit des Künstlers läßt sich sehr schön und erhebend phantasieren; wer aber, wie Mozart vom Schicksal dazu ausersehen wurde, diese Freiheit erst zu bereiten, opfert ihr sein physisches Sein. Beethoven fand schon ein ganz anderes, organisiertes Publikum vor.

Mit dem Bestreben, die musikalischen Berichte der „Wiener Zeitung" als Spiegel der Kunstwandlungen auf dem Wiener Boden zu betrachten, hängt aufs engste die Aufgabe zusammen, eben aus der „Wiener Zeitung" auch ein Bild des gewaltigen Umschwunges der Musikpflege in der Mozart-Epoche zu gewinnen. Mozarts Stellung in der neuen Zeit, seine Schicksale werden aus den Mitteilungen der „Wiener Zeitung", auch wo sie nichts weniger als Kritiken liefert, offenbar . . . Das Theater zog Mozart mit Macht nach Wien, wo er im Jahre 1781 am 6. März „ganz mutterseliger allein in einer Postchaise", des Morgens 9 Uhr anlangte. In demselben Jahre enthält die Nummer 98 der „Wiener Zeitung" bereits die Anzeige: „In der Kunsthandlung Artaria u. Comp. auf dem Kohlmarkt, der Michaelerkirche gegenüber, sind neu aufgelegt und zu haben 6 Sonaten für das Klavier mit Begleitung einer Violine [10]) von dem genugsam bekannt und berühmten Herrn Wolfgang Amadee Mozart op. 2 (5 fl.) . . ." Rasch genug nahm Mozart mit dem großen Publikum Fühlung. Die Virtuosen veranstalteten zu jener Zeit Akademien in den beiden Theatern der inneren Stadt oder in dem Saale „zur Mehlgrube" auf dem Neuen Markt, auch im Kasino des Trattnerhofes am Graben. Sehr beliebt war das Konzertieren in den Zwischenakten der Schauspiele — eine seltsame Art von Zwischenaktmusik. Während Hanslick („Geschichte des Konzertwesens") in der anziehenden Schilderung jener Konzertepoche der naheliegenden „Wiener Zeitung" beharrlich ausweicht, benützt C. F. Pohl („Haydn", II. Bd.) auch in seiner ergänzenden Darstellung jener Zeit die „Wiener Zeitung" immer wieder als Quelle; er zitiert sie u. a. bei dem Konzerte des Violinvirtuosen Ritter von Esser, der 1780 in der „Mehlgrube" „ein Solo auf der gesponnenen G-Saite allein, ohne die anderen Saiten zu berühren" ausführte, und bei dem Konzerte des achtjährigen „Wunderknaben" Franz Josef Clement, der im Jahre 1788 in Trattners Kasino „unter Anführung seines Vaters" auftrat und ein „starkes Konzert" von Stamitz spielte. („Wiener Zeitung" vom 30. April 1788.) Im Jahre 1789 feierte die „Wiener Zeitung" den jungen Künstler mit einem Gedicht. Es ist derselbe Clement, welcher später Beethovens Violinkonzert — das Autograph enthält den Beethoven-Witz „Concerto par Clemenza pour Clement" — im Jahre 1806 zum erstenmale vorgetragen hat . . . Im Saale „zur Mehlgrube" gab Mozart fleißig Konzerte. Philipp Jakob Martin (nicht der Komponist der „Cosa rara") hatte im Jahre 1781 in der „Mehlgrube" Dilettantenkonzerte

[10]) Die Subskription (3 Dukaten) hatte die Gräfin Thun mit anderen Gönnerinnen eröffnet.

nach dem Vorbilde anderer Städte eingerichtet. Im Sommer wurden diese Konzerte in den Augarten übertragen. Mozart war Teilnehmer; er schreibt dem Vater im Mai 1782: „Nun können Sie sich leicht denken, daß wir genug Subskribenten bekommen werden, um so mehr, als ich mich darum annehme und damit associiert bin.“ [11]) Die „Wiener Zeitung“ vom 1. Brachmonats 1782 berichtet von dieser für die Entwicklung der Wiener Musikpflege bedeutungsvollen Popularisierung der Tonkunst: „Unser Lieblings-Lustort, der Augarten, für dessen täglich sich mehrende Verschönerung unser Herrscher noch immer seine höchste Sorgfalt durch die besten Anstalten bezeigt, hat durch zwo Unternehmungen von Privatpersonen einen neuen Wert erhalten .... So hat auch Herr Martin sein unlängst in der Stadt auf der Mehlgrube errichtetes Dilettantenkonzert für diesen Sommer in den Augarten verpflanzt, wo man nun, um billige Preise, alle Sonntage das Vergnügen haben kann, manche Virtuosen beiderlei Geschlechts dabei zu bewundern und sich auf das angenehmste in der schönsten Gesellschaft zu unterhalten ...“ Mozart als Kompagnon des „Traiteurs“ Martin! Welche Wandlung! Martin kündigt in der „Wiener Zeitung“ vom 7. August 1782 vier große Serenaden auf dem Neuen Markte an, verspricht Verbesserungen der Sesselaufstellung — Billets waren an der „Limonadehütte“ zu haben — und stellt für den 18. August „die kürzlich in Harmonie übersetzte von Herrn Kapellmeister Mozart neu komponierte Oper betitelt ‚Die Entführung aus dem Serail‘“ in Aussicht. Die „Entführung“ hatte Mozart selbst für Harmoniemusik arrangiert[12]). Kurz vorher, am 12. Juli 1782, war diese Oper mit großem Erfolge, der eben in der Ankündigung der Bearbeitung für Serenadenzwecke nachklingt, zum erstenmale gegeben worden. Sie half die deutsche Oper in Wien befestigen. Dieses erhabene Ziel hatte sich Kaiser Joseph II. mit der Begründung des „National-Singspiels“ gesteckt. Am 17. Februar 1778 fand die erste Vorstellung statt. Von der denkwürdigen Aufführung gibt das „Diarium“ vom 25. Hornung 1778 Bericht: „Wir genießen seit einiger Zeit das Vergnügen, in dem Nationaltheater ein deutsches Singspiel, ‚Die Bergknappen‘ genannt (von Ig. Umlauf), mit so großem Beifalle aufführen zu sehen, daß man nur mit äußerster Mühe Platz im Schauspielhause bekommen kann, und fast allzeit eben so viele Zuschauer aus Mangel des Raumes weggehen müssen, als sich in dem Schauspielhause befinden. Bei letzterer Vorstellung hat die erste Sängerin Mademoiselle Cavallieri am Schlusse des Spieles auf der Bühne erscheinen und von dem vergnügten Publikum den öffentlichen Beifall empfangen müssen ...“

Bevor noch das deutsche „National-Singspiel“ wieder der Opera buffa hatte weichen müssen, kam zuguterletzt Mozarts „Entführung“ zur Aufführung.

---

[11]) Mozart fügt an: „Ich setze den Fall, daß wir nur 100 Abonnenten haben, so hat doch jeder 300 fl. Profit.“

[12]) Mozart an den Vater am 20. Juli 1782: „Nun habe ich keine geringe Arbeit, bis Sonntag acht Tage muß meine Opera auf die Harmonie gesetzt sein, sonst kömmt mir einer bevor und hat statt meiner den Profit davon ... Sie glauben nicht, wie schwer das ist, so was auf die Harmonie zu setzen, daß es den Blasinstrumenten eigen ist und doch dabei nichts von der Wirkung verloren geht ...“ Mozart verrichtete also für Martin die Arbeit, welche heute die Militärkapellmeister besorgen.

Die deutsche Schauspielergesellschaft Schikaneder[13]) und Kumpf holte die Mozartsche Oper im Jahre 1784 wieder hervor. Die „Wiener Zeitung" (Nr. 91 vom Jahre 1784) bringt folgenden Bericht: „Die Schauspielergesellschaft der Herren Schikaneder und Kumpf spielt im Theater nächst dem Kärtnertor und hat Freitags den 5. dies zuerst die Oper ‚Die Entführung aus dem Serail' aufgeführt . . ." C. F. Pohl zitiert aus der „Wiener Zeitung" das Urteil, daß diese Gesellschaft als Unternehmung einzelner Privatpersonen das beste sei, „was wir seit vielen Jahren auf dem Theater nächst dem Kärntnertore sahen".

Der Charakter der ungeordneten Übergangszeit, in welcher die Emanzipation der Musik vorbereitet wurde, brachte es mit sich, daß Mozart in seinen Opern und in der Veröffentlichung anderer Kompositionen keine ergiebige Einnahmsquelle sehen konnte. War ein Werk aufgeführt, so wurde die Partitur Freigut für Abschreiber, Musikalienhändler und Theaterdirektoren (vgl. die Darlegung bei Otto Jahn a. a. O., Bd. III, S. 214 ff.). Dieses schwankende Rechtsverhältnis spiegelt sich klar in den Anzeigen der „Wiener Zeitung" und auch die Beliebtheit der Mozartschen Werke läßt sich daraus erkennen. Nummer 98 vom Jahre 1784: „Wenzel Sukowaty, Hoftheatralkopist, hat die Ehre einer hohen Noblesse und verehrten Publikum zu berichten daß bei ihm alle bisher im Nationaltheater aufgeführten Opern sowohl in Partitur als extra aufs Klavier, um billigen Preis sauber und korrekt abgeschrieben zu haben sind . . ." Am 6. Mai 1786 zeigt aber der biedere Herr Sukowaty in der „Wiener Zeitung" an, „daß man bei ihm ‚Le nozze di Figaro' ein musikalisches Schauspiel in 4 Aufzügen von dem sehr beliebten Hrn. Amadeo Mozart, ganz oder einzelne Arien davon" haben könne[14]). Von kulturgeschichtlichem Interesse scheint auch die Anzeige in Nr. 100 der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1788: „In der Himmelpfortgasse, vom Münzamt gegenüber Nr. 1355, in dem Marchand de mode-Gewölbe ist aller Frauenputz von allen Gattungen Strickwoll und Zwirn um den billigsten Preis zu bekommen. Von musikalischen Quartetten: ‚il Talismano', ‚l'Arbore di Diana' auf die Violin und Flauto, detto ‚una Cosa rara', die 6 neuen Sinfonien von Haydn in Quatro gesetzt. Es werden auch von allen Gattungen Musikalien rein und korrekt kopiert . . ." Es muß dort ein fleißiges Ehepaar gewohnt haben — die Tondichter hatten das Nachsehen. Christoph Toricellas Musikalienhandlung am Kohlmarkt zeigt in der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1786 Ausgaben von „Figaros Hochzeit" an: „Da ich so glücklich bin, bereits dieses sowohl schöne als künstliche Werk des berühmten Herrn Kapellmeisters Mozart dem hochachtbaren Publikum liefern zu können, so wollte ich nicht länger den respekt. Musikliebhabern die Nachricht vorenthalten, daß die Partitur dieser ganzen Oper gegen Bestellung für den billigsten

---

[13]) Nur als Kuriosum sei erwähnt, daß das Repertoire des späteren Schikanederschen Theaters, für welches „Die Zauberflöte" geschrieben wurde, im Jahre 1790 ein Singspiel „Die Wienerzeitung" mit der Musik von Ben. Schack aufweist.

[14]) C. F. Pohl a. a. O., Bd. I, S. 112 zitiert aus dem „Diarium" vom Jahre 1768 eine ähnliche Ankündigung von Simon Haschke „Musiko und Notist in den drey Huetten zu Maria Trost" (St. Ulrich, Vorstadt Wiens) und bemerkt: „Einem Kopisten fiel die Ehre zu, der Erste gewesen zu sein, der Werke von Haydn in den Spalten des ‚Wiener Diariums' ankündigt."

Preis zu bekommen sei. Bekannt mit dem vortrefflichen Geschmack des h. Publikums habe ich bereits geschickten Tonkünstlern die Ausführung eines Klavierauszuges sowohl als auch in Quartetten, für zwei Violin, Viola und Baß gesetzt, überlassen . . . werde demnach alle diejenigen, die diese Opera auf eine oder die andere Art zu besitzen wünschen, ersucht, sich beizeiten vorzumerken, da bereits von umliegenden k. k. Staaten sowohl als vom Auslande viele Nachfrage geschah . . ." Johann Traeg am Hohen Markt, eine andere Musikalienhandlung jener Zeit, schließt sich mit einer ähnlichen Ankündigung an. Nicht anders folgt die Lauschische Musikalienhandlung in der Kärntnerstraße Nr. 1085 „den drey weissen Rosen über" der Aufführung des „Don Juan" mit einer Anzeige in der „Wiener Zeitung"; sie empfiehlt am 24. Mai 1788 achtundzwanzig Nummern aus der Oper, darunter „Donna Elvira am Fenster", die „Nachtmusik" und „Per queste tue manine" („Beim Anbinden"), die „ganze Opera in der Spart samt dem Büchel 34 fl., der Klavierauszug gebunden 16 fl.". Später das „Menuetto per il Clavi Cembalo" für 4 Kreuzer.

Eine unscheinbare Ankündigung in der „Wiener Zeitung" wirft ein Streiflicht auf die Wechselfälle des Mozartschen Künstlerlebens, das von der Gunst eines launenhaften Publikums abhängig war. In Nummer 2 vom Jahre 1788 der „Wiener Zeitung" zeigt eine Galanteriewarenhandlung „Fächer mit der letzt aufgeführten Opera: ‚L'Arbore di Diana', wie auch ‚La Cosa rara'" an. Diese Opern des Vinzenz Martin[16]) hatten Wien in einen Taumel des Entzückens versetzt und im Bunde mit Salieris „Axur" und anderen Italienern die immer wieder matt aufflackernde Freude am „National-Singspiel", das lange nur ein Traum der deutschen Kunst blieb, im Jahre 1788 endgültig verlöscht. Die Italiener wurden wieder Alleinherrscher. Es ist eine alte Kunsterfahrung, daß in politisch unruhigen Zeiten in der Schwüle vor Eintritt stürmischer Ereignisse die Bevölkerung sich mit seichten und leichten Kunstgenüssen zu vergnügen, sich zu betäuben sucht . . .

Als Mozart im Jahre 1791 gestorben war, widmete ihm die „Wiener Zeitung" vom 7. Dezember einen innigen Nachruf:

„In der Nacht vom 4. zum 5. d. M. verstarb allhier der k. k. Hofkammerkompositor Wolfgang Mozart. Von seiner Kindheit an durch das seltenste musikalische Talent schon in ganz Europa bekannt, hatte er durch die glückliche Entwicklung seiner ausgezeichneten Naturgaben und durch die beharrliche Verwendung die Stufe der größten Meister erstiegen; davon zeugen seine allgemein beliebten und bewunderten Werke, und diese geben das Maß des unersetzlichen Verlustes, den die edle Tonkunst durch seinen Tod erleidet."

So unbeachtet also, wie man meistens annimmt, blieb der Tod Mozarts nicht. Die „Wiener Zeitung" hat ihre Schuldigkeit getan. Ich finde den Nekrolog bei den Biographen nicht zitiert, auch nicht den Vorschlag für eine Grabschrift, welche die „Wiener Zeitung" am 31. Dezember 1791 brachte:

---

[16]) Wahr und prophetisch hatte der zurückgedrängte Mozart von Martin gesagt: „Vieles in seinen Sachen ist wirklich sehr hübsch, aber in zehn Jahren wird kein Mensch mehr Notiz davon nehmen."

MOZARDI
Tumulo inscribendum.
Qui jacet hic, Chordis Infans Miracula Mundi
Auxit et Orpheum Vir superavit. Abi!
Et animae ejus bene precare! *K.*

Gleich nach Mozarts Tode werden in der „Wiener Zeitung" Arien aus der „Zauberflöte" von der Lauschischen Musikalienhandlung in der Weihburggasse Nr. 959 und von Artaria („Der Vogelfänger bin ich ja" 8 Kreuzer u. s. w.) angezeigt. Artaria und Comp. bringen aber eine Ankündigung, deren empfehlende Worte man nicht zur Gattung der gewöhnlichen Verlegerreklame rechnen möchte: „Drei ganz neue konzertante Quartetten für zwei Violinen, Viole und Violoncell vom Hrn. Kapellmeister Mozart op. 18 . . . Diese Quartetten sind eines der schätzbarsten Werke des der Welt zu früh entrissenen Tonkünstlers Mozart, welche aus der Feder dieses so großen musikalischen Genies vor seinem Tode (sic!) geflossen sind und all jenes musikalische Interesse von Seiten der Kunst, der Schönheit und des Geschmackes an sich haben, um nicht nur in den Liebhabern, sondern auch in dem tiefen Kenner Vergnügen und Bewunderung zu erwecken."

Von der frühesten Würdigung Beethovens wurde oben schon gesprochen. Am 7. April 1798 berichtet die „Wiener Zeitung" über eine Aufführung in der „Tonkünstler-Sozietät", welche das erste ständige Konzertunternehmen Wiens war: „Den zweiten Abend spielte Herr v. Beethoven von seiner Erfindung ein Quintett auf dem Pianoforte begleitet von einem Hautbois vom Herrn Triebensee u. s. w." — es war das Klavierquintett mit Bläsern op. 16 — „Alle erhielten den ungeteiltesten und lebhaftesten Beifall . . ." Am 6. Jänner 1798 wurde in der „Wiener Zeitung" auch von der Aufführung des Trios für Englisch-Horn und zwei Oboen berichtet.

Bedeutende Momente in der Entwicklung des Wiener Musiklebens markierte die „Wiener Zeitung" auch in ihrer musikstillen Zeit; so die Aufführungen der Haydnschen „Schöpfung" durch die Tonkünstler-Sozietät. (Am 22. und 23. Dezember 1799 „wurde das schon rühmlichst bekannte und mit eben so entschiedenem als allgemeinem Beifalle aufgenommene Oratorium u. s. w. aufgeführt".) Dann die berühmten Oratorienaufführungen im Jahre 1812 und 1814, welche eine musikalische Vereinigung von Dilettanten bewirkten und der Gründung der „Gesellschaft der Musikfreunde" als organischem Zusammenschluß der Dilettanten neben der aus Fachmusikern bestehenden „Tonkünstler-Sozietät" die Weihe gaben.

Die großen Aufführungen von Händels „Timotheus" vom 29. November und 3. Dezember 1812 in der k. k. Winterreitschule spiegeln sich in einer Anzeige der „Wiener Zeitung" und in einem Berichte von den Einnahmen (26.100 Gulden), welche unter die notleidenden Bewohnern der Gegenden von Aspern und Wagram sowie den Abgebrannten von Baden verteilt wurden. Am 12. Jänner 1813 ist in der „Wiener Zeitung" die bedeutungsvolle Schrift „Gedanken über den Verein der Musikfreunde" angezeigt, die auch schon die Gründung eines Konservatoriums anregte. Am 16. Oktober 1814 hatte die Gesellschaft der Musikfreunde, wie die „Wiener Zeitung" vom 19. des Monates berichtet, „die Ehre, einer Versammlung von Fürsten und Fürstinnen,

welche sich noch nie so zahlreich hier eingefunden hatte, eine musikalische Aufführung zu geben" — „Samson" von Händel. „Das Oratorium selbst", sagt der Referent, „gehört zu den größten Werken im Gebiete der Musik, und wenn es auch den Nichtkenner mit dem ersten Male nicht so mächtig ergreift als andere Händelsche, welche überhaupt, wie alle Werke der Kunst, nicht miteinander verglichen werden sollen, so wird es ihn doch, wenn er damit vertrauter geworden ist, unwiderstehlich fesseln . . ." In diese Jahre fallen die denkwürdigen Beethoven-Aufführungen von „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria", die erste am 8. Dezember 1813 unter Beethovens Leitung; „wobei", wie die „Wiener Zeitung" vom 20. Dezember berichtet, „der k. k. Hofkapellmeister Salieri es nicht unter seiner Würde fand, den Takt den Trommeln und Kanonaden zu geben, ein Ludwig Spohr und Mayseder, jeder durch Kunstfähigkeit der obersten Leitung gewachsen, zweite und dritte Stellen einnahmen, ein Hummel [16]) die große Trommel schlug" u. s. w. „Durch Herrn Mälzels Kunsttrompeter und den einstimmigen enthusiast'schen Beifall aller Zuhörer war das „Kunstfest", dessen „hinreißende Schönheit" der Referent preist, „einzig in seiner Art" [17]) . . . . „Die Aufführung bestand in einer von Herrn v. Beethoven ganz neu komponierten großen Sinfonie" — es war die Siebente in A-dur — „nach welcher Herr Mälzel seinen mechanischen Trompeter hören ließ". Den Beschluß machte „Wellingtons Sieg". „Der Beifall, den Beethovens kraftvolle Kompositionen, von ihm selbst dirigiert, bei allen Zuhörern fanden, stieg bis zur Entzückung. Von mehreren Musikstücken der Beethovenschen Kompositionen wurde durch anhaltendes Zuklatschen die Wiederholung verlangt . . ." Von einer Wiederaufführung der Schlachtsinfonie zugleich mit der ersten Vorführung der Beethovenschen Kantate „Der glorreiche Augenblick" berichtet die „Wiener Zeitung" am 30. November 1814, daß Beethoven „allen Freunden der Tonkunst einen entzückenden Genuß verschaffte" und daß in der Kantate „der Feuergeist eines der schätzbarsten Dichter mit dem hohen Genie eines der berühmtesten Kompositoren gleichen Schritt hielt, um das Ziel des Vollkommenen zu erreichen [18]) . . . Als Vienna sang: „Kein Herz

---

[16]) Hanslick a. a. O. hat da eine kleine Konfusion angerichtet. Er zitiert (S. 174) Moscheles (Life of Beethoven), welcher behauptet, daß nicht Hummel, sondern Meyerbeer mit ihm an einem Pulte sitzend, die große Trommel geschlagen hätte. „Seltsamer Weise" habe auch Beethoven in seiner „Danksagung", die für die „Wiener Zeitung" verfaßt war, irrtümlich Hummel als den Virtuosen der großen Trommel genannt. Aber der Bericht der „Wiener Zeitung" und Beethoven sind vollkommen im Rechte. Erst bei einer dritten Aufführung (ohne Mälzels mechanischen Trompeter) am 2. Jänner 1814 — Hummel dirigierte da an Salieris Stelle die Kanonaden — kam Meyerbeer dazu, die große Trommel zu schlagen (was er ja auch im Leben so gut verstand). Moscheles kann nur diese dritte Aufführung meinen; die von Hanslick zitierte erste „Danksagung" Beethovens, die nicht zum Abdruck kam, bezieht sich auf die ersten beiden Aufführungen vom 8. und 12. Dezember 1813. Die zweite, der Aufführung vom 2. Jänner 1814 zugehörige „Danksagung" Beethovens ist in der „Wiener Zeitung" vom 24. Jänner abgedruckt.

[17]) A W. Thayer meint, Schindler nenne dieses Konzert mit Recht „einen der wichtigsten Momente im Leben des Meisters, da alle bisher dissentierenden Stimmen, mit Ausnahme weniger Fachmänner, sich endlich dahin geeinigt hatten, ihn des Lorbeers würdig zu halten" (!).

[18]) Der Dichter, Professor Dr. Weißenbach in Salzburg hatte wohl nur der patriotischen Begeisterung des Referenten das hohe Lob zu danken.

ist nah, das nicht der Landesvater segnet", da brach das Entzücken aus allen Anwesenden mit dem lautesten Beifalle vor, der die starke Begleitung des Kompositors weit übertönte . . ." Diese Aufführung vom 29. November wurde am 2. und 25. Dezember wiederholt. A. W. Thayer rügt wohl mit Unrecht, daß der Referent der „Wiener Zeitung" die siebente Sinfonie, welche der „Schlacht bei Vittoria" folgte, „die dazu als Begleitung komponierte Sinfonie nennt"[19]). Der Referent wollte offenbar damit nur die Sinfonie als diejenige bezeichnen, welche schon die ersten Aufführungen der „Schlacht von Vittoria" am 8., 12. Dezember 1813 und 2. Jänner 1814[20]) begleitet hatte, und wollte sie damit von der „neuen Sinfonie" unterscheiden — es ist dies die Achte in F-dur — welche zugleich mit der Siebenten bei der inzwischen erfolgten vierten Aufführung der „Schlacht von Vittoria" am 27. Februar 1814 zur Aufführung gelangte. Beide Sinfonien in einem Programme! Die Zuhörer ließen das Andante der Siebenten „wie jederzeit" und den ersten Teil der „Schlacht" wiederholen. Die „Wiener Zeitung" kündigte diese Aufführung mit „einer neuen noch nie gehörten Sinfonie" — es ist dies die Achte — am 24. Februar an. . .

Still war es in der „Wiener Zeitung" rings um den „Fidelio". Die politischen Wirren lenkten alles Interesse von den ersten Aufführungen ab, die gerade in die ersten Tage der französischen Okkupation fielen, 20., 21. und 22. November 1805. Das Theater an der Wien war bei der ersten Aufführung leer; war doch die Vorstadt von der Stadt abgeschlossen worden! Die Umarbeitung des „Fidelio" im Jahre 1814 veranlaßte zwei wichtige Anzeigen von Beethovens eigener Hand in der „Wiener Zeitung", die Einladung zur Benefizvorstellung am 18. Juli[21]) und die Ankündigung der Partitur und der Arrangements am 1. Juli 1814: „Die gegenwärtige musikalische Bearbeitung ist von einer früheren wohl zu unterscheiden, da beinahe kein Musikstück sich gleich geblieben und mehr als die Hälfte der Oper ganz neu komponiert worden ist. Partituren in allein rechtmäßiger Abschrift samt dem Buche in Manuskript sind von mir oder dem Bearbeiter des Buches, Herrn F. Treitschke u. s. w. zu bekommen. Andere Abschriften auf unerlaubten Wegen werden durch die Gesetze geahndet

---

[19]) „Man möchte wohl wissen, was Beethoven gesagt habe, als er dies las." (Thayer III.)

[20]) Von dieser Akademie berichtet die „Wiener Zeitung" vom 9. Jänner 1814: „Herr von Beethoven hat durch die am vorigen Sonntag nach dem Wunsche vieler Freunde der Kunst und seiner genialischen Kompositionen, im Redoutensaale veranstaltete Aufführung seiner vorher zweimal in dem Saale der Universität mit rauschendem Beifalle gehörten neuesten Arbeiten, dem kunstliebenden, zahlreich versammelten Publikum ein wahres Fest gegeben. Er hatte zu gedachten Kompositionen, welche aus einer neuen großen Sinfonie und der ‚Siegesschlacht bei Vittoria' bestehen, einen neuen feierlichen Einzugsmarsch mit Chören (‚Ruinen von Athen') und eine noch nie gehörte Baßarie, mit Begleitung des Chores (gleichfalls ‚Ruinen von Athen') hinzugesetzt . . . . Der Beifall war allgemein und ging bis zur höchsten Entzückung Viele Teile mußten wiederholt werden. Der Wunsch sprach sich einstimmig aus allen Zuhörern aus, die Kompositionen noch öfters zu hören und unseren vaterländischen Künstler in Arbeiten seiner geistvollen Erfindung noch öfter preisen und bewundern zu können."

[21]) Beethoven schrieb an den Erzherzog Rudolph, daß „in dieser Jahreszeit die Einnahme wohl mehr eine Ausnahme ist".

werden ..." Das war ein anderer Ton der Rechtsverwahrung als ihn Mozart einst angeschlagen hatte.

Das in der Kunstgeschichte wohl einzig dastehende Programm der „Musikalischen Akademie", welche Beethoven am 22. Dezember 1808 im Theater an der Wien gab, war am 17. Dezember in der „Wiener Zeitung" angezeigt: „Donnerstag, den 22. Dezember hat Ludwig van Beethoven die Ehre" u. s. w. „Sämtliche Stücke sind von seiner Komposition, ganz neu und noch nicht öffentlich gehört worden..." Unter diesen Stücken war die C-moll-Sinfonie, dann die Pastorale, das Klavierkonzert in G, welches Beethoven selbst spielte und eine „Phantasie auf dem Klavier, welche sich nach und nach mit Eintreten des ganzen Orchesters, und zuletzt mit Einfallen von Chören als Finale endet" — also die C-moll-Fantasie, bei welcher Beethoven bekanntlich „umgeworfen" hat.

Die Kritik der Fachblätter knickte zumeist vor diesen riesenhaften Erscheinungen zusammen. Das Ausland verhielt sich kühl. (Vgl. A. W. Thayer, II. Anhang.) Wir begreifen also, daß eine Anzeige der neu gegründeten „Wiener Allgemeinen Musikzeitung" in der „Wiener Zeitung" vom 12. Jänner 1813 betont: „Die Blätter des Auslandes haben nur die Kunsterscheinungen des nördlichen Deutschlands zum Gegenstande ihrer gründlichen Beurteilung gewählt"; diese Blätter gäben „erst spät ein kaltes, nicht immer richtiges, Raisonnement über unsere früheren warmen Produktionen und scheinen uns zuzurufen, wir hätten Künstler aber keine Kunstrichter".

An Wärme fehlt es den Kunstrichtern, welche in der „Wiener Zeitung" den Tondichtern Haydn und Beethoven Nekrologe widmete, wahrlich nicht. Am 7. Juni 1809 ist in der „Wiener Zeitung" an erster Stelle zu lesen: „Der unvergeßliche Tonkünstler, Joseph Haydn, ist nicht mehr. Er wurde im Jahre 1730 zu Rohrau, einem Dorfe an der österreichischen Grenze gegen Ungarn, geboren. Sein Vater war ein armer Wagner, der ihn als Singerknabe nach St. Stephan zu Wien brachte. Mit 16 Jahren trat er aus diesem Institute aus, und welche unsterbliche Bahn voll Kunst und Ruhm hat er seitdem durchflogen! Wie sehr sein Vaterland verherrlicht! Er starb den 31. Mai 1809 im 79. Jahre seines Alters an der Entkräftung, in seinem Hause zu Gumpendorf, wo er zugleich einen kleinen Garten hatte ..." Der idyllische Ausklang mit dem Hinweis auf den „kleinen Garten" spricht innig an, wenn wir Vater Haydns gedenken ...

Einen längeren Beethoven-Nekrolog enthält die „Wiener Zeitung" vom 28. März 1827. Darin die Sätze: „... Bald verbreiteten seine durch Begeisterung, Tiefe der Empfindung und überraschende Eigentümlichkeit ausgezeichneten Werke seinen Ruhm über Europa bis nach Amerika und sein Name wurde neben Haydn und Mozart genannt ..." Nun folgt die Aufzählung der vielen Ehren, welche Beethoven zuteil geworden sind. Und dann: „Unter Entwürfen zu noch auszuführenden Werken, wohin ein Oratorium ‚Der Sieg des Kreuzes', eine große Sinfonie rc. gehören, erlag er endlich dem allgemeinen Schicksale mit inniger Ergebung und durch die Tröstungen unserer Religion erbaut, umgeben von seinem Bruder und mehreren Freunden, als dauernde Denkmale seines Daseins eine große Zahl genialer Tonwerke und einen rühmlichen Namen der Welt hinterlassend, aber auch manche schöne und große, für die Kunst fruchtbare Idee mit zu Grabe nehmend. Seinen künstlerischen

Bestrebungen vorzugsweise hingegeben, war er in seinen übrigen Beziehungen rechtlich, gewissenhaft, hülfreich, neidlos, standhaft als Freund, und allem Edleren und Höheren mit Liebe zugetan. Sein Leben und Wirken gehört der Kunstgeschichte an, sein Andenken aber wird allen, die ihn kannten und verstanden, stets teuer sein . . ."

Bei Franz Schubert läßt uns aber auch die sonst vortreffliche musikalische Nekrologie der „Wiener Zeitung" im Stich. Die Gründe dieser Vernachlässigung sind ebensowohl in der damaligen Verfassung der „Wiener Zeitung", welche in jenen dumpfen Jahren arm an Inhalt und der Kunst sich fremd zeigte, wie in den Lebensumständen Franz Schuberts zu suchen. Es ist doch bezeichnend, daß Schubert nicht früher als in seinem Todesjahr, am 26. März 1828, sein erstes und einziges Konzert gegeben hat. Im Verkehre auf wenige, zumeist egoistische „Freunde" beschränkt, die ihn ganz für sich in Anspruch nahmen, kam Schubert wenig mit der Öffentlichkeit in Berührung; darum beschäftigte er auch nicht die „öffentliche Meinung".

Die Verleger verhielten sich zurückhaltend, bis Leopold v. Sonnleithner im Jahre 1821 die Herausgabe des „Erlkönig" betrieb und mit anderen Liedern dem Verlage Cappi und Diabelli in Kommission gab. In der „Wiener Zeitung" sind die Originalausgaben einer großen Zahl von Kompositionen Schuberts durch viele Jahre angezeigt [22]) von den ersten gleich der „Erlkönig" (2. April 1821), „Gretchen am Spinnrad" (30. April 1821), „Der Wanderer" (29. Mai 1821) bis zur „Wanderer-Phantasie" (24. Februar 1823), zum Zyklus „Die schöne Müllerin" (25. März 1824) eine lange Reihe, welche „Die Winterreise" (14. Jänner 1828 und 2. Jänner 1829) endlich der „Schwanengesang" abschließt. Die Lieder des „Schwanengesangs" werden in der „Wiener Zeitung" vom 23. Mai 1829 „den zahlreichen Verehrern von Schuberts klassischer Muse" als „die letzten Blüten seiner edlen Kraft" empfohlen. (Vgl. auch Kreißle, Schubert, S. 448.)

Mit Franz Schubert war der Schwanengesang der hohen klassischen Musik verklungen. Die Tanzmusik und die Virtuosen, diese teils als Interpreten der Klassiker, teils mit leerem Geklingel, füllten die große Schaffenspause der ernsten Tonkunst. Es galt nun das unermeßliche Material, das die Klassiker aufgehäuft hatten, zu „verarbeiten". Musikpflege und musikalische Kritik begannen zu erstarken.

Zunächst in nicht gerade bedeutenden, doch ehrlich den Kunstwerken nachgehenden Kritiken der „Wiener Zeitung" erhält das Sehnen nach der klassischen Zeit und die Empfindung, daß die ernste Tonkunst immer mehr nach Norden rückt, einen fast wehmütigen Ausdruck. Die „Gesellschaft der Musikfreunde", mit ihren sehr gemischten, von Dilettantismus angekränkelten Programmen und die im Jahre 1819 gegründeten „Spirituelkonzerte", welche mit gewichtigeren Programmen die Gesellschaftskonzerte bald überholten [23]),

---

[22]) G. Nottebohm hat in seinem „Thematischen Verzeichnisse" der Werke Schuberts alle diese wichtigen Anzeigen der Erstausgaben nach dem Wortlaute der „Wiener Zeitung" wiedergegeben.

[23]) Der Name der „Concerts spirituels" wird in der „Wiener Zeitung" vom 25. Februar 1844 erörtert. Es sind Konzerte, wie sie zuerst im Jahre 1725 in den Tuilerien veranstaltet wurden, um auch an Tagen, an denen die Schauspielhäuser geschlossen blieben, eine „geistreiche" Unterhaltung zu bieten.

ferner die mit seichten Werken untermischten, trotzdem verdienstvollen Quartettproduktionen der Schuppanzigh und Böhm boten dem musikalischen Publikum mannigfache Genüsse.

Die „Gesellschaft der Musikfreunde" kündigt in der „Wiener Zeitung" vom 6. September 1834 „nach einer Pause von 16 Jahren" (1816—1834) wieder ein großes Musikfest an, „um so die im Auslande immer mehr überhand nehmende Meinung, als habe die Residenzstadt sich in der Musik vom Gediegenen und Klassischen zum Frivolen und Vergänglichen gewendet, durch die Tat siegreich zu widerlegen . . ." Die Spirituelkonzerte suchten durch eine Preisausschreibung von 50 k. k. Münzdukaten in Gold „für die beste neue noch nirgends gehörte Sinfonie für ganzes Orchester" die gesunkene Produktion zu heben. Versuche überall!

Mit den Spirituelkonzerten wuchs die Fachkritik in der „Wiener Zeitung". Ein Fachmann bespricht am 2. April des Jahres 1836 eine Reihe von sechs Spirituelkonzerten, die an Donnerstagen um 4 Uhr nachmittags im großen landständischen Saale abgehalten wurden. „Auf solche Produktionen", bemerkt Referent zum Schlusse, darf die Kaiserstadt mit Recht stolz sein . . ." In einer anonymen Besprechung der Spirituelkonzerte vom Jahre 1837 weist Referent auf das Büchlein von A. Wendt „Über den gegenwärtigen Zustand der Musik" [24]) und zitiert: „Weder die ernstgemeinten Bemühungen noch die Seufzer der Musikfreunde und Kenner werden dem ‚Walzerkönig' die Seelen streitig machen, die er ihrem Mozart und Beethoven entwendet hat." Referent erklärt die Concerts spirituels für am meisten geeignet, die Ehre Wiens zu retten, weil diese Konzerte ausschließlich der klassischen Musik gewidmet sind und nie „die unlautere Beimischung ephemeren Modetands" gestatten. Zum Schlusse sagt der Referent: „Nochmals, die Kaiserstadt an der Donau, wo solche Konzerte zahlreich besucht und mit großem Beifalle aufgenommen werden, hat noch nicht den Ruhm der in der Musik tonangebenden Stadt verscherzt, wenn sie es auch sonst nicht verschmäht, den heiteren Klängen eines S t r a u ß und L a n n e r, sowie den gefälligen Melodien eines Donizetti und Ricci Beifall zu spenden. Jedem das Seinige . . ."

Im Jahre 1838 konzertierte Franz L i s z t in Wien, seit seinen Produktionen im Knabenalter (1822 und 1823) zum e r s t e n m a l e. Die „Wiener Zeitung" vom 30. Mai 1838 bringt eine Kritik: „Kein Künstler, selbst nicht Paganini, selbst nicht der berühmte Catalani, feierte in Wien solche Triumphe wie Liszt. Es hat auch noch kein Künstler, so wie er, dem Pianoforte zu gleicher Zeit die kolossale Kraft, jene imponierende, ein ganzes Orchester übertönende und es siegreich dominierende Wirksamkeit zu verleihen und dann wieder dem Instrumente so glockenreine flötenartige, liebliche und leise Töne zu entlocken gewußt; keiner hat es so verstanden, durch geniale Auffassung der Tonstücke zu überraschen, durch den tiefgefühlten Vortrag gemütlicher Stellen zu rühren . . ." Diese Ausführungen werden durch eine ausgezeichnete Charakteristik ergänzt, die sich in der „Wiener Zeitung" vom 12. Jänner 1840 in einem Berichte über die Spirituelkonzerte des Jahres findet: Der Beifall in diesen Konzerten, sagt der Referent, ist um so

[24]) Auch von dem Schreiber dieser Zeilen in einer Musikbeilage der „Wiener Abendpost" vom 24. Mai 1902, Nr. 118 ausführlich besprochen.

erfreulicher, „als allerdings die Frivolität überhand nimmt und viele Zuhörer bei musikalischen Produktionen nur flüchtigen Ohrenkitzel, melodisches Geräusch suchen und wollen". Franz Liszt spielte das C-moll-Konzert von Beethoven: „Hier sollte es besser statt vorgetragen, wiedergeboren heißen; denn so auffassen und wiedergeben kann nur Derjenige eine wertvolle Komposition, der sie im Innern empfangen hat und sich selbst aus der Seele herausspielt . . ." Durch geistvolle Interpretation stillte Franz Liszt das Sehnen der ernsten Musikfreunde, die den Blick zu den Klassikern zurückwendeten. Aber auch die Kompositionen Liszts wurden mit den Klavierwerken Chopins und — Thalbergs hoch über die Marktware der flachen Virtuosen gestellt. Die „Wiener Zeitung" enthält im Jahre 1839 eine beachtenswerte Rezension der großen Pianoforteschule von Hummel; diese Kritik weist auf Hummel als Führer in der wirren Zeit: „Wer seine Lehren wohl benützt und versteht, wird ebenso richtig, gefühlvoll und befriedigend Mozarts schöne Phantasie und Sonate in C-moll, Beethovens Klavierkompositionen, diesen unerschöpflichen Born des Gefühls und des Schönen, und Liszts, Chopins und Thalbergs neueste Tondichtungen vortragen . . . Der Rezensent warnt vor einseitiger Fertigkeit, aber auch vor dem anderen Extrem eines zügellosen Fortschritts und gibt von den Kunstströmungen der Zeit ein interessantes Bild, dessen Züge wir auch in unserem Musiktreiben zu Beginn des musikalisch noch herrenlosen XX. Jahrhunderts wiederfinden: „Wir leben", so schreibt der Rezensent der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1839, „in einer Übergangsperiode. Die meisten sahen ein, daß es ein eitles Bemühen wäre, die großen Meister in dem, was das Schönste an ihren Werken ist, in der Einfachheit, der Würde, der Größe, der Ausführung, in der Melodie und Charakteristik überbieten zu wollen. Darum warfen sie sich auf die Passagen, auf die Schwierigkeiten, auf die Übergänge, auf die Enharmonien, darum suchten sie durch Lärm zu betäuben, durch Glanz zu blenden, durch technische Fertigkeit in Erstaunen zu setzen. Mögen nun die musikalischen Hyperromantiker, Berlioz an der Spitze, von der Musik Wirkungen fordern, die sie nicht zu leisten imstande ist, sie bringen es höchstens bis zu melodramatischen Gemälden, in welchen die Virtuosität die Hauptrolle spielt; und die alten Meister, leider! oft verkannt oder vielmehr nicht gekannt, tragen doch immer den Sieg davon, so oft sie diesen Ausgeburten des modernen Geistes entgegengestellt werden . . . Auch in den Künsten soll man mit seiner Zeit fortschreiten, doch nur da, wo der Fortschritt wirklich ein Fortschritt ist. Schlägt die Zeit falsche Wege ein, die vom Gipfel der Kunst entfernen, statt auf die Höhe zu leiten, so muß der Kunstjünger gewarnt und schon in dem ersten Unterrichte die Bahn festgestellt werden, die er durchwandern kann und soll . . ."

Damals konnte noch ein Hummel helfen, und Mendelssohn durfte als Reformator gelten.

Mendelssohns „Paulus" (1836 vollendet) wurde von der Gesellschaft der Musikfreunde am 7. und 10. November 1839 in der k. k. Winterreitschule zur Aufführung gebracht. Emerich Thomas Hohler[25]) erklärt in

---

[25]) Hohler (vgl. Wurzbach) war ein angesehener Pädagoge und vielseitiger Schriftsteller, der volkswirtschaftliche Gegenstände, Bankwesen, zivilrechtliche Materien, griechische und römische Altertümer mit gleichem Eifer behandelte, zahlreiche Klassikerausgaben ver-

der „Wiener Zeitung“, daß diese Aufführung „in der Geschichte der Musik eine ebenso seltene wie erfreuliche Erscheinung bildet...“ Das musikalische Leben war aber in Wien derart verflacht, daß man selbst in einem Aßmeyerschen Oratorium („Saul und David“) eine Erhebung sah („Wiener Zeitung“ vom Jahre 1840): „in einer Zeit, wo die Kunst vielfach gemißbraucht und zum Hanswurste herabgewürdigt wird, der durch Klingklang müßige Stunden ausfüllen soll . . .“ Ein Blick auf die damaligen Anzeigen der „Wiener Zeitung“ lehrt diese kritischen Seufzer verstehen: Haslinger kündigt „Divertissements“ von Henri Herz an; Pietro Mechetti qm. Carlo meldet die Ankunft einer Opernfantasie von Sigmund Thalberg aus dem Verlag von Breitkopf und Härtel. Von Lanner wird ein großes Potpourri „der Soiree-Plauderer“ empfohlen. Dommayer, Zögernitz, Lindenbauer in Simmering und ähnliche Institute zeigen an, daß sie „zur Konversation“ geöffnet sind: „Herr Kapellmeister Lanner wird Musikstücke ernster Gattung zur Aufführung bringen.“

Auch in dem Bereiche der Oper häuften sich die wehmütigen Betrachtungen. In einem Rückblicke auf die italienische Opernsaison vom Jahre 1841 schreibt der Kritiker der „Wiener Zeitung“: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in Virtuosentum ausgefaserte Kunst einer Wiederbelebung bedarf, die den Wert ihrer Schöpfungen in der Harmonie aus vollendeter Abrundung des Ganzen suchen lehrt, und den Flittertand unmotivierter Virtuosität gern entbehren mag. Nur so wird der Geist wieder eingesetzt werden und der jetzt vergötterte Mechanismus sein Ansehen einbüßen . . .“ Einmal wird Donizetti „der Raupach der italienischen Gesangsbühne“ genannt; „er komponiert nicht nach den Inspirationen des Genius, nicht in den warmen Stunden der Weihe; seine Produktivität wird bedingt von der Hoffnung des Erfolges und der Effekt ist das Ideal, nach dem er ringt . . .“ Dieses Urteil vom Jahre 1841 weicht im folgenden Jahre höflicheren, ja enthusiastischen Kritiken, da Donizetti in Wien weilte und die am 19. Mai 1842 erstmalig aufgeführte Oper „Linda di Chamounix“ für Wien geschrieben hat: „Der wackere Tonsetzer ist ebenso bescheiden wie liebenswürdig, kennt seine Kraft, ohne sich zu überschätzen und verdient mit Recht, der Liebling des Publikums zu sein...“[26]) Donizetti führte am 31. Mai 1842 Rossinis „Stabat mater“ im großen Redoutensaale auf. Das Werk erfährt in der „Wiener Zeitung“ kühle Beurteilung, einige Nummern werden hervorgehoben, „das Andere hat minderen Wert“ und „überdies beweist die Schlußfuge, daß Rossini in Deutschland nicht als Kirchenkomponist auftreten kann“. Rossinis „Moses“ in neuer Bear-

---

anstaltete, in der „Wiener Zeitung“ und in anderen Wiener Blättern auf verschiedenartigen Gebieten kritisch tätig war. Er schrieb fleißig über Musik. In Nummer 76 der „Wiener Zeitung“ bespricht er aber auch unter den landwirtschaftlichen Nachrichten ein „uraltes Mittel, die Weintrauben gegen den Frühlingsfrost zu bewahren“.

[26]) Die „Wiener Zeitung“ pflegte in jenen Jahren Kritiken, für welche die Redaktion oder der Referent nicht die Verantwortung übernehmen mochte, in der Form des „Eingesendet“ vorzubringen. So wird der seichte Antoine Halm, der die Gewohnheit hatte, seine Hefte einflußreichen Persönlichkeiten zu widmen, ins „Eingesendet“ geschoben (1842, 5. April) . . . In einer Kritik der „Wiener Zeitung“ vom Jahre 1842 lesen wir die ironische Abfertigung: „Prochs ‚Erkennen‘ flößte den Wunsch ein, der Sänger möchte zur Erkenntnis kommen . . .“ Bald darauf wurden in einem „Eingesendet“ Prochs Lieder op. 100 aufs wärmste empfohlen.

beitung gibt dem Kritiker der „Wiener Zeitung" (1841) Anlaß zu guten Bemerkungen: „Rossini hat die glänzende Mission seines Lebens beendet, und die bestand darin, das tieflyrische Element des italienischen Volksgemüts in seiner ganzen Pracht und blühenden Herrlichkeit musikalisch darzustellen . . ." „Seine Tonschöpfungen sind die in Musik gesetzte Nationalität . . ." „Die Schwäche des Lyrikers zeigt sich aber in ganzer Blöße" bei Behandlung eines großen Stoffes. Da fehlt es ihm „an dem Ernste der Einfachheit, welcher ein Besitztum der deutschen Tondichter ist".

Eine Aufführung der Beethovenschen Pastoralsinfonie in einem Spirituelkonzerte verursachte einen interessanten Zwischenfall in der „Wiener Zeitung". Wohl nicht der ständige Referent nannte (in der Nummer des 27. März 1843) die Pastoralsinfonie „ein höchst ansprechendes Originalgemälde des idyllischen, mitunter jedoch durch die Bekümmernisse bei drohendem Ungewitter oder beim Einbruche reißender Wölfe beunruhigten, und dadurch gemeinsame Konzertierungen wechselnder Gefühlsstimmungen mit sich bringenden Schäferlebens . . ." Bald darauf, am 30. März, erschien in der „Wiener Zeitung" eine Zurückweisung: „Es sollte billig jeder, der über Kunst und Künstler zu schreiben unternimmt, sich doch vorerst über seine Befähigung als Rezensent ausweisen." Die „reißenden Wölfe" werden energisch abgelehnt.

Ein Bild, welches die „Wiener Zeitung" in einer Kritik der Spirituelkonzerte des Jahres 1842 entwirft, erscheint durchaus modern. Fremde und einheimische Konzertgeber „setzten Gönner und Bekannte in Kontribution, auf allen Mauern und Wänden war zu lesen: erstes Konzert des N. N., zweites Konzert der Mad., der Dlle. . . ., sogar die Nachtstunden wurden in Anspruch genommen, die musikalischen Referenten hatten vollauf zu tun, das Besuchen der Konzerte wurde für viele ein wahrer Frondienst, selten fanden sowohl die Künstler als die Zuhörer ihre Rechnung dabei. Das erste Konzert selbst verdienstvoller Künstler ist meistens nur eine Art von Generalprobe, bei welcher man den Saal mit Freibilletten füllt, damit diese Gratiszuhörer Lärm im Publikum machen und dem Konzertgeber ein zweites volles Konzert verschaffen; leider geschieht oft gerade das Gegenteil, trotz aller Anpreisungen der Blätter und Enthusiasten, denen man nicht immer traut . . ."

Immer wieder werden als feste, sichere Punkte in dem Chaos die „Concerts spirituels" gepriesen.

Aber die Ausführung in den Spirituelkonzerten ließ doch viel zu wünschen; auch die „Gesellschaft der Musikfreunde" gab wegen der stark hervortretenden dilettantischen Merkmale zu fortgesetzten Klagen Anlaß. Häufige Aufrufe der Gesellschaft und ihrer Verteidiger in der „Wiener Zeitung" bezeugen, daß die „Gesellschaft der Musikfreunde" aus Verlegenheiten sich eigentlich nie befreien konnte. Sie geriet im Jahre 1842 wieder in eine sehr bedenkliche Situation und schon damals wurde ein siebengliedriges Komitee mit der Sanierung der Verhältnisse betraut. Die „Gesellschaft der Musikfreunde" verstand es nicht, mit der Zeit zu gehen. „Die großen Musikfeste", schreibt die „Wiener Zeitung" im Jahre 1842, „bewahren nicht die Reinheit durch die Massenhaftigkeit der Ausführung", vornehmlich die Programme wurden gerügt. Da glänzten im Jahre 1842 die von den Kritikern Dr. Becher und Dr. August Schmidt im Vereine mit Otto Nicolai

(seit 1841 Kapellmeister am Kärntnertortheater) begründeten Philharmonischen Konzerte auf, ausgeführt von dem Orchesterpersonal des k. k. Hofoperntheaters. Sie stellten als Vereinigung vorzüglicher Fachmusiker sofort die Gesellschaftskonzerte und die „Concerts spirituels“ in den Schatten. Der „Philharmonischen Akademie“ am 28. März 1842 folgte am 27. November das eigentlich erste „Philharmonische Konzert“ unter Nicolais Leitung im k. k. großen Redoutensaale. Die Kritik der „Wiener Zeitung“ ist enthusiastisch. Die G-moll-Sinfonie von Mozart und Beethovens „Fünfte“ wurden zur Aufführung gebracht. „Einzelne Teile beider Sinfonien mußten unter dem rauschendsten Beifalle wiederholt werden.“ Schon im nächsten Jahre 1843, nach dem „Philharmonischen Konzerte“ vom 19. November, konnte der Kritiker der „Wiener Zeitung“ feststellen, daß diese Konzerte „gegenwärtig unter allen periodischen Musikunternehmungen unserer Residenz den ersten Rang einnehmen, wenn man den Geist der Programme und die Fülle der feinsten Kunstkräfte betrachtet, die sich hier tätig zeigen und jeden Dilettantismus ausscheiden . . . Die Eroica ist noch nirgends so feinfühlend und verständnisvoll ausgeführt worden wie dieses Mal“. Bei Nicolai überwiege der Geschmack die Schaffenskraft, aber gerade dieser „glühenden Passivität“ verdanke man die hohen Genüsse . . . Die Philharmoniker gingen schon im Jahre 1843 an eine Aufführung der „Neunten“. Die „Wiener Zeitung“ feierte am 1. April 1843 dieses Ereignis durch einen begeisterten Bericht . . . Doch auch die Spirituelkonzerte setzten emsig ihre Bemühungen fort. Der 3. April 1845 brachte die erste vollständige Aufführung der großen D-Messe von Beethoven (Bericht in der „Wiener Zeitung“ vom 11. April). Am 6. Februar 1845 war das „Incarnatus“ und „Crucifixus“ der Bachschen H-moll-Messe den Wienern zum erstenmale vorgeführt worden. Der Kritiker der „Wiener Zeitung“ (13. Februar 1845) preist naiv „die treuherzige Glaubenswärme, womit die künstlerische Vorzeit (!) Germaniens eine jetzt verschwundene Innigkeit in Tönen und Farben auszudrücken wußte“ und sagt: „Eine schwere Pracht, eine alte Herrlichkeit dämmert uns späten Enkeln aus den Partituren des XVII. (?) Jahrhunderts entgegen, wie aus dunklen Meistergebäuden, die im Zwielicht des Abends ihre spitzen Formen in die Luft strecken . . .“

Ein Merkzeichen der Wiener Musikgeschichte bildet auch das Konzert, welches, als Unternehmung der trefflichen „Wiener Musikzeitung“ von August Schmidt, den neugegründeten „Wiener Männergesangverein“, eine Schöpfung August Schmidts, zum erstenmale der Öffentlichkeit zuführte. Dem jungen „Wiener Männergesangverein“ bringt die „Wiener Zeitung“ vom 31. Dezember 1843 diesen ersten Gruß: „Eine sinnige Neuerung, die von wohltätigstem Einfluß auf die Gestaltung der hiesigen Kunstzustände sein wird, ist die versuchsweise Vorführung von Männerchören, welche der rastlos tätige Redakteur Hr. August Schmidt im Laufe einiger Monate ins Leben gerufen . . . Wir dürfen einem fröhlichen Gedeihen dieses Institutes entgegensehen und uns zu dieser frischen und anregenden Erweiterung des Kunstgenusses nur Glück wünschen.“

Mit einsichtigen Kritiken begleitet also die „Wiener Zeitung“ die musikalische Entwicklung auch durch die unsichere, von dem Virtuosentum gefährdete Übergangszeit der Vierzigerjahre. Mit den Konzerten häufen sich nun auch die Referate. Ich darf aus der Fülle nur diejenigen herausheben, welche die ersten

Ruhmeswege der nun auftauchenden Tonkünstler von geschichtlicher Bedeutung verfolgen. Über das Konzert der Brüder Hellmesberger vom 11. Februar 1844 berichtet die „Wiener Zeitung" des 16. Februar: „Diese beiden kleinen Virtuosen dünken dem Referenten als eine ebenso interessante als bedeutsame Kunsterscheinung, und besonders der ältere, Joseph Hellmesberger, erregt die kühnsten Hoffnungen ..." Vieuxtemps wurde 1843 „als der größte jetzt lebende Künstler auf der Violine" gepriesen ... Schon der junge Anton Rubinstein hatte Unglück mit seinen Kompositionen; die Kritik der „Wiener Zeitung" bemängelte sie nach dem ersten Konzerte des jungen Virtuosen am 15. Jänner 1842: „Der junge Rubinstein, ein noch zwölfjähriger Virtuose und Schüler des Herrn Villoing leistet nur im Exekutieren etwas Ausgezeichnetes, wenn auch nicht das Beste und unterliegt in der Produktion der Unoriginalität seiner noch unentwickelten Persönlichkeit ... Überall zeigte sich eine anerkennenswerte Fertigkeit, mit einem Feuer und Ausdruck gepaart, wie man sie selten bei dieser Jugend finden mag ..." Referent lobt noch „den kräftigen, runden Anschlag und den schmelzenden Hauch eines kunstreichen Pianissimo. Die Aufnahme war anfangs warm, später lau ..."

Josef Joachim wird, wie leider auch der weiche, seichte Leopold von Mayer (geb. 1814 in Wien) — der einzige flache Virtuose, dem die Kritik der „Wiener Zeitung" sich allzu willfährig zeigte — von den Berichten der „Wiener Zeitung" bis London geleitet. Joachim offenbarte schon als Knabe den gefestigten musikalischen Charakter, der bis heute sich nicht verändert hat. Die seltene Erscheinung konnte also schon in früher Zeit ein abschließendes Urteil hervorrufen. Wir lesen in der Nummer vom 27. August 1844: „Wo Liszt oder Thalberg oder Ernst, oder irgend einer unserer vaterländischen Virtuosen in Paris neue Lorbeeren erringen, fällt auch ein Blättchen davon auf den Altar des Vaterlandes ... Zu London, in der Riesenstadt an der Themse, verweilt gegenwärtig unser junger Landsmann, der hoffnungsvolle Violinist Joachim, ein Knabe von vierzehn Jahren, dessen Kunst aber die vieler ergrauter Meister überschattet ..." Nach Joachims Konzert in Wien rühmt (7. Februar 1846) der Kritiker der „Wiener Zeitung" den jungen Künstler: „Eine markige Gestaltung des Tones, der nie in Künsteleien ausartet, sondern sich stets an die Idee klammert, ein bewunderungswürdiger Vortrag, der auf das vollste Erkennen und die richtigste Auffassung gegründet ist, machen Joachim zu einer der bedeutendsten Erscheinungen der modernen Virtuosenwelt, wobei wir indes die Bezeichnung modern in der besseren Bedeutung des Wortes nehmen. Beinahe noch mehr als durch das Beethoven-Konzert effektuierte der geniale Violinist durch die Ciaconna von Sebastian Bach ..." Man glaubt eine Kritik aufs Joachims reiffster Zeit zu lesen. Er zählte damals fünfzehn Jahre .. Klara Schumann, eine Joachim verwandte Künstlernatur, wurde in der „Wiener Zeitung" mit Verständnis und Wärme begrüßt als „Künstlerin im wahren Sinne des Wortes, die ausgebildetste Technik mit Empfindung und Geist verbindet und uns die lang vermißte Poesie des Klavierspiels wieder finden ließ .." [27]). Bedeutende und minder

[27]) „Wiener Zeitung", 10. Dezember 1846. Den Namen Robert Schumanns finden wir schon im Jahre 1841 in der „Wiener Zeitung" gelegentlich einer Besprechung des trefflichen von Aug. Schmidt herausgegebenen musikalischen Taschenbuches „Orpheus".

hervorragende Kunstkräfte, altmodische Virtuosen und, wie Liszt und Klara Schumann, die Boten einer neuen Zeit überfluteten das Wiener Musikleben — die „Wiener Zeitung“ mußte bald einen ganzen Stab von Kritikern um sich versammeln. Waren die Kritiken bis dahin zumeist ohne Namen erschienen, so begegnen wir jetzt den Namen J. B. Rupprecht, Fürstedler, F. E. Doktor (Pseudonym für Fürstedler?), Karl Walter, F. M. Malven, J. B. Rousseau — diese vielfach durch die Triumphe der Jenny Lind und Fanny Elszler in Bewegung gesetzt — und J. F. Castelli. Von den ehrlichen Dilettanten, die gewiß nur immer das beste wollten, hebt sich Karl Walter ab, der tiefer blickte und auch in der Form schon den modernen Schriftsteller verriet. Er verfolgt mit klugen Aufsätzen das Aufblühen des Theaters an der Wien unter der neuen Direktion Pokorny[28]). (Wichtig die Würdigung Pokornys vom 6. September 1845.) Karl Walter bezeichnet Dreyschock als „auffallende, keineswegs aber geniale Erscheinung in der Zahl der neueren Pianisten“; er sagt (4. März 1846) von Franz Liszt das schöne Wort, daß er mittels tiefpoetischer Anschauungen die herrlichen Gedanken eines Beethoven, Schubert, Mozart zu einer plastischen Realität bringe, welche bis dahin im Gebiete der darstellenden Musik noch gänzlich unbekannt gewesen sei .. Da die großen Klaviervirtuosen auch die Anforderungen an die Instrumente steigerten und die Technik des Wiener Klavierbaues förderten, vergißt Karl Walter niemals, von den Fortschritten dieser gewerblichen Kunst zu berichten. Wir erfahren wiederholt, daß die Instrumente Bösendorfers „den guten Ruf, den sie besitzen, auch bewähren“; Liszt spielte einmal auf einem „Bösendorfer“ mit Erard-Mechanik. Ein andermal (11. Februar 1846) lesen wir von der „ersten öffentlichen Probe jener beiden nach Englischer Mechanik gebauten Flügel, welche der k. k. Hof-Pianoforte-Verfertiger Bösendorfer zur diesjährigen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung als Muster seiner Erzeugnisse ausgestellt hatte, und wofür ihm die goldene Medaille zuerkannt wurde ..“

Die Wege, welche die Wiener Tonkunst von den fürstlichen Höfen ins „Publikum“ geführt hatten, senkten sich nach Schuberts Tode noch einige Schichten tiefer. Für die genialen Lanner und Strauß hatte nur noch der Tanzboden und der Gasthausgarten Raum. Vielleicht wäre manches anders gekommen, wenn Robert Schumann weniger mißtrauisch und ungeduldig gewesen wäre und sich, wie später Johannes Brahms, hätte in Wien akklimatisieren können. So aber konnte die ernste Kritik sich nur noch in ihrem Verhältnisse zum Alten und Fremden bewähren. Mendelssohn war 1839 gestorben, Schumann kämpfte um Anerkennung, in Dresden aber zog Richard Wagner schon seit dem Jahre 1842 seine Kreise. In Wien brach plötzlich der Name Verdi mit „Nabucco“ hervor. Der junge Verdi wurde („Wiener Zeitung“ 1843) sofort „für den besten Nachfolger, ja Verdunkler Rossinis erklärt: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieses Erstlings-

---

Im dritten Jahrgange des „Wiener Taschenbuches“, welches durch Liederbeilagen die Förderung des deutschen Liedes bezweckte, war ein Lied von Robert Schumann enthalten ... Im Jahre 1840 hatte sich Schumann erst der Lyrik zugewendet. August Schmidt war also der erste, der in Wien für Schumanns Lieder wirkte.

[28]) Karl Walter bezeugte Mut, da er von einer „Freischütz“-Aufführung im Theater an der Wien, also in einem Vorstadttheater, berichtete: „Besser kann gegenwärtig an keiner Bühne Wiens diese Oper gegeben werden“ (19. Dezember 1845).

produkt des begabten Maëstro bei dem Reichtum der darin niedergelegten Melodien, bei der kenntnisvollen Behandlung der Instrumentation . . . und bei dem Effekt der Chöre für die Bürgschaft einer schönen Zukunft betrachten" . . [29]). Zu den neuen Namen, welche in der Entwicklung der Tonkunst für die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts Gewicht erhielten, gesellte sich Berlioz, der im Jahre 1846 in Wien weilte. Auf den Schwingen der heraufdämmernden neuen Zeit wurde die „Sinfonische Dichtung" emporgetragen. Berlioz brachte „Romeo und Julie" am 2. Jänner 1846 im Theater an der Wien zur Aufführung. Karl Walter ist sehr gerecht: „Mehr und mannigfaltiger als in irgend einem anderen Werke hat sich in diesem Berlioz' charakteristische Komposition mit ihren hinreißendsten Vorzügen, wie ihren auffallenden Sonderlichkeiten getreulich abgeschildert; man trifft Stellen in dieser Sinfonie, die eine zarte, ja rührende Elegie atmen; andere, welche dagegen kühn und wild dahertoben, als wollte ein Sturmwind durch die Saiten fahren, und wieder andere, und deren zwar sehr viele, die gegen alle Weise und Regel der Kunst gedacht und geordnet uns seltsam dünken, ja oft wirklich unbegreiflich sind." Referent bekennt, „daß manche Nummer dieser Sinfonie wahrlich in das Barocke fiel . . ." „Die glänzenden Stellen jedoch überwogen hinreichend die abenteuerlichen Partien . . ."

Nicht unrühmlich steuerte also die musikalische Kritik der „Wiener Zeitung" durch die Untiefen des Übergangs dem Jahre 1848 zu. Der literarische Frühlingsgruß der neuen Zeit war das Feuilleton. Am 7. Jänner 1848 erschien in der „Wiener Zeitung" das erste Konzertfeuilleton Eduard Hanslicks. Das Feuilletonistisch-Schöne beherrschte fortan die Kritik. Eine neue Kunst, die Kunst der Kritik, ward geschaffen; es war die Kunst der kritisch bewegten Formen.

Diese Kunst ging nun selbständig, eigene Wertung und Geltung beanspruchend, neben den Künsten einher; sie brachte die subjektiven Empfindungen, das Wissen und Können von Intelligenzen, die den meisten schaffenden Künstlern zum Teil ebenbürtig waren, in schöner literarischer Form zur Erscheinung. Das führte zur Erhebung der Kritik, aber auch zur Überhebung [30]).

---

[29]) Die vortrefflichen allgemeinen Bemerkungen dieser Kritik der „Wiener Zeitung" sollen nicht übersehen werden: „. . . Verdis Reminiszenzen sind sehr verzeihlich, denn in Italien mehr als in jedem anderen Lande muß der Jünger der Komposition an die Tradition anknüpfen, um verstanden zu werden, und erst in der Folge darf er von den Vorbildern des Nationalgeschmacks abweichen und sich selbständig ausbilden . . . Denn anders als in Deutschland, wo man von jedem auftretenden Komponisten gleich Kühnheit der Konzeption und Originalität der Ideen fordert (soll man ihm eine Bedeutung für die Zukunft und eine Geltung für seine Kunst beilegen), gelangt man dort nur durch ein kluges Anschmiegen an die im Charakter der Nation wurzelnden Formen zu Erfolg und Ansehen; denn die musikalische Nationalität ist in Italien so stark, so zäh und gebieterisch, daß nur das bereits im Zenith seines Ruhmes glänzende Gestirn es wagen darf, in diese normalen Formen des von der Nation sanktionierten Geschmacks Neuerungen einzuführen, und selbst dieses hat oft noch seine liebe Not mit dem Widerstande, den das Herkommen ihm uberall entgegenstemmt."

[30]) Man denke an Hanslicks Feldzug gegen Beethovens „Neunte". Er schrieb am 8. März 1854 in der „Wiener Zeitung" von der „hohen, wenn auch nicht makellosen Schönheit der ersten drei Sätze" und fügt die seitdem öfters zitierten Aussprüche an, der letzte Satz sei „nicht mehr als der Riesenschatten, den ein Riesenkörper wirft".

Die Genießenden im Publikum durften sich an den Kunstwerken und an den Kunstfeuilletons erfreuen; ja, sie wurden schließlich nicht selten vor die Wahl gestellt, an einem Kunstwerke oder an dem nachfolgenden Feuilleton sich zu laben. Der zart und leicht tastende, an französische Vorbilder gemahnende Hanslick und der temperamentvolle aus dem Kern des deutschen Sprachtums gestaltende Speidel, die Dioskuren der deutschen Feuilletonkritik leuchteten in der „Wiener Zeitung" auf. Hanslicks klassisch geformte Selbstbiographie, des geistreichen Kritikers „Wahrheit und Dichtung", schildert dessen Verhältnis zur „Wiener Zeitung". Im Jugendalter von zweiundzwanzig Jahren übernahm Hanslick an diesem Blatte das kritische Amt. Sein Stil, die kristallhelle Klarheit und natürliche, ungekünstelte Anmut, die unfehlbare Sicherheit, das Ebenmaß und die Ruhe des Ausdrucks war damals schon wie in seiner reifsten Zeit zu bewundern. Die Grazie seiner Darstellung befähigte ihn, ohne Schaden anzurichten, auch ins politische Gebiet überzuspringen, so mit einem freigeistigen, vielfach satirisch angehauchten Aufsatze „Die Österreicher im Auslande" („Wiener Zeitung" vom 28. Juni 1848) und mit einer reizenden Plauderei („Wiener Zeitung" vom 5. Dezember 1848) anläßlich der Wiedereröffnung des Theaters an der Wien nach den stürmischen Oktobertagen. Ernster ließ er sich über „Zensur und Kunstkritik" vernehmen. „Der Kaiser hat uns ein Urrecht zurückgegeben: das freie Wort . . . Dem hochbegabten österreichischen Volke ist der Stein der Zensur von der Brust genommen, und wer frei atmen kann, der spricht auch besser . . . Dem edlen Monarchen, dessen milde Hand, wie früher die politischen Verbrecher, so jetzt die geistigen Gefangenen frei ließ, gebührt wahrer, unvergänglicher Ruhm . . ." Hanslick erörtert nun die Frage, was die Zensur „einer unschuldigen Theater- oder Musikkritik" denn anhaben konnte, und schreibt: „Daß die Mehrzahl der Wiener Kunstkritiker so verwünscht unschuldig war, ist eben eine traurige Konsequenz des Zensurdruckes . . ." „Die echte Kunstkritik wird sich bei der Beurteilung eines Kunstwerkes — stets vorausgesetzt, daß dessen Bedeutsamkeit einen höheren Maßstab aufruft — nicht damit begnügen, in den Schacht des technischen Details hinabzusteigen, sie wird den Gipfel der Idee erklimmen. Sie wird dartun, wie die Idee, welche das einzelne Kunstwerk schuf, sich verhält zu den Ideen, welche die ganze Menschheit bewegen . . ." „Die Kunstphilosophie unserer Zeit sieht in der Kunst (Dank sei es vor allem Hegels Bemühungen!) nicht mehr ein bloßes Spielzeug zu sinnreichen Ergötzen, sie erkennt sie als eine Manifestation der Gottheit, als eine ebenbürtige Schwester der Religion, der Philosophie — welches nur verschiedene Berechnungen sind desselben Lichtstrahls . . ." „Wir sind über die dürftige Anschauung hinaus, welche in einem Musikstück

---

Die Größe der Idee könne man vollkommen verstehen und anerkennen und „dennoch die Musik des letzten Satzes bei all ihrer genialen Eigentümlichkeit unschön finden". Die Verteidiger der „Neunten" mögen „die Waffen technischer Kenntnis ergreifen und mit dem Finger auf der Partitur für jeden Takt, für jede Note kämpfen . . ." Schon im Jahre 1852 hatte ein feuilletonistischer Plauderer in der „Wiener Zeitung" unter dem Feuilletontitel „Wiener Stadtpost" die achte Sinfonie „als äußersten, unverrückbaren Markstein der sinfonischen Schöpfung" bezeichnet . . . Da waren die vormärzlichen Kritiker doch klüger, und erst die tapferen Nachmärzler haben bei der „Neunten" Beethovens das Gruseln gelernt.

nur eine symmetrische Aneinanderreihung angenehmer Tonfolgen sah(!) ..." „Die Werke der großen Tondichter sind mehr als Musik, sie sind Spiegelbilder der philosophischen, religiösen und politischen Weltanschauung ihrer Zeit. Weht nicht in Beethovens letzten Werken und in Berlioz' die stolze Hoheit und die schmerzliche Skepsis der deutschen Philosophie? ..." „An politischer Musik ist vollends kein Mangel. Die ‚Stumme von Portici' tradiert im dritten Akte natürlich Staatsrecht, obendrein ganz gegen das Eggersche Schulbuch, und auf die Römerchöre in Wagners ‚Rienzi' sollten die italienischen Regierungen ein scharfes Auge haben. Hört die Musik nicht bloß mit den Ohren, sondern mit dem Kopf und mit dem Herzen und sagt mir dann: Glüht nicht unter den ‚Hugenotten' der vulkanische Boden der Julirevolution? Klirren nicht ungarische Säbel in dem Finale von Schuberts C-dur-Sinfonie? Und, wenn ihr Chopins Mazuren spielt, fühlt ihr sie nicht, die klagend-schwüle Luft von Ostrolenka? ..."

Die ästhetischen Anschauungen des jungen Hanslick, der damals für Hegel schwärmte, hatten sich begreiflich noch nicht gefestigt. Im Jahre 1849 („Wiener Zeitung" vom 16. Juni, Beilage) schrieb er: „Der große Fortschritt der neueren romantischen Klavierkomposition ist die poetische Beseelung. Sie hat sich über den Standpunkt erhoben, von welchem eine Tondichtung nur als ein in sich vollkommen konstruiertes, wohlgefälliges Klangwerk erscheint, sie erkennt ein Höheres für die Aufgabe der Musik: die künstlerische Darstellung der menschlichen Gefühle, Stimmungen und Leidenschaften. .." Erst in der stillen Klagenfurter Periode, welche Hanslicks Tätigkeit an der „Wiener Zeitung" von 1850—1853 unterbrach, sammelte er die Kraft, gegen — seine eigenen, neu errungenen Ansichten auf das heftigste zu polemisieren und sich den von ihm so genannten „dürftigen Anschauungen", welche er eben erst froh überwunden glaubte, zuzuwenden. Am 25. Juli 1853 erschien in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst", der wissenschaftlichen Beilage zur „Wiener Zeitung", Hanslicks Aufsatz „Über den subjektiven Eindruck der Musik und seine Stellung in der Ästhetik" (Fortsetzungen am 1. und 15. August) als „Fragment einer größeren Arbeit" bezeichnet — diese Arbeit war Hanslicks Buch vom „Musikalisch-Schönen", das in der Folge viel Aufsehen hervorgerufen hat. Es ist 1854 erschienen und am 20. November desselben Jahres von Robert Zimmerman, der damals in Prag wirkte, in der „Wiener Zeitung" ausführlich besprochen worden.

Inzwischen hatte Richard Wagner im Jahre der Weimarer „Lohengrin"-Aufführung (1851) seine Schrift „Oper und Drama" aus der Verbannung in die Welt gesendet. An dem bald entflammten Kriege nahm auch die „Wiener Zeitung" teil. Die Kritik der Wagnerschen Broschüre beleuchtet die Art und Weise, in welcher damals der Kampf gegen Wagner geführt wurde. Die musikalische Kritik der „Wiener Zeitung" war in dem Interregnum, das Hanslicks mehrjährige Abwesenheit verursacht hatte, merklich verflacht und in Plaudereien zersplittert [31]). .. Am 20. Jänner 1852 unter dem Titel

[31]) Hieronymus Lorm gilt als Verfasser der Artikelreihe „Am Kamin". Der Autor der Plaudereien „Am Kamin" bekennt aber auch, den Aufsatz „Die totgeschlagene Oper" abgefaßt zu haben, der also dem tauben und blinden Hieronymus Lorm zuzuschreiben wäre.

„Die totgeschlagene Oper": „Die Oper ist tot! Es gibt keine Oper mehr! Stürzt ein ihr prächtigen Hallen, die ihr euch in den Hauptstädten Europas zu ihrem Dienste erhebt! Ein Mann ist gekommen, der haarscharf beweist, daß die Oper der größte Irrtum des menschlichen Geschlechtes war . . . Die Zeit ist hin, wo ‚Martha' spann! Kein Hahn kräht, wird mehr darnach krähen, wo auch immer eine Norma, eine Lucia, eine Linda gekräht werde. Beethoven steigt aus dem Grabe, um seinen einzigen Irrtum, seinen ‚Fidelio', zu holen, und sich mit ihm wieder ins Grab zu legen. Dem ‚Don Juan' erscheint Mozart selbst als steinerner Gast und mahnt ihn an die Schauer der Vernichtung, nicht weil er ein so liederliches Leben in der Welt, sondern weil er bisher ein so herrliches auf der Bühne geführt hat; seine schönen Weiber können ihm verziehen werden, nicht aber seine schönen Noten . . . Und namentlich ist es ‚Robert', den jetzt gewiß sein Teufel holt, so wie der ‚Prophet' jetzt nichts mehr gelten wird, nicht nur in seinem, sondern in keinem Vaterlande, denn es ist besonders Meyerbeer, dem der Herostrat der Oper unversöhnliche Vernichtung geschworen hat . . . Die Oper ist also ein Irrtum und die Vernichtung dieses Irrtums heißt: Der offenkundige Tod der Oper . . ." Zum Schlusse: „Wir wollten damit dem kunstfreundlichen Leser nur ein jedenfalls höchst originelles Werk signalisieren, auf dessen geistvolle Einzelheiten des näheren einzugehen wir vielleicht noch Gelegenheit finden werden. Im allgemeinen jedoch will es uns bedünken, als werde auch hier der Grundsatz Anwendung finden, daß eine Reformation der Kunst niemals durch Theorien, sondern nur durch Kunstwerke selbst herbeigeführt werde. Bis wir also das ‚Drama der Zukunft' lebendig vor uns sehen, gehen wir noch ungestört in den ‚Propheten'. Die Oper ist tot! Es lebe die Oper! . . ." In einem späteren Aufsatze (11. März 1852) wird der Verfasser (durch wessen Einflüsse?) schärfer; er erklärt, daß Richard Wagner „vom Wert und Wesen der dramatischen Kunst nicht den Schatten des Wissens, nicht die Spur eines Begriffes hat", daß er „besser täte zu komponieren als zu schreiben".

Als der feinsinnige Hanslick im Jahre 1853 zur „Wiener Zeitung" zurückkehrte, empfing die musikalische Kritik wieder Geist und zartere Formen.

Hält man die Höhenlinien der Tonkunst im Auge, so konnte in jenen Tagen eine großzügige Kritik vornehmlich in ihrem Verhalten zu Richard Wagner ihren Wert erweisen. Das empfand Hanslick, da er trotz seiner persönlichen Abneigung in der „Wiener Zeitung" die Aufführung Wagnerscher Werke energisch forderte. Sonst war ja in der Zeit „musikalischer Trockniß", wie sie Speidel nannte, wenig zu tun. Mendelssohn und Schumann schrieben wunderschöne Werke, das Werk Wagners fiel aber als Kulturmoment ins Gewicht. Übrigens mußte Hanslick schon in seinem ersten Konzertfeuilleton („Wiener Zeitung" vom 7. Jänner 1848) sich gegen den Vorwurf verteidigen, „daß er an Mendelssohn alles bewundere" — er tat dies geistvoll und mit Geschmack . . . Und die Oper? Meyerbeers Musik, das gestand Hanslick ein, „hat keine Aufrichtigkeit", sie läßt fühlen „was Meyerbeer uns sein könnte, sein würde, hätte er sein hochberechtigtes Talent unbestochen erhalten von dem Beifalle des großen Haufens und die künstlerische Weihe und Keuschheit nicht erstickt, um zu schmeicheln, um zu blenden" („Wiener Zeitung" vom 2. Mai 1848). Selbst Verdis „Trovatore" wird beim ersten Erscheinen von Hanslick („Wiener Zeitung"

vom 16. Mai 1854) mit erstaunlicher Härte beurteilt: „Über seine Natur könne Verdi nicht hinaus." Hanslick erinnert an „die weisen Worte in Faust: Trauben trägt der Weinstock, Hörner der Ziegenbock..." „Nicht Einem Artikel aus dem Sündenregister Verdis wird man im ‚Trovatore' entgehen; das Geschrei, die Plagiate, der Instrumentallärm, die entsetzlichen daktylischen Melodien, welche vom Flügelhorn mitgeblasen werden, die lächerlich geheimnisvollen Männerchöre mit ihrem schnellen Pianissimo . , das alles ist vollständig wieder da: ja, eine neue Sünde, die auffallende Nachahmung Meyerbeers tritt im ‚Trovatore' häufig hinzu und kann nur beitragen, Verdis nichts weniger als naives Schaffen noch raffinierter zu machen..." Blieb also Richard Wagner! In einem seiner bemerkenswerten Aufsätze, welche, von Hanslick zumeist in der Beilage der „Wiener Zeitung" veröffentlicht, ein überaus lebendiges Bild der jeweiligen Musikzustände liefern, richtet der Kritiker (2. Mai 1853) eine scharfe Mahnung an die träge Gesellschaft der Musikfreunde: „Die ‚Tannhäuser'-Ouvertüre ist seit den zehn Jahren, daß der ‚Tannhäuser' geschrieben worden, das Entzücken von halb Deutschland — in Prag hat sie Anlaß zur Einstudierung der ganzen Oper gegeben — sie ist das interessante Werk eines hochbegabten, originellen Mannes, der gegenwärtig zu den berühmtesten Opernkomponisten zählt und seit fünf Jahren die musikalische Welt so sehr in Bewegung gebracht hat, daß sein Name Parteizeichen und seine Werke Tagesgespräch sind. Wagner ist deshalb, entweder in ganzen Opern oder in Bruchstücken überall vorgeführt worden, wo von Musik die Rede sein kann — nur in Wien nicht. Und doch ist der Drang, sich mit dem merkwürdigen Manne bekannt zu machen, so natürlich, daß der Walzerkomponist Strauß sich veranlaßt sah, die berühmte ‚Tannhäuser'-Ouvertüre und einen Chor aus ‚Lohengrin' im Volksgarten spielen zu lassen. Wir können aber doch nicht annehmen, daß die ‚Gesellschaft der Musikfreunde' es den Promenade-Orchestern überlassen wolle, für die künstlerischen Bedürfnisse des Publikums zu sorgen. Meint die Direktion, Schumann, Wagner u. A. werden dem Publikum nicht zusagen, so kann sie möglicherweise Recht haben, daran liegt nichts. Mag jeder nachträglich die ‚Löwen des Tages' mit Stein und Pfeil verfolgen, wenn es ihm beliebt — aber gesehen muß er sie haben . ." Als die „Tannhäuser"-Ouvertüre aber aufgeführt wurde, zeigte es sich, daß Hanslick selbst die spitzesten Steinchen in Vorbereitung hatte. In der „Wiener Zeitung" vom 8. Februar 1854 begann Hanslicks Steinregen: Der Pilgerchor ist „unbedeutend", seine Figurierung ist „geschmacklos ..", „der Teil, wo die Ouvertüre sterblich oder besser: künstlerisch schon tot ist, wenngleich sie da den höchsten äußeren Glanz prätendiert, ist ihr langer, durch Monotonien und Trivialität ermüdender Schlußsatz..." „Während die Violinen unablässig wie besessen in Sechzehnteln herabfahren, blasen Trompeten, Posaunen und Ophikleide den Pilgerchor zur tröstlichen Überzeugung, daß die Mauern des Musikvereinssaales doch stärker sind, als jene von Jericho waren .." Diese Kritik wurde aus der „Wiener Zeitung" in den gesammelten Aufsätzen Hanslicks aufgenommen, gleich vielen anderen, welche eine Fülle von Anregungen und einen stilistischen Formenschatz bieten...

Hanslick ist in der „Wiener Zeitung" mit seiner Anerkennung über Schumann nicht hinausgeschritten, also nicht viel weiter gelangt, als die vor-

märzlichen Kritiker, die er im Sturmjahre als „unschuldig" ironisiert hatte. Die Grundsätze des „Musikalisch-Schönen" hemmten seinen Gang, und als er, der Vorkämpfer für Schumann, diesen Tondichter gegen Unverständige verteidigte, die Schumann in Richard Wagners Lager suchten, bemühte er sich zur ästhetischen Beruhigung nachzuweisen, daß die Orchester- und Kammermusik Schumanns das Prinzip der „reinen, gegenstandslosen Musik" verfolge! („Wiener Zeitung" vom 2. Mai 1853.)

Nicht so vom Prinzip, wie vom Augenblick und der augenblicklichen Stimmung ließ der kraftgenialische Ludwig Speidel sich leiten. Die momentane Blutwelle ging ihm über alle Ästhetik. In der „Wiener Zeitung" vom 14. November 1858 nannte er die „Zukunftsmusiker" in seiner ungestümen Weise „Dilettanten" und „Pfuscher"; gegen Wagners „Lohengrin" — erste Wiener Aufführung am 19. August 1858 — schmiedete er klirrende, scharfe Waffen [32]). Aber am 28. März 1858, nach der Aufführung der Graner Festmesse von Franz Liszt war der heftige Kritiker für die Modernen ins Feuer gegangen: „Ganz aus dem modernen Bewußtsein heraus hat Liszt dieses Werk geschaffen . . . Was uns an der Lisztschen Messe vor allem packt, was uns Herz und Nieren erschüttert, das ist ihre ungeheuchelt moderne Haltung, der durchaus festgehaltene Ton ihrer Zeit, der uns deutlich fühlen läßt, daß wir auch mit den heutigen Mitteln der Tonkunst Gott zu preisen nicht verlernt haben . . . Wo ein lebendiges Bedürfnis vorhanden ist, da schafft es sich seine eigenen Formen, und obgleich wir ältere Kunstwerke als solche zu genießen und zu verehren fortfahren, so fließt uns wahre und volle Befriedigung doch nur aus künstlerischen Schöpfungen, die mitten unter uns entstanden und die erfüllt sind von dem Geiste, der uns erfüllt. Das ist der tiefere Sinn unserer Sehnsucht nach immer Neuem, einer Sehnsucht, in der sich ein Bedürfnis ausspricht, welches die Triebfeder alles Fortschritts, welches das Lebensprinzip aller Geschichte bildet . . ." Herrliche Worte! Wie selten aber hat Speidel so empfunden!

Ludwig Speidel mischte ganz neue Klangfarben in die Kritiken der „Wiener Zeitung". Mit Unerschrockenheit fuhr Speidel („Wiener Zeitung" vom 14. November 1858) gegen — Mendelssohn los. Die Zeiten hatten sich geändert: „Mendelssohns Musik bildete länger als ein Jahrzehnt den Grundton des Wiener Musiklebens . . . Jung und Alt trillerte und klimperte Mendelssohn, und es gab Laien und Künstler, die ihn in Saft und Blut dergestalt verwandelten, daß sie ihn förmlich transpirierten . . . Man machte sich Mendelssohns leicht zu erhaschende Manier zu eigen, den der Synagoge abgelauschten elegisch-sentimentalen Zug seiner Melodie, das Zappelnde seiner Rhythmik, den unmännlichen, einförmigen Bau seiner Harmonie, die monotone, dogmatisch feststehende Art und Weise der Verarbeitung und Durchführung seiner Motive — und musizierte nun resolut d'rauf los . . . Eine spätere Zeit wird zu der Einsicht gelangen, daß Mendelssohn der gesunden Entwicklung der deutschen Musik nicht nur im einzelnen, sondern im ganzen unendlich viel

---

[32]) Zwei Tage vor der Erstaufführung brachte die „Wiener Zeitung" Speidels meisterliche Inhaltsangabe. Am 26. August folgte seine herbe Kritik.

geschabet hat. Eine so blendende Erscheinung er gewesen sein mag, er hat einen musikalischen Dilettantismus hervorgerufen, wie ihn in solcher Ausdehnung die deutsche Musikgeschichte zu keiner Zeit gesehen hat ... Mendelssohns Stern fängt aber in Deutschen Landen allmählich zu sinken an; andere und größere Gestirne beginnen am Horizonte heraufzudämmern ..." Speidel meint Schumann und — Franz Schubert, der in Wien „noch halb begraben lag". Nach Herbecks Ausgrabungen „staunte man über die gewaltigen Dimensionen, die Schuberts Gestalt anzunehmen begann. Man wird sich mit der Zeit daran gewöhnen müssen, ihn als den größten Musiker zu betrachten den wir nach Beethoven gehabt haben — die Mendelssohnsche Musik wird immer klarer als eine falsche Zwitterbildung erkannt werden ...". An dieser Verschiebung der Meister zugunsten Schuberts, der nicht nur als Lyriker Geltung haben sollte, arbeitete Ludwig Speidel, die Tat Herbecks [33]) fördernd, mit Begeisterung. Am 5. Dezember 1858: „Ob Schubert auf dem Gebiete der geistlichen Musik nicht gleichfalls Großes geleistet — ob vielleicht das Größte neben Beethoven — darüber zu sprechen, wird sich wohl einmal die passende Gelegenheit bieten. Die Verkleinerer Schuberts, die pedantischen Geister, die ihm in ihrem System schon ein geschlossenes Schubfach angewiesen haben, dürften durch etwaige Veröffentlichung von Schuberts nachgelassenen Werken in einige Verwirrung gesetzt werden ..." So ist Schubert und dessen „Zukunftsmusik", die noch in Archiven schlummerte, Ludwig Speidels Lieblingsthema in der „Wiener Zeitung" gewesen ...

Zwischen Hanslick und Speidel — beide eiferten unermüdlich die Kammermusikvereine an, unter denen das Quartett Hellmesberger sich durch die Pflege der Schubertschen und der letzten Beethoven-Quartette auszeichnete — finden sich in der „Wiener Zeitung" die Kritiken des trockenen aber tüchtigen Fachmusikers Carl Debrois van Bruyck, der mit den Anfangsbuchstaben C. D. chiffrierte. Er rechnete (1857) Liszt taktweise die Modulationen nach, um, nach den „Préludes" ein „entsetzliches, in seiner Hohlheit widerwärtiges Getöse wie es außer in den Richard Wagnerschen Ouvertüren noch nicht gehört worden ist", zu konstatieren. Der bedeutsamen ersten Wiener Aufführung des „Tannhäuser" ließ der Kritiker am 28. September 1857 ein Referat folgen; es fehle der Wagnerschen Musik und den dramatischen Konflikten Wagners die „innere Wahrheit ..." „Vorbereitende Akkorde, unglaubliche Übergänge, leises Trommeln, ein Schlag, ein Pfiff, ein Schrei; man horcht, man wartet, man ist ganz atemlos vor Spannung und — aus ist's! ..."

Es war ein Verhängnis. Dies alles schon beim „Tannhäuser"! Die Fantasievollen, die Nüchternen, die Erhitzten, die Ruhigen — sie wollten nicht [34]) ... Aber die „Wiener Zeitung" dankt van Bruyck eine der ersten,

---

[33]) Der Freundschaft Herbecks verdankt Ludwig Speidel wohl die erste Bekanntschaft mit Anton Bruckner. In der „Wiener Zeitung" vom 24. Juli 1858 taucht zum erstenmale Bruckners Name auf. Bruckner, damals Domorganist in Linz, hatte in der Piaristenkirche in Wien ein Orgelkonzert gegeben. Ludwig Speidel schrieb eine begeisterte Kritik.

[34]) Der Parteizwist verleitete zu Ausschreitungen. Schon 1853 hatte Hanslick in der „Wiener Zeitung" vom 17. März Hans v. Bülows Propaganda für Liszt als „gefährlich" erklärt, und im Jahre 1857 (24. September) nannte van Bruyck den „als sehr verdienst-

vielleicht die erste in einem politischen Blatte erschienene ausführliche Kritik der **frühesten** Werke von **Johannes Brahms**. Schon im Jahre 1856 hat van Bruyck Brahms „Sarabande" (?) und „Gavotte" (nach Gluck), die Clara Schumann in ihrem Konzerte spielte, als „Stücke von vorzüglicher Schönheit" gerühmt; sie bestätigten dem Referenten die „hohe Meinung", welche er von dem „seltenen Talente" des jungen Komponisten bereits aus anderen Werken (insbesondere einem Hefte Variationen und einem Hefte Lieder) geschöpft hatte. Die Kritik der „Wiener Zeitung" vom 25. September 1857 (Abendblatt) gibt den interessantesten Einblick in die erste Entwicklungsperiode des jungen Brahms, lange bevor der Parteikrieg auch um ihn entbrannte: „. . . Brahms ließ in rascher Folge drei Sonaten (op. 1, 2, 5), ein Heft Variationen über ein Thema von Schumann (op. 9), ein Scherzo in Es-moll (op. 4) und zwei Hefte Lieder erscheinen, denen etwas später noch ein Heft Balladen für Pianoforte (op. 10) folgte. Von allen diesen Produktionen möchte ich auf das Entschiedenste den Variationen den ersten Rang anweisen . . ." Referent ist überzeugt, daß „Brahms ein echtes, ganz eigenartiges Talent, eine feinbegabte Künstlernatur ist . . ." „Es finden sich unter diesen Variationen (11 an der Zahl) einige von ganz zauberhafter **ätherischer** Schönheit, wenngleich die allerschönste eine etwas starke Reminiszenz aus Schumann (doch wohl nicht mit Absicht?) enthält und in einigen, wie z. B. der letzten, der Hang des jugendlichen Tondichters zum Mystisch-Verworrenen etwas unliebsam und bedenklich hervortritt. Ihnen zunächst möchte ich die **Lieder** stellen, in welchen Klänge von **ergreifender Tiefe und Zartheit** erklingen." In den drei Sonaten, zumal in der ersten „noch am wenigsten überreflektierten", vermochte der Referent nur einzelnem und einzelnen Teilen „ein ganz reines, lebhaftes Interesse" abzugewinnen. „Das Gleiche gilt von seinem Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell." Im ganzen herrsche hier das Gefühl des Mißbehagens vor. „Die Sonaten enthalten noch des rohen Elementes zu viel, machen sich noch zu barbarischer Ausschreitungen in harmonischer und technischer Beziehung schuldig, stellen noch zu wenig ein reines Verhältnis zwischen Inhalt und Form dar . . ." „Brahms steht jedenfalls innerhalb des geweihten Kreises, seinem Wollen entspricht jetzt schon ein zwar noch nicht ebenmäßiges, aber sehr bestimmt vorhandenes Können, und ihn gegen Spott in Schutz zu nehmen, dessen die höher Begabten, überdies noch etwas apart Angelegten nie entraten, ist Pflicht der ernsten, parteilosen Kritik. Wie gesagt, die Kraft an sich scheint uns in Brahms über allen Zweifel erhaben, und das Bedenkliche, Gefährliche für seine Entwicklung scheint mir nur in seinem teils instinktivem, teils reflektiertem Streben nach Überfeinerung, in seinem übermäßigen Hang zum Dämonischen, Phantastischen zu liegen. Vermag er diesen in etwas zu bezwingen, so dürfen wir gewiß, sei es **in näherer oder fernerer Zukunft, noch viel reinere, reifere Früchte** von ihm erwarten."

Konnte die musikalische Kritik der „Wiener Zeitung" nach Hanslick und Speidel auch nicht mehr gesteigerten Glanz gewinnen, so war doch mit ihnen

lichen Virtuosen bekannten" Hans v. **Bülow**, einen „**Hauptagenten**" der „Partei". Man muß ihr aber zu seinem Besitze entschieden Glück wünschen, denn eine an sich schiefe Sache auf das Geistreichste, Witzigste, ja Feinste zu verteidigen, ist er vollkommen der Mann . . ."

die Entwicklung nicht abgeschlossen. R. Hirsch, der auf Speidel folgte, wurde im Jahre 1872 von A. W. Ambros abgelöst. Die musikalischen Kritiker bis Ambros hatten zuerst trocken referiert, dann nach subjektiven Empfindungen, Gewöhnung, technischen, ästhetischen Regeln, die sie annahmen oder „sich selbst stellten", die Kunstschöpfungen und Kunstereignisse beurteilt. Reformen, die sich in die bestehenden oder eingebildeten Systeme nicht zu fügen schienen, wurden abgewiesen. Man untersuchte ihre historische Berechtigung nicht; man glaubte zwischen Schumann oder Wagner entscheiden zu dürfen, obwohl diese nicht auf der gleichen künstlerischen Basis nicht einmal in der gleichen Entwicklungsreihe standen. Ambros, der Musikhistoriker, brachte das geschichtliche Moment der Entwicklung in die ästhetische Beurteilung; er konnte Wagner nicht denken ohne Gluck, die Florentiner Akademie in die Vorstellung aufzunehmen; er brachte kein fertiges System mit, sondern die tiefe Kenntnis der Geschichte. Seine Ästhetik war die modern wissenschaftliche, sie suchte die Dinge aus ihren Entwicklungsphasen und historischen Beziehungen zu erklären. Sein kritisches Urteil zeigt daher weniger die Erregung des Systematikers wie die Ruhe und Mäßigung des Historikers. Er verstand es nicht, feuilletonistisch knapp und schlagend zu schreiben, er hielt nicht viel auf Form, weil er immer für den Inhalt nach Tatsachen suchte, Beziehungen aufzudecken wußte. Darum klagte er in der „Wiener Zeitung" vom 7. Dezember 1871, als er Köchels „Fux" und Thayers „Beethoven" besprach: „Die Archäologen sind noch glücklich genug. Overbeck kann z. B. ein dickes Buch über das hellenische Zeus-Ideal schreiben, Michaelis eines dito über den Parthenon und die wissenschaftliche Kritik, die in solchen Werken mit Recht etwas anderes sucht als leichte Lektüre und Amüsement, wird ihre Bemühungen mit Dank und Anerkennung entgegennehmen. Aber wir armen Musikskribenten! Uns verzeiht man einige Gründlichkeit nur um den Preis der Kürze — besonders wenn wir dazu einige feuilletonistische Purzelbäume machen . . ." Gewiß ging A. W. Ambros mitunter zu weit, wenn er im Übermute des wissensreichen Historikers bei der Besprechung einer Osternmusik (31. März 1872) bis auf Philipp von Mazedonien kam, bei jedem beliebigen Anlaß in das ihm vertraute Mittelalter zurücktauchte, vor Schumanns „Faust"-Szenen die ganze „Faust"-Literatur auffahren ließ und einen Paukenschläger, der in der Pastoralsinfonie zu stark gedonnert hatte, seinerseits wieder mit Sebastian Virdungs „Musica getutscht" vom Jahre 1511 andonnerte. Auch mögen die Leser den Kopf geschüttelt haben, wenn Ambros in größter Seelenruhe Schubert und Beethoven mit Vittoria und Palestrina verglich. Die Methode aber war richtig. Vielleicht ist aus der ganzen hier gebotenen Darlegung hervorgegangen, daß Ambros' musikalische Kritik den Höhepunkt einer Entwicklungsreihe in der „Wiener Zeitung" bedeutet.

Die Oesterreichische Wochenschrift.

Von

Rudolf Holzer.

In den Jahren 1863 bis 1865 und dann 1872 wurde unter diesem Titel, wie an anderer Stelle ausgeführt ist, zur „Wiener Zeitung“ eine Beilage literarischen und allgemeinen Inhaltes ausgegeben, die auf der Höhe jener Zeit und der damaligen Journalistik stand. Aktenmäßige Belege über die Gründung der „Wochenschrift“ fehlen. Die überkommene Meinung trifft aber wohl zu, wenn sie Anton Ritter v. Schmerling, der als Staatsminister zugleich auch der oberste Chef des Blattes war, einen hervorragenden Anteil an dem Inslebentreten des literarischen Unternehmens zuspricht. Gewiß walteten vor allem moralisch-ästhetische Motive, um mit einer Schöpfung hervorzutreten, die den ethischen Geist des herrschenden Kabinetts, zu fruchtbringender und kraftvoller Wirklichkeit erblüht, praktisch demonstrieren sollte. Ferner wollte man Deutschland einen Begriff geben von dem frischen und regsamen Aufschwung des jungen, wiedergeborenen Österreichs.

Sonntag, den 26. Jänner 1862 zeigte die „Wiener Zeitung“ an, daß „vielseitigen und immer dringender geäußerten Wünschen entsprechend“ die bisher für die Rubrik „Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“ bestimmten Aufsätze vom Februar ab in einer besonderen Beilage, einen Bogen stark, an jedem Samstag als „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“ herausgegeben werden. Ende Dezember teilte die Redaktion mit, daß die „Wochenschrift“ nun selbständig und in einem besonderen Formate zur Ausgabe gelangen werde.

Mit 1. Jänner 1863 erfolgte die Eröffnung eines abgesonderten Abonnements, „um diejenigen literarischen Zwecke, welche der Regierung bei der Begründung und Herausgabe dieser Wochenschrift überhaupt vorgeschwebt haben, besser und in ausgedehnterem Maße zu erreichen und um auch diejenigen Kreise — namentlich in Deutschland — mit den literarischen Bestrebungen Österreichs bekannt zu machen, welchen das Interesse an der ‚Wiener Zeitung‘ selbst ferne liegt.“[1]) Offiziell war die „Wochenschrift“ Beilage zum Hauptblatte; sie wurde im Jahre 1863 an beiläufig 4000 Abonnenten

---

[1]) Referat an das Handelsministerium vom Präsidium des Staatsministeriums ddo. 26. Februar 1863.

der „Wiener Zeitung“ und in kaum hundert Exemplaren an selbständige Abnehmer vertrieben.

Dem literarischen Ansehen, daß die neue „Wochenschrift“ alsbald gewann, entsprach jedoch nicht der materielle Erfolg. Der Vorstand der Administration, Sektionsrat Dr. Beck, mußte schon 1863 die Intervention seiner vorgesetzten Behörde anrufen, um die bisherige portofreie postalische Expedition der „Wochenschrift“ als bloße Beilage zur „Wiener Zeitung“ vom Handelsministerium zu erwirken; die n.-ö. Postdirektion hatte sie als selbständiges Organ behandeln und den üblichen Gebühren unterwerfen wollen. Der Referent bezeichnete die Aufrechterhaltung des Separatabonnements bei nicht kostenloser Versendung als unmöglich und stellte die Herausgabe des Blattes überhaupt in Frage. Die um etwa 2600 Gulden erhöhten Ausgaben nannte der Referent als „für das Institut der ‚Wiener Zeitung‘ unerschwinglich.“ Gerade auf die Einzelabnehmer legte aber die Regierung trotz deren geringer Anzahl, den größten Wert; tatsächlich bewirkten diese den Erfolg des Unternehmens nach der literarischen Seite hin. Die Administration betonte, daß seit der Einführung des Separatabonnementes „sowohl unter Literaten als im Publikum eine viel lebhaftere Teilnahme an der Wochenschrift sich kundgibt“. Nachdem auch das Staatsministerium sein Interesse an der Förderung „wissenschaftlicher und literarischer Kenntnisse, welche dasselbe bei der ohnedies mit großen Kosten verbundenen Herausgabe der fragl. Wochenschrift als Beilage der Wienerzeitung im Auge gehabt hat und worauf dasselbe aus kulturellen Rücksichten besonderen Wert legen muß“, betonte und sein Bedauern aussprach, wenn es „auf fiskalische Hindernisse stoßen würde“, ordnete das Handelsministerium die Versendung unter einer Schleife mit dem Hauptblatt ohne besondere Vergütung an.

Anfangs Dezember 1864 unterbreitete die Administration dem Staatsministerium, den zwei Jahre vorher mit Bestimmtheit für unzulässig erklärten Vorschlag, die unentgeltliche Beigabe der „Wochenschrift“ an die Abnehmer der „Wiener Zeitung“ aufzuheben. Sie führte aus, daß diese Verteilung wohl eine größere Verbreitung als irgend ein anderes Organ der Art bewirkt habe, daß aber andererseits dadurch die Kosten der Herausgabe wesentlich erhöht wurden und das Blatt sehr vielen Abnehmern der „Wiener Zeitung“ gleichsam aufgedrungen werde, „für welche es nach Lebensberuf und Bildungsgrad keinen Wert hat“. Die Auflage der „Wochenschrift“ betrug in diesem Jahre 5000 Exemplare; nach einer Aufstellung für das erste Halbjahr 1864 partizipierte an den Gesamtkosten der Druckerei für Arbeitslohn und Papier die „Wochenschrift“ mit folgenden Beiträgen:

Satz	Gulden	515
Korrektur	„	91
Druck	„	982
Buchbinder	„	130
Druckpapier	„	2553
Umschlagpapier . . .	„	527
Summe . .	Gulden	4798

Bis Oktober 1864 beliefen sich die Gesamtkosten auf 21.846 Gulden. Unter dem Eindrucke dieser Erfahrungen regte die Administration ein sehr mäßiges, bloß für Druck- und Papierkosten berechnetes Abonnement an; für die Separatabnehmer und für den Buchhandel sollte es bei dem Preise von vier Gulden jährlich bleiben. Das Staatsministerium [2]) gab dem Vorschlag keine Folge. Die Gegenäußerung gibt den Absichten der leitenden Behörde klaren Ausdruck und ist außerordentlich bezeichnend, wie man an maßgebender Stelle über die geistige Bedeutung des Unternehmens dachte:

Administration der „Wiener Zeitung"!

Das Staatsministerium kann nicht verkennen, daß die Einstellung der unentgeltl. Beteiligung der Abonnenten der „Wiener Zeitung" mit der „Wochenschrift" und die Eröffnung eines billigen Abonnements auf die letztere vom administrativen Standpunkte als eine wünschenswerte Maßregel sich darstellt; — nichts destoweniger vermag dasselbe dem hierauf bezügl. — mit dem Berichte vom 6. l. M., Z. 138, gestellten Antrage die gewährende Folge nicht zu geben.

Wenn nämlich in Erwägung gezogen wird, daß von den meisten der hiesigen Journale gerade in letzter Zeit nicht unbedeutende Anstrengungen gemacht worden sind, um ihren Lesern durch räumliche und inhaltl. Ausdehnung des Blattes mehr als bisher zu bieten; so kann der gegenwärtige Zeitpunkt kaum als geeignet erkannt werden, um gerade bei der „Wiener Zeitung" eine so wesentl. Reduktion ihres bisherigen Umfanges eintreten zu lassen, und zwar dies um so weniger, als die „Wiener Zeitung" ohnedies schon infolge der geänderten Preßverhältnisse eine steigende Konkurrenz mit zahlreichen Privatblättern zu bestehen hat.

Außerdem kann nicht außer acht gelassen werden, daß durch die literarisch-kritische Beilage der „Wiener Zeitung" eine längst gefühlte Lücke in der Wiener Publizistik in befriedigender Weise ausgefüllt worden ist und da diese Lücke durch Privatmittel nicht so leicht ausgefüllt werden kann, anderseits aber die Regierung wünschen muß, daß das wissenschaftl. und literarische Interesse in den weitesten Kreisen geweckt und gefördert werde, wozu die „Wochenschrift" in ihrer gegenwärtigen Verbreitung nicht wenig beiträgt, so kann eine Änderung der bestehenden Einrichtung, so vorteilhaft sie vielleicht in administrativer Beziehung erscheinen mag, vorderhand nicht verfügt werden.

Mit Ende 1865 aber wurde, ohne daß die letzte Nummer eine Ankündigung davon enthalten hätte, das Erscheinen der „Oesterreichischen Wochenschrift" dennoch eingestellt. Es war ein Wechsel im Staatsministerium erfolgt und der neuen Regierung mag das Unternehmen zuletzt doch zu kostspielig gewesen sein. Ihr hervorragender literarischer Wert wurde aber anerkannt, und der Verlust hinterließ im geistigen Leben eine fühlbare Lücke.

Im Herbste 1871 vereinigten sich unter dem Vorsitze des Hofrates v. Schmidt-Zabierow, Hofrat Dr. Beck, als Chef-Administrator der „Wiener Zeitung", Statthaltereirat Gironcoli, Dr. Bruno Bucher, Professor

---

[2]) ddo. 6. Dezember 1864.

Lotheißen, Dr. Karl Menger zur Besprechung einer Erweiterung der „Wiener Zeitung" „in Rücksicht auf Pflege der Wissenschaft, Kunst und Literatur im allgemeinen".

Dieses Komitee legte in einem Berichte an das Ministerium die Überzeugung nieder, daß es in Österreich seit der „Wochenschrift" an einem ernsten Organe mangle. „Ja, es habe sich seither gezeigt, daß die Erwerbspresse nicht imstande ist, die Aufgaben zu supplieren, welche einem solchen Organe obliegen, und daß sie daran ebenso Erwerbs- wie Parteiinteressen hinderten. Den Standpunkt der Objektivität, der bei einem zu schätzenden kritischen Organe einzunehmen ist, und die Opfer, die hiezu lediglich im Interesse der Wissenschaft und Kultur gebracht werden müssen, weisen darauf hin, daß nur die Regierung ein solches Unternehmen erfolgreich schaffen und unterhalten könne." Die Regierung, gab dieser Vorstellung Gehör und so trat denn eine „Neue Folge" der „Wochenschrift" ins Leben.

Man hatte sie anfänglich „Österreichisches Athenaeum" benennen wollen, war aber zuletzt so wie auf die alte Form, auch auf den alten Titel zurückgekommen. Interessant ist die Begründung der besonderen, vom Hauptblatte abweichenden Form; man fand sie notwendig, um „den in ganz anderer Tendenz gepflegten wissenschaftlichen Teil" vom politischen des Blattes deutlich sichtbar zu trennen und „damit der Vermutung auf eine voreingenommene Färbung" entgegenzutreten.

Das Unternehmen der „Neuen Folge" trat mit dem nachfolgenden Programme in die Öffentlichkeit:

> „Die Pflege der allgemeinen Kulturinteressen wird in jedem vom Parteileben bewegten Staate zur doppelt wichtigen Regierungsaufgabe. Wissenschaft und Kunst, Bestrebungen zur Vermehrung der Bildung, zur Erhöhung des Wohlstandes und der Wohlfahrt der Völker kennen keine politischen, nationalen oder religiösen Schranken. Auf diesem neutralen Gebiete versöhnen sich am ehesten die Gegensätze und erwächst das Bewußtsein der Gemeinsamkeit — des Staatsgedankens.
>
> In einem Staate, wie Österreich-Ungarn, dessen Völker nicht durch das starke Band der Sprache zusammengehalten, vielmehr durch vielseitige Bedingungen und Bemühungen einander entfremdet werden — in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die politische Diskussion — in der Regel einseitig und oberflächlich — alle anderen geistigen Interessen zu überfluten und zu ersticken droht, macht sich das Bedürfnis nach einem Organe, das der Pflege der allen gemeinsamen geistigen Interessen gewidmet ist, in erhöhtem Grade geltend.
>
> Diesem Bedürfnisse, das seit dem Aufhören der ‚Oesterreichischen Revue' vielfach und lebhaft empfunden wurde, soll durch die Wiederherausgabe der bis zum Jahre 1866 erschienenen ‚Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst (Neue Folge)' abgeholfen werden.
>
> Diese Wochenschrift soll durch das Institut der ‚Wiener Zeitung' vom 1. Jänner 1872 angefangen als selbständiges Organ jeden Sonntag in der Stärke von 2 Bogen (Großoktav) herausgegeben werden.

Die „Oesterreichische Wochenschrift" soll dem größeren gebildeten Publikum einen Überblick über alle hervorragenden Bestrebungen und Leistungen unserer Zeit auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst verschaffen; zugleich aber auch, indem es die Tätigkeit und Entwicklung Österreich-Ungarns, sowie seiner einzelnen Volksstämme aufmerksam verfolgt, ein getreues Bild der geistigen und materiellen Arbeit bieten, wie sich gegenwärtig in Österreich-Ungarn auf jedem Gebiete und in jeder Richtung entfaltet.

Durch Erfüllung dieser Aufgabe wird die Wochenschrift vor allem jenem allgemeinen Kulturinteresse gerecht werden, das die Verallgemeinerung von Wissen und Bildung erheischt; es wird aber auch vermöge der speziellen Pflege, die es den Bestrebungen und Erfolgen der verschiedenen Völker Österreich-Ungarns angedeihen läßt, einen Mittel- und Sammelpunkt für das gesamte geistige Leben dieses großen Reiches und ein Vermittlungsorgan zwischen Österreich und der übrigen gebildeten Welt sein, wodurch dem Auslande ein ihm bisweilen schon aus sprachlichen Rücksichten verschlossenes Gebiet eröffnet und eine richtige Wertschätzung österreichischer Kraft und Leistungsfähigkeit ermöglicht wird.

Die Wochenschrift soll den politischen Strömungen des Tages, sowie jeder politischen Parteirichtung prinzipiell ferne bleiben; die Objektivität ihrer Darstellungen soll nur durch das österreichische Staatsinteresse begrenzt werden, sie wird der neutrale Boden sein, auf dem sich alle zusammenfinden können, die sich für die Kulturentwicklung in Österreich-Ungarn interessieren.

Die Wochenschrift soll in möglichster Abwechslung und Mannigfaltigkeit Aufsätze gediegenen Inhalts aus den verschiedenen Gebieten des Forschens und geistigen Schaffens enthalten, welche das Interesse eines größeren Publikums in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Die Geschichte der verschiedenen Zeiten und Völker, vor allem die österreichisch-ungarische Geschichte und jene der einzelnen Länder, Biographien, Länder- und Kulturkunde mit besonderer Berücksichtigung Österreich-Ungarns, Altertumskunde, Philosophie, die Naturwissenschaften, Rechts- und Staatswissenschaft, Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Kriegswissenschaft, Musik, Kunst und Industrie, Poesie und Literatur im allgemeinen bieten das weite Feld, auf dem die Wochenschrift das Neueste und Wissenswerteste mitteilen wird.

Der Form nach soll ihr Inhalt aus selbständigen Abhandlungen, Studien, Essays, Übersichten, Charakteristiken, Kritiken und kurzen kritischen Anzeigen bestehen; außerdem soll sie eine Bibliographie aus allen Reichsteilen und eine Revue der inländischen wissenschaftlichen Journalistik enthalten.

Zur Lösung dieser Aufgabe soll die Beteiligung und das Zusammenwirken hervorragender wissenschaftlicher und literarischer Kräfte des In- und Auslandes angestrebt werden, welche an einer gedeihlichen Entwicklung Österreich-Ungarns mitzuwirken, sowie sein geistiges Leben und Streben zu fördern geneigt sind.

Originalarbeiten, die in der Wochenschrift zum Abdrucke gelangen, werden, wenn nicht ein besonderes Übereinkommen getroffen wurde, mit einem Minimalhonorar von 80 fl. per Druckbogen entlohnt werden.

Für die inhaltliche Ausstattung und Leitung wird eine eigene Redaktion bestellt, welche sich zum Zwecke periodischer Beratungen über wichtigere Fragen von allgemeiner Bedeutung, sowie behufs Vermittlung mit den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten mit einem Beirat von hervorragenden Mitarbeitern umgeben wird. Vollkommene Unparteilichkeit, streng sachliche, von allen Nebeneinflüssen freie Beurteilung und eine würdige, von echt wissenschaftlichem Geiste getragene Haltung der Wochenschrift werden der Redaktion zur besonderen Pflicht gemacht.

Für die Herausgabe der Wochenschrift werden vorläufig folgende Kosten präliminiert: Honorar 8000 fl., Satz, Druck und Papier 5300 fl., Redaktion 2400 fl., Diverse 300 fl.; zusammen 16.000 fl., welche aus dem Wiener Zeitungsfonde zu bestreiten sind.

Der Abonnementspreis der ‚Oesterreichischen Wochenschrift' wird mit jährlich 4 fl., bei Postversendung mit jährlich 5 fl. und für Abonnenten der ‚Wiener Zeitung' mit 2 fl. festgesetzt. Für den journalistischen und buchhändlerischen Vertrieb der Wochenschrift ist in geeigneter Weise Sorge zu tragen."

Sowohl in der ersten, wie in der zweiten Folge der „Wochenschrift" war eine literarische Revue allerersten Ranges gegeben. Wenige Schriftsteller von Namen fehlten darin, namentlich aber stellte sich die Universität zahlreich ein. Junge Talente erstanden, fanden Anregung und Förderung, nicht wenige gelangten später zu Ansehen, ja zu europäischer Berühmtheit. Schon allein dieser erziehliche Einfluß auf heimische Wissenschaft und Kunst sichern der „Wochenschrift" ein rühmliches Angedenken. Vollkommen und ausgeglichen in seinem literarischen Werte trat das Unternehmen an die Öffentlichkeit und blieb auf dieser ehrenvollen Höhe während seines Bestandes.

Als verantwortlicher Redakteur zeichneten anfänglich Dr. Leopold Schweitzer und dann Ernst Freiherr von Teschenberg, der wohl überhaupt der eigentliche literarische Leiter war. Teschenberg hatte in Berlin rechtshistorische Studien betrieben und war 1861 in das Präsidialbureau des Handelsministeriums eingetreten. Man schätzte in Teschenberg seines diplomatisches Talent und hohe politische Geschicklichkeit. Seiner Feder ist im politischen, wie literarischen Essay Gründlichkeit, Anmut und kritischer Scharfsinn nachzurühmen. Seine in der „Wochenschrift" enthaltenen Artikel, zumeist kulturgeschichtlichen Inhaltes, lassen vornehmen, weltmännischen Geist, in individueller Form ausgedrückt, erkennen. Er wandte sich später der diplomatischen Laufbahn zu und starb als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.

Die Redaktion der „Neuen Folge" erhielt einen Beirat, der folgendermaßen zusammengesetzt war: Geschichte: Arneth, Naturwissenschaften: Czermak, Rechtswissenschaften: Glaser, Volkswirtschaft: Menger, schöne Literatur: Bucher, Kunst: Falke, Archäologie: Conze, Länderkunde und

orientalische Wissenschaften: Reinisch, Poesie: Kuh, technische Wissenschaften: Grimburg. Für die Leitung der „Wochenschrift" wurde der mehrjährige Mitarbeiter der „Wiener Zeitung" und k. k. Kustos am österreichischen Museum für Kunst und Industrie Dr. Bruno Bucher gewonnen, der, wie es in dem Berichte des Ministerratspräsidiums [8]) hieß, vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung, publizistischen Gewandtheit und ausgebreiteten Konnexionen die erforderliche Eignung hiezu gewährleistete. Eine freilich nicht vollständige Schau über den Stab der einstigen Mitarbeiter möge hier folgen und für die Bedeutsamkeit der „Wochenschrift" Zeugnis ablegen. Auffallend ist das Überwiegen zweier Gebiete: der Naturwissenschaften und der Volkswirtschaft. Auch hierin gibt sich wohl der Pulsschlag jener Tage zu erkennen.

Franz Ritter v. Neumann, Professor der politischen Ökonomie und Statistik, veröffentlichte mehrere Aufsätze, darunter den hochbedeutsamen „Österreich und der Freihandel" und besprach zahlreiche Bücher, die sich mit dem Gewerbewesen befassen. Handelsgeschichtliche Untersuchungen lieferte Professor Adolf Beer, der unter dem Bürgerministerium der Unterrichtsverwaltung angehörte. Ein weitläufiger Artikel aus seiner Feder beschäftigte sich mit der Eröffnung Japans für den Weltverkehr. Ferner gelangte ein von ihm gehaltener inhaltsvoller Vortrag „König Baumwolle" zum Abdrucke. Ein fleißiger Mitarbeiter war der als juristischer Schriftsteller ungemein tätige Dr. Peter Harum, nachmals Professor der Rechte an der Wiener Universität. Von ihm stammen zahlreiche Buchbesprechungen national-ökonomischen Inhaltes.

In der Rubrik „Naturwissenschaften" waren die erlesensten Vertreter des Faches in Österreich vertreten. Gelehrte, die heute zu den Zierden der Wissenschaft nicht nur in Österreich gehören. So stellte sich der derzeitige Präsident der Akademie der Wissenschaften, Eduard Sueß, mit Arbeiten, wie: „Die Einheit des Tierreiches", „Physikalische Verhältnisse und Verteilung der Organismen im quarnerischen Golfe" ein. Daß Autoritäten, wie Anton Kerner Ritter v. Marilaun („Die höchstgelegenen Quellen unserer Alpen", „Botanische Streifzüge durch Nord-Tirol", „Das Pflanzenleben der Donauländer" u. s. w.); Professor Julius Wiesner („Die Geschichte des Mikroskopes", Die Bedeutung einiger Zweige der Naturwissenschaften für polytechnische Institute" u. s. w.) die „Wochenschrift" aufsuchten, spricht wohl für den wissenschaftlichen Ernst des Organs. Professor Dr. Alexander Bauer, nachmals Hofrat und noch heute als Professor an der technischen Hochschule tätig, schrieb über synthetische Chemie und Kohlenwasserstoffe. Ferdinand von Hochstetter, der berühmte Erforscher Neuseelands, verfaßte mit Sueß einen Artikel über kosmogonische Hypothesen und über die ältesten Formationen der Erde. Hier werden Namen allein schon zu Taten der Redaktion! Mit zahlreichen Beiträgen stellte sich der Kulturhistoriker und geographische Schriftsteller F. v. Hellwald ein. Er zeigte u. a. A. v. Humboldts Briefwechsel an. Einen ausgezeichneten Mitarbeiter hatte die „Wochenschrift" auch in Dr. Adolf Ficker, der sich um die Organisation der Unterrichtsstatistik besonders verdient machte; seine Bestrebungen treten am

---

[8]) Z. $\frac{359}{\text{P. L.}}$ ex 1871.

deutlichsten in dem Artikel „Geschichte, System und Statistik der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaate“ hervor. Er bot ferner Untersuchungen über Länder und Völkerkunde in Österreich. Als geographischer Schriftsteller wirkte auch Dr. Karl v. Scherzer, indem dieser die geographisch-merkantilen Verhältnisse überseeischer Länder schilderte.

Glänzende Namen wies das Gebiet der Geschichtsforschung auf, so vor allem Ottokar Lorenz und Theodor Ritter v. Sickel. Letzterer veröffentlichte eine Anzeige der „Histoire des Carolingiens“ und der „Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse romande“. Ottokar Lorenz lieferte einen Beitrag „Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I.“ als Besprechung der Freiherr v. Helfertschen „Geschichte Österreichs vom Ausgange des Oktober-Aufstandes“. Ein Gelehrter von hohem Ansehen war der „Wochenschrift“ auch in Heinrich Ritter v. Zeißberg gegeben. Er veröffentlichte mehrere Aufsätze über österreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger. Auf dem Gebiete der Geschichtsliteratur waren ferner tätig für Wiener Stadtgeschichte Karl Weiß und der namentlich als Kenner der theresianischen Zeit geltende Geschichtsschreiber Adam Wolf. Der unglückliche Sacher-Masoch stellte sich mit einer historischen Untersuchung über die flämische Legende von Karl V. ein.

Die Literaturgeschichte wurde von Professor K. J. Schröer vertreten. Der Philosoph und Ästhetiker Professor Robert Zimmermann, war einer der tätigsten Mitarbeiter; er ließ in der Wochenschrift erscheinen: „Asmus Carstens“, „Die Metaphysik in der Naturwissenschaft“, ferner ästhetische Untersuchungen über Friedrich Hebbel, eine Paraphrase über eine akademische Rede von Helmholtz, endlich eine Skizze über den katholischen Philosophen Anton Günther.

Einen Mitarbeiter von weitumfassender Tätigkeit besaß die Revue in Moriz Thausing, dem einstigen Vorstande der Albertina und nachmaligen Professor der Kunstgeschichte der Wiener Universität. Er war Germanist, Physiolog und bildete sich zum Kultur- und Kunsthistoriker aus, alle diese Gebiete unterzog er kritischer Betrachtung in den Nummern der „Wochenschrift“. So darf es nicht wundernehmen, daß aus seiner Feder Aufsätze über die Brückesche Systematik der Sprachlaute und andererseits wieder Nibelungenstudien hervorgingen.

Der erste Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und Kaspar Grafen v. Sternberg, der Prager Literarhistoriker F. Th. Bratranek, äußerte sich über Herkulanum und besprach zahlreiche literargeschichtliche Erscheinungen.

Neben pädagogischen Erörterungen finden sich von dem Direktor der ersten Lehrerbildungsanstalt Theodor Vernaleken literarische Aufsätze, so über Hebbels Nibelungen und die Sage: „Die Toten von Lustmann“.

Der Germanist Ignaz Zingerle v. Summersberg schrieb namentlich über ältere tirolische Literatur und über den Sagenkreis Karls des Großen.

Die romanische Linguistik und Literaturgeschichte fand ihre Pflege durch Adolf Mussafia („Dante Allighieri“, „Französische Etymologie“). Friedrich Müller, der hervorragendste Forscher der linguistischen Ethnographie und

Mitarbeiter an dem großen Werk über die Reise der österreichischen Fregatte „Novara" veröffentlichte einen Aufsatz über die Sprachen Afrikas.

Das Kritikeramt über die schöngeistige Literatur übten Emil Kuh und Hieronymus Lorm. Von österreichischen Dichtern wurden besprochen: Gedichte von Josef Pollhammer und Adolf Bekk, Stifters „Wittiko", Romane von Sacher-Masoch, Alfred Meißner und Friedrich Uhl; auch wird des fünfzigsten Geburtstages Hebbels gedacht und dessen Tod bald nachher in einem Nekrolog betrauert.

Über die Erscheinungen der bildenden Kunst und über die, in diesen Tagen erstehenden Monumentalbauten des erweiterten Wien äußerten sich Eitelberger, Falke, Bucher, Fischbach, Lübke und Lützow; ihre Mitarbeiterschaft wird an anderer Stelle dieser Gedenkschrift gewürdigt. Das gleiche gilt von den Musikschriftstellern Ambros und Hanslick.

Auch in der „Neuen Folge" finden sich die besten Namen. Der damals in Wien habilitierte Professor der Archäologie Alexander Conze lieferte Beiträge über Ausgrabungen, über klassische, farbige Skulpturen und über die Inseln Syra und Samothrake. Der Historiker Eduard Chmelarz untersucht die literarhistorische Herkunft der Fabel von Grillparzers „Jüdin von Toledo". Karl Freiherr v. Du Prel unterzieht E. v. Hartmanns „Philosophie der Unbenannten" einer Erörterung. A. J. Engel, der spätere Biograph Stelzhammers, bespricht den bei Cotta erschienenen „Liebesgürtel" und die Reitzenbeck'sche Monographie über den Dichter. Eitelberger, Falke, Ilg, Graf Karl Lanckoroński arbeiteten auf kunstkritischem Gebiete.

Se. Exzellenz der Herr Minister Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, damals Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität, stellte der „Wochenschrift" mehrere Artikel zur Verfügung, so einen Vortrag „Sappho und die Sappho-Sage" und den Essay „Ein antiker Roman", der sich mit der „Historia Apollonii regis Tyri", den der Philologe Alexander Riese damals herausgegeben, beschäftigte.

August Förster ließ sich über „Bogumil Davison" vernehmen. Ernst v. Hartmann schrieb zur Geschichte der Ästhetik, Professor Theodor v. Oppolzer äußerte sich über Sternschnuppen.

Von dem Tiroler Dichter Adolf Pichler findet sich ein Alexander v. Humboldt gewidmetes Gedenkblatt. Hamerlings Gedicht „Die sieben Todsünden" wurde von A. Riel kritisch gewürdigt. Wilhelm Scherer veröffentlichte eine unvergessene Artikelreihe zum Gedächtnisse Franz Grillparzers. Robert Zimmermann widmete der philosophischen Literatur seiner Zeit mehrere Arbeiten.

Hier war nur möglich, Namen anzurufen, aber schon diese Namen verkünden die kulturelle Bedeutung und den geistigen Inhalt der Publikation eindringlichst! Es waren die führenden österreichischen Denker und Künstler jener Zeit, und deshalb bietet die „Oesterreichische Wochenschrift" ein wahrhaftes Spiegelbild der Bestrebungen um Wissenschaft und Kunst im modernen Österreich.

Den Originalbeiträgen folgten in jeder Nummer eine Fülle von kleineren Mitteilungen und dann Sitzungsberichte der vielen ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Gesellschaften. Wieder ein Zug der Schmerlingschen Ära, daß Geist, Wissen und Bildung aus der Studierstube des einzelnen ins weite zu

dringen suchten, werbend zum Volke sprachen und sich zu allerlei Vereinigungen gesellten. Willkommen bot sich die „Wochenschrift" ihren Zwecken an und wird so, wie sie selbst ein Produkt konstitutioneller Gesinnung ist, auch zum Horte derselben auf jeglichem Gebiete. Regelmäßige Berichte der Akademie der Wissenschaften, der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, der geologischen Reichsanstalt, der geographischen Gesellschaft, der zoologisch-botanischen Gesellschaft, der ungarischen Akademie, der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der historischen Vereine in den Kronländern, der k. k. Gelehrten-Gesellschaft in Krakau künden vom Walten neuer Geistesströmungen im ganzen Reiche.

Ein charakteristischer Zug der „Oesterreichischen Wochenschrift" lag aber noch in einer anderen Erscheinung. Die Publikation war nicht völlig original gewesen, das heißt, nicht ohne Vorgängerschaft. Fürst Metternich hatte schon 1818, sehr wohl die politische Bedeutung einer derartigen literarischen Publikation erkennend, die „Jahrbücher für Literatur" ins Leben gerufen. Die beiden Revuen hatten aber, wenn auch gleichen Intentionen entspringend, geradezu entgegengesetzte Aufgaben zu lösen: In den „Jahrbüchern" durften nur solche Gegenstände erörtert werden, die keine Beziehung zu den Lebensinteressen des Kaiserstaates hatten. So kam es denn, daß beispielsweise Grillparzer längst auf der Höhe seines Ruhmes stand, ohne daß in den ersten zehn Jahren dort nur sein Name erwähnt worden wäre. Das Metternich-Deinhardsteinsche Organ bezweckte nicht die Förderung von freier Forschung und Literatur, sondern die Beschränkung der gegebenen geistigen Kräfte auf ein enggezogenes Arbeitsfeld. Ganz anders war der leitende Wille, der die „Oesterreichische Wochenschrift" beseelte. In ihr sollte gerade der Gegenwart ein Organ geschaffen werden, es sollte in ihr zum Ausdrucke kommen, welche Probleme in Wissenschaft, Literatur und Kunst die Gegenwart beschäftigen und was von ihr auf diesen Gebieten geleistet werde. In der Wochenschrift durften die geistigen Strömungen der Gegenwart in Österreich zum erstenmale publizistisch hervortreten.

Man wird es erstaunlich finden, daß die Revue trotzdem so bald verschwand. Aber so außerordentlich das Organ war, als eine Beilage zu einem Tagesblatte konnte es nicht erhalten werden. Auch die „Neue Folge" wies ein sehr ungünstiges finanzielles Ergebnis auf. Sie kostete im Laufe des Jahres 1872 16.816 Gulden. Diesem Erfordernisse stand eine belanglose Bedeckung gegenüber. Von der anfangs auf 1000 Exemplare bemessenen, später auf 800 reduzierten Auflage wurden nur 583 Bände abgesetzt, davon 127 im Wege des Buchhandels. Der Ausfall mußte natürlich wieder ungünstig auf das Budget der „Wiener Zeitung" zurückwirken, aus dem die „Wochenschrift" erhalten wurde. Ein von der Administration abgegebener Bericht schlägt 1872 die Wiedereinstellung vor. Der Chefredakteur der „Wiener Zeitung", Friedrich Uhl, äußerte sich gegen Ende dieses Jahres folgendermaßen:

> „Die Stellung, die ich einnehme, erheischt die Sorge für das Ganze der ‚Wiener Zeitung', für das Wohl des Gesamtunternehmens.
>
> Ich muß mir daher die Frage stellen: fördert die neue Wochenschrift dieses Unternehmen oder schädigt sie nicht vielmehr dasselbe.

Und da darf ich wohl gleich zum Beginne bemerken, daß bei Schöpfung der Wochenschrift jene Momente übersehen worden zu sein scheinen, welche vor allem ins Auge gefaßt werden mußten, sollte aus der Publikation dem Gesamtunternehmen der ‚Wiener Zeitung‘ literarischer Nutzen erwachsen.

Die Wochenschrift, wie sie heute besteht, ist ein selbständiges Unternehmen mit separater Pränumeration und wird faktisch nur von einem kleinen Teile der Abonnenten der ‚Wiener Zeitung‘ gehalten.

Sie führt also nicht dem Gesamtunternehmen literarischen Stoff zu, sondern lenkt im Gegenteile von demselben literarische Kräfte ab. Sie fördert nicht das Ganze, schädigt es hingegen durch die großen Kosten, welche aus der Gesamtkasse flüssig gemacht werden. Die wenigen Exemplare der Wochenschrift werden förmlich aus der Kassa der ‚Wiener Zeitung‘ subventioniert, also von den Abonnenten der ‚Wiener Zeitung‘, denen durch die Wochenschrift der literarische Lesestoff entzogen wird.

Mir scheint eine solche Trennung vom Tische der ‚Wiener Zeitung‘ dem einen Teile wenig Nutzen, dem anderen aber großen Schaden zu bringen.

Es würde dem Prinzipe der Loyalität, daß ich mir stets vor Augen halte, nicht entsprechen, wollte ich mich in eine Kritik der literarischen Arbeiten einlassen, welche die ‚Neue Folge der Oesterr. Wochenschrift‘ bilden. Ich bitte mich daher einer Kritik der Wirksamkeit schriftstellerischer Kollegen gütig zu entheben, und dies umsomehr, als mir die Gründe, welche gegen die jetzige Erscheinungsform der Wochenschrift sprechen, so gewichtig erscheinen, daß sie allein eine Änderung wünschenswert machen.

Diese Änderung würde das Gute, das die Wochenschrift bringt, retten und dem großen Publikum der ‚Wiener Zeitung‘ zugänglich machen. Sie würde die bedeutenderen Autoren, welche jetzt für die ‚Wiener Wochenschrift‘ schreiben, von dem Isolierschemmel befreien, auf dem sie sich jetzt in derselben befinden, und zusammenführen, was zusammen gehört: Die Kritik der bedeutendsten literarischen und künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart und die ‚Wiener Zeitung‘. Kurz gesagt: Was man bis jetzt in der ‚Wiener Zeitung‘ gesucht, und bis vor kurzem nicht gefunden, das steht oder sollte wenigstens stehen in der ‚Wiener Wochenschrift‘ und diese — wird nicht gesucht. Das beweist wenigstens die geringe Anzahl der Abonnenten.

Die ‚Wiener Zeitung‘ kann der Natur der Sache nach anreizend nur durch literarische Leistungen wirken. Diese wurden ihr größtenteils durch die Wochenschrift entzogen. Die Zurückerstattung des entfremdeten Guten kann das Blatt nur gut und besser machen, und die Abonnenten erhalten, was ihnen gebührt und was sie bezahlen.

Ich glaube hiemit bewiesen zu haben, daß die Wochenschrift an sich wenig nützt, daß sie der ‚Wiener Zeitung‘ schadet, literarisch und finanziell und daß diesem Übelstande abgeholfen werden könnte durch

Einbeziehung der besseren Kräfte, welche bisher an der Wochenschrift teilgenommen haben, in den Rahmen der ‚Wiener Zeitung‘.“

Mit dem 1. Jänner 1873 verschwand denn die „Oesterreichische Wochenschrift“ für immer. Die letzte Nummer enthält einige Zeilen des Abschiedes an ihre Leser: „Der Redaktion erübrigt nur noch für die tätige Unterstützung höchst ausgezeichneter Schriftsteller und für die zahlreichen Zeichen der Anerkennung aus Nähe und Ferne ihren aufrichtigen Dank auszusprechen.“ Bruno Bucher kehrte in das Museum für Kunst und Gewerbe zurück.

Die Wandlungen der äußeren Form der Wiener Zeitung.*)

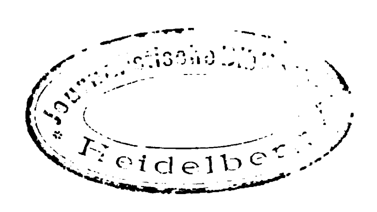
Von

Karl Groß.

Würden die Ausgaben des „Wiennerischen Diariums“ und der „Wiener Zeitung“ vom 8. August 1703 an fortlaufend numeriert worden sein, dann trüge die am 8. August 1903 ausgegebene „Wiener Zeitung“ die Nummer **39.408**. So viele Nummern des österreichischen Amtsblattes sind im Laufe von 200 Jahren erschienen.

Als ältestes jetzt erscheinendes österreichisches Blatt hat die „Wiener Zeitung“ auf der Pariser Weltausstellung 1900 in den Kreisen, die der reichhaltigen Exposition der österreichischen Presse Interesse entgegenbrachten, Aufsehen erregt. Pariser und deutsche Journalisten fanden sich mit Vergnügen und häufig in den Räumen der Preßausstellung ein, um die verschiedenen Jahrgänge der „Wiener Zeitung“ mit Aufmerksamkeit zu besichtigen, und beim Durchblicken der einzelnen Bände machten sie die Wahrnehmung, daß nicht nur der innere Wert des Blattes, sondern auch dessen äußere Form und Ausstattung, insbesondere in den späteren Jahrzehnten eine stets fortschreitende, mit allen Kulturländern Schritt haltende Entwicklung bekundeten. Von der ersten Nummer des „Wiennerischen Diariums“ an bis zu der am 8. August 1903 erscheinenden Festschrift der kaiserlichen „Wiener Zeitung“ bietet das Blatt gewissermaßen ein treues Spiegelbild der Entfaltung aller Zweige der Gutenbergschen Kunst und der mit dieser im Zusammenhange stehenden Gewerbe. Die Veränderungen von der primitiven Erzeugung der Bleilettern bis zur vollendeten Typengießerei; von der mühseligen Arbeit des Setzers bis zur Setzmaschine, mit welcher die Typenzeilen gegossen werden; von der schwerfälligen Handpresse und den durch Handbetrieb in Bewegung gesetzten Preßmaschinen bis zu den mit Dampf und Elektrizität in Bewegung gesetzten Schnellpressen; vom schwachen, gelblichen Papier bis zu dem kräftigen, weißen Maschinenpapier; von der handwerksmäßigen Fertigstellung des Blattes bis zu dessen künstlerischer Ausstattung, sie sind alle in den 39.408 Nummern, die seit zwei Jahrhunderten erschienen sind, zu erkennen.

*) Auszug aus einem in der Festnummer der „Wiener Zeitung“ am 8. August 1903 veröffentlichten größeren Artikel.



Sämtliche Bände der „Wiener Zeitung“ bilden eine stattliche Sammlung, in welcher freilich die einzelnen Jahrgänge nicht gleichförmig nebeneinander stehen. In der k. k. Hofbibliothek, sowie in den Bibliotheken der Stadt Wien und der Wiener Universität bilden die gesamten Jahrgänge des „Wiener Diariums“ und der „Wiener Zeitung“ an und für sich je eine kleine Bibliothek, welche sich in den Regalen der Büchersammlung der Reichshauptstadt bis zum Ende des Jahres 1902 in starken 508 Bänden präsentiert. Bis zum 1. Oktober 1812, in welcher Zeit das Blatt nur wöchentlich zweimal, an jedem Mittwoch und Samstag erschien, ist die Höhe der einzelnen Jahrgänge nur unbedeutend gewachsen, desto merklicher aber wird die Zunahme des Umfanges. Mit Beginn des Jahres 1812 erscheint die Zeitung in größerem Format, das zu Anfang des Jahres 1832 wieder wächst und in der Zeit vom 1. Jänner bis 1. Juli 1848 den größten Umfang erreicht. Nach unbedeutenden Schwankungen nimmt sie dann die heutige äußere Form an.

Von 1703 bis 1780 behielt das amtliche Blatt die Bezeichnung: „Wiennerisches Diarium“. Im letztgenannten Jahre erschien es Sonnabend, den 1. Jänner unter dem Titel: „Wiener Zeitung“, „mit K. K. allergnädigster Freyheit“. Vom 1. Oktober 1812 bis zum 1. Oktober 1813 wurde das Blatt dreimal wöchentlich, Dienstag, Donnerstag und Samstag ausgegeben, von welch letzterem Tage an bis zum 1. Jänner 1817 die „Wiener Zeitung“ täglich ohne Ausnahme der Sonn- und Feiertage erschien. Vom Beginne des Jahres 1817 bis zum Schlusse des Jahres 1839 erfolgte dann an Sonn- und Feiertagen keine Ausgabe; am 1. Jänner 1840 wurde jedoch den Abonnenten mitgeteilt, daß das Hauptblatt wieder mit dem dazugehörigen Anhange, jedoch ohne Amts- und Intelligenzblatt, an jedem Tage, nur mit Ausnahme der vier höchsten Feiertage, erscheinen werde. Dienstag, den 21. März 1848 enthielt die Nummer 81 eine Anzeige, daß von diesem Tage an die „Wiener Zeitung“ in einer Morgen- und in einer Abendausgabe erscheinen werde. Mit kurzer Unterbrechung im ersten Quartale 1860 erscheint seitdem regelmäßig ein Abendblatt der Zeitung, das am 1. Juli 1863 die heutige Bezeichnung „Wiener Abendpost“ erhielt.

Auch die historischen Ereignisse der letzten 200 Jahre haben manchen Einfluß auf die äußere Gestaltung unserer Zeitung ausgeübt. Viele Änderungen im Titelkopfe derselben und manche Erweiterung der gewohnten Nummernstärke erscheinen nur im Lichte historischer Reminiszenzen verständlich.

Vom spanischen Erbfolgekriege an, in dessen drittem Jahre unter Leopold I. das „Wiennerische Diarium“ gegründet wurde, bieten „Relationen“, „Extrablätter“ und „besondere Beilagen“ ein Bild der jeweiligen Kriegsläufte und sonstigen politischen Geschehnisse, während vom Jahre 1859 an die Dauer eines Krieges jedesmal durch das Erscheinen von Montags-Frühblättern gekennzeichnet ist.

Eine vorteilhafte Erweiterung erfuhr das Blatt in der Theresianischen Zeit. Als Josef II. die Mitregentschaft führte und Sonnenfels seine bekannte Wirksamkeit begann, brachte die geistige Renaissance auch dem „Wiener Diarium“ eine Bereicherung durch die „Gelehrten Nachrichten“, die vom Jahre 1766 bis 1768 als literarischer „Sonnabendsanhang“ erschienen.

Sehr interessante Beziehungen ergeben sich auch zwischen vielen Veränderungen in der Ausstattung des Kopfes und den jeweiligen Schicksalen des

Kaiserstaates. Wenn auch das erste Erscheinen des Adlers zu beiden Seiten des Titels zur Zeit Josef I. im Jahre 1708 mit dem weiteren Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges, der gerade in diesem Jahre den kaiserlichen Waffen unter Prinz Eugen und Marlborough bei Oudenaarde einen glänzenden Sieg brachte, nicht in direkten Zusammenhang gestellt werden kann, so spiegelt sich schon der Tod des letzten Habsburgers in der Fassung des Kopftextes wieder, indem am 20. Oktober 1740 an Stelle der Bezeichnung „Römisch-Kaiserlich" die Formel: „Mit Ihrer Königlichen Majestät Freyheit" tritt. Der kaiserliche Doppeladler wird aber bis zum Beginne des Jahres 1741 fortgeführt, wozu das „Wienerische Diarium" offenbar keine Berechtigung hatte. In der Tat erscheint auch die zweite Nummer am 11. Jänner 1741 ohne Adler und trägt die nächste Nummer vom 14. Jänner an der bisherigen Stelle desselben ein Kombinationswappen. Erst vier Jahre später, als Maria Theresias Gemahl als Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt wurde, tritt wieder der Doppeladler in seine Rechte. Dieser Wechsel zwischen Adler und Wappen zeigt in der Folge genau das Ableben Josefs II. und die Wahl Leopolds II. zum deutschen Kaiser an und wiederholt sich beim Regierungsantritte Franz' II. in derselben Weise.

Zwei wichtige Jahre der österreichischen Geschichte haben später noch deutliche Spuren in der äußeren Ausgestaltung des Blattes hinterlassen: 1809 und 1848. Die Besetzung Wiens durch die Franzosen hat auf die Zeitung den stärksten Einfluß unter allen historischen Ereignissen der letzten 200 Jahre ausgeübt: mit dem 18. Mai verschwand jegliches Emblem, der Titel lautete bloß: „Wiener Zeitung". Das Blatt erscheint nun täglich und trägt an der Spitze eine kurze Inhaltsangabe. Erst am 22. November d. J. konnte die Zeitung endgiltig wieder ihre frühere äußere Form annehmen, nachdem sie an zwei Oktobertagen den Versuch hiezu gemacht hatte.

Durch die Fülle der Ereignisse der Märztage des Jahres 1848 gedrängt, sah sich die Redaktion genötigt, eine „Abendbeilage" auszugeben, um den sich häufenden Stoff bewältigen und dem gespannten Interesse der Leser an den Vorgängen des Tages Rechnung tragen zu können. Den Umwälzungen jener Tage verdankt die Nummer vom 29. Mai 1848 ein ganz eigenartiges Aussehen: ihr fehlen der Adler und die übrigen Kennzeichen ihrer bisherigen, unter allen Zeitungen Wiens besonderen Stellung, indem sie bloß den Titel: „Wiener Zeitung" ohne Schmuck und Zusatz führt. Die Gewährung der Preßfreiheit hatte nämlich in den Verlegern und Redakteuren des Blattes die Ansicht gezeitigt, daß die „Wiener Zeitung" fortan keines ihrer alten Privilegien mehr für sich beanspruchen könne.

Die Bedeutung des 2. Dezembers 1848 prägt sich in dem außergewöhnlichen Erscheinen eines Sonntags-Abendblattes am 3. desselben Monates aus: die glorreiche Regierung Franz Josephs I. hatte ihren Anfang genommen.

* * *

Der erste Verleger des „Wiener Diariums", Johann Baptist Schönwetter, wird erst auf einer Beilage der 12. Nummer des Jahres 1703 genannt. Das Blatt blieb bis Ende 1721 in seinem Verlage, in welcher

Zeit er sehr häufig typische und textliche Veränderungen vornahm[1]). In Nummer 507 des Jahres 1704 zeichnete der Herausgeber als „Kayserlicher Hof- und Universitäts-Buchhändler".

Mit dem Beginne des Jahres 1722 erschien Johann Peter Van Ghelen, Besitzer der Kayserlichen Hof-Buchdruckerey, als Herausgeber des „Wiener Diariums", in dessen Verlag das Blatt bis Ende September 1754 verblieb. Das Journal wurde etwas größer, rechts und links vom Titel war ein kleiner zweiköpfiger Adler mit einer Krone zwischen den Köpfen angebracht und der Zeitungstext wurde nun zweispaltig. Vom 19. Oktober 1754 an steht am Schlusse der Nummer „mit von Ghelischen Schriften".

Sonnabend, den 5. April 1766 zeichnen die von Ghelischen Erben das Blatt und dieser Nummer ist, unter dem Titel „Gelehrte Nachrichten" zum erstenmale eine literarische Beilage angeschlossen. Die Ghelenschen Erben blieben bis Mitte Dezember 1857 die Verleger des amtlichen Blattes, in welcher Zeit dessen Form und Einteilung mannigfache Wandlungen erfuhren. Das Format, welches bis 1740 eine Höhe von nur 22 1/2 cm und 17 cm Breite zeigte, wuchs dann allmählich und wurde 1812 32 cm hoch und 21 cm breit; 1832 (zum erstenmale dreispaltig) 42 cm hoch und 26 cm breit; 1848 (vierspaltig) 55 1/2 cm hoch und 37 cm breit. Diese Foliantengröße verschwand nach zwei Quartalen und nahm die frühere Form an.

Zu erwähnen wäre noch, daß mit dem 1. Jänner 1803 der Zeitungsstempel begann und daß von Sonnabend den 3. Jänner 1807 an in der Mitte des Kopftitels der „Oesterreichisch-Kayserlich privilegirten Wiener Zeitung" der zweiköpfige österreichische Reichsadler erscheint.

Der Übergang der „Wiener Zeitung" aus dem Privatverlag in den Ärarialverlag blieb gleichfalls nicht ohne Einfluß auf die äußere Gestaltung des Blattes. Die Nummer 289 des Morgenblattes vom 17. Dezember 1857 erscheint noch bei den Ghelenschen Erben, während am Schlusse des Abendblattes verzeichnet ist: „Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei". Das nächste Morgenblatt der „Wiener Zeitung" Nr. 290 vom 18. Dezember d. J. zeigt in der Ausstattung einen entschiedenen Fortschritt. Mit neuen, scharfgegossenen Lettern ist das ganze Blatt gesetzt, das bloß aus Hadern angefertigte Maschinenpapier ist weiß und stark, der Druck erscheint bei weitem reiner und sorgfältiger. An der Einteilung des Blattes wurde keine Änderung vorgenommen.

Die Errichtung einer eigenen Druckerei der „K. K. Wiener Zeitung", die am 3. November 1860 zum erstenmale im Blatte bezeichnet ist, hatte gleichfalls eine Veränderung in der Form zur Folge: Mit dem Beginne des Jahres 1861 erscheint das Blatt in einem größeren Format, das von da an bis heute nicht mehr verändert wurde. Vom 1. Juli 1863 an erschien das Abendblatt der „Wiener Zeitung" unter dem Titel „Wiener Abendpost", der sich gleichfalls bis heute behauptet hat.

Vom 1. Februar 1862 an erschien als Beilage der „Wiener Zeitung" in Oktav-Format, zwei Bogen stark, die „Oesterreichische Wochenschrift

[1]) Die erste Nummer des „Wiener Diariums" ist dieser Festschrift in photographischer Reproduktion beigegeben. Die Aufnahme erfolgte in der unter der Leitung des Herrn Direktors, Hofrates Dr. Josef Maria Eder stehenden k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt.

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben", über deren kurze Geschichte in einem besonderen Artikel der vorliegenden Festschrift ausführlich berichtet wurde; sie bestand zunächst bis Ende 1865, wurde mit Neujahr 1872 wieder ins Leben gerufen und erhielt sich in dieser neuen Folge bis zum Schlusse desselben Jahres.

Die „Wiener Abendpost" erhielt den Titelkopf, den sie heute noch trägt, mit dem 1. Oktober 1880.

Am 2. Dezember 1888 ist die „Wiener Abendpost" anläßlich des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers mit einer Festbeilage erschienen und am 2. Dezember 1898 erschien zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers als Beilage der „Wiener Zeitung" ein künstlerisch ausgestattetes Festblatt.

Am 8. August 1903 wurde die Jubelnummer der kais. Wiener Zeitung nebst dem beiliegenden, in der Druckerei der Zeitung fertiggestellten Festblatt ausgegeben, für welche Franz Frh. v. Krauß die Zeichnung für das Titelblatt, die Kopfleiste und die Schlußvignetten, die photozinkographische Anstalt Josef Sztranyák die Clichés angefertigt haben. Bei einem Vergleiche der ersten Nummer des Wienerischen Diariums mit der Festnummer tritt der Fortschritt in der Ausstattung des Blattes klar zutage. Man kann wohl sagen, daß die Entwicklung der amtlichen Zeitung in den zwei Jahrhunderten mit der kolossalen Entfaltung der Reichshaupt- und Residenzstadt Schritt gehalten hat.

Die literarischen Beiträge der Wiener Zeitung 1849—1880.

Von
Dr. Egon von Komorzynski.

Die folgende Zusammenstellung berücksichtigt die nachstehenden Beilagen und Rubriken der „Wiener Zeitung": Beilage zum Morgenblatt der „Wiener Zeitung", 1849—1853 (= B). Österreichische Blätter für Literatur und Kunst, 1854—1857 (= ÖB). Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, 1862 (= WS 62). Österreichische Wochenschrift, 1863—1865; 1872 (= ÖWS). „Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" [seit 1858 ständige Rubrik im Morgenblatt] (= M). Feuilleton [seit November 1865 im Morgenblatt; hört mit 1872 auf] (= M). Abendblatt der „Wiener Zeitung", 1850—1863 (= A). „Wiener Abendpost", 1864—1880 [mit einer Beilage, die mit Ende September 1880 zu erscheinen aufhört] (= A).

Nicht aufgenommen wurden die Aufsätze naturwissenschaftlichen, medizinischen, geographischen, ethnographischen und juristischen Inhalts.

Jeder Abschnitt zerfällt in zwei Teile: 1. Aufsätze, 2. Rezensionen. Nur in den Abschnitten V (Literaturgeschichte) und VII (Mythologie) empfahl es sich, die Rezensionen nicht nach den einzelnen Unterabteilungen zu trennen, sondern am Schlusse zusammenzufassen.

Die Anordnung ist, soweit es sich durchführen ließ, alphabetisch. Bei Aufsätzen sind die Autornamen den Titeln vorangestellt; die anonym erschienenen Beiträge bilden (in chronologischer Anordnung) den Schluß einer jeden Gruppe. Bei Rezensionen ist der Name des Verfassers des besprochenen Buches vorangesetzt; der Name des Rezensenten folgt dem Titel in eckiger Klammer. — Die Abkürzungen sind durchwegs leicht verständlich; die lateinischen Buchstaben bezeichnen die Art der Ausgabe oder Beilage, in der der Beitrag zu finden ist; darauf folgt das Datum der betreffenden Nummer; bei der Jahreszahl ist das 18 weggelassen. Es bedeutet also z. B. B 30. 1. 49: Beilage vom 30. Jänner 1849 oder A 2. 8. 70: „Abendpost" vom 2. August 1870. Eine Ausnahme machen bloß die „Österreichische Wochenschrift" und die 1862 als Beilage zum Morgenblatt erschienene „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben", die eine fortlaufende Seitenzählung aufweisen.

Hier ist nach dem lateinischen Buchstaben die Jahreszahl mit Weglassung des 18 verzeichnet, daran schließen sich die betreffenden Seitenzahlen; z. B. WS 62, 333: „Wochenschrift“ 1862, S. 333 oder ÖWS 64 I, 123: „Österreichische Wochenschrift“ 1864, 1. Band, S. 123.

Inhaltsverzeichnis.

I. Altertumskunde.

Aufsätze.

A.: Die Ausgrabungen in Bregenz . . . . A 11. 12. 78.
R. E. v. E. [Eitelberger]: Der österreichische Altertumsverein und seine ersten Publikationen . . . . ÖB 17. 12. 55.
Gärtner Wilhelm, Prof. Dr.: Antiquarische Briefe aus Pöchlarn A 15. 10. 56.
Gomperz Th.: Zur Entzifferung der Schliemannschen Inschriften A 6. 5.—25. 6. 74.
Hartel Wilhelm, Prof.: Troja und Ithaka . . . . . . A 20. 3. 77.
Hauser Alois: Spalato und die römischen Baudenkmäler Dalmatiens A 13. 3. 76. f.
Hauser Alois: Ausgrabungen in Salona . . . . . . A 12. 12. 76.
Heger Franz: Die neuesten prähistorischen Forschungen in Österreich A 19. 3. 80. ff.

Hellwald Friedrich v.: Die Ruinen Carthagos . . . . A 31. 3. 76.
Hellwald Friedrich v.: Eine Umwälzung in der prähistorischen Wissenschaft A 8. 10. 77.
Hoernes Moriz, Dr.: Römische Altertümer in Bosnien . A 29. 5. 79.
Hoernes Moriz, Dr.: Archäologische Streifzüge in der Herzegowina A 11. 8. 79.
Hochstetter Ferdinand v.: Die Altertümer in Hradischt (Böhmen) A 28. 6. 78.
Hochstetter Ferdinand v.: Ein österreichischer Schliemann (Dr. Much) A 8. 7. 78.
Kenner Friedrich, Dr.: Der Amazonen-Sarkophag in Wien M 24. 4. 60.
J. Th. K.: Die Ruinen Babylons . . . . B 5. 12. 50.
Lutterotti Ludwig v.: Ein tirolischer Archäologe (Graf Benedikt Giovanelli) A 29. 5. 78.
Mayer F., Dr.: Druiden in Norikum . . . . A 22. 6. 77.
Oberleitner Karl: Der Geist des nordischen Altertums. Bruchstück aus einem ungedruckten Werke . . . . B 16. 7. 50.
L. R.: Archäologische Wanderungen im Orient. — Stambul M 30. 10.—18. 12. 67.
Sacken E. Freiherr v., Dr.: Auffindung einer römischen Inschrift in Meidling ÖB 17. 1. 53.
Sacken E. Freiherr v., Dr.: Der Lazenhof und die daselbst aufgefundenen Inschriften . . . . ÖB 11. 4. 53.
Sacken E. Freiherr v., Dr.: Die Pfahlbauten Österreichs . . A 1. 5. 76.
Sacken E. Freiherr v., Dr.: Neue Römerfunde in Österreich A 10. 5. 76.
K. W.: Die Militärbauten der Römer gegen Deutschland . . M 7. 9. 59.
Zschokke Hermann, Prof. Dr.: Das hebräische Felsengrab und seine Beziehung zur christlichen Kirche . . . . A 3. 11. 77. ff.
Zschokke Hermann, Prof. Dr.: Die Ruinenstätte von Baalbek A 13. 8. 80. ff.
Die Gräber bei Hallstatt . . . . B 20. 12. 49.
Babylonische und assyrische Inschriften . . . . B 20. 4. 50.
Die antiken Kameen des k. k. Münz- und Antikenkabinetts in Wien B 22. 10. 50.
Die Glocken. Eine archäologische Studie . . . . A 31. 7. 57.
Die neue persische Kunstsammlung im South-Kensington-Museum A 5. 5. 76.
Ein altmexikanisches Königsgrab . . . . A 9. 7. 79.
Die Ruinen von Palenque . . . . A 24. 4. 80.

Rezensionen.

Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich [Wilhelm Hartel] A 30. 3. 77.
Carapanos Constantin: Dodone et ses ruines . . . . . A 2. 7. 78.
Dagnée E. M. O.: L'archéologie préhistorique en Danemark M 27. 8. 70.
Kollár Jan: Staroitalia slavjanská (B. Jülg) . . . ÖB 14. 11. 53.
Ritschel F.: Monumenta epigraphica (xyz) . . . . . ÖWS 63, 15.

Rygh O.: Norwegian antiquities . . . . A 28. 9. 80.
Smith George: Assyrian discoveries . . . . A 15. 2. 75.
Undset Ingvald: Étude sur l'age de bronze de la Hongrie (Dr. Much)
A 25. 9. 80.
Vogué, Comte de: Syrie centrale, architecture . . . . A 28. 3. 79.
Waddington H.: Inscriptions grecques et latines de l'Asie
A 28. 3. 79.
Warren Charles: Underground Jerusalem . . . . A 6. 6. 77.
Winner Charles: Pérou et Bolivie (archéologie) . . . A 16. 2. 80.

II. Geschichte.

A. Allgemeines.

Aufsätze.

Bucher: Geschichtliche Bilder und Charakteristiken . . . ÖWS 64, 908.
Büdinger Max: Über einige neuere Geschichtsschreiber des Revolutionszeitalters.
ÖB 3. 5. 56.
O'Donnell, Graf: Die Geschicke der katholischen Kirche im letzten Jahrhundert.
B 4. 9. 52.
E—l: Die Staatenverhältnisse Europas vor der Februar-Revolution 1848.
(Nach Capefigue) . . . . B 24. 5. 49.
Heß Eduard v.: Johann von Müllers Berufung nach Mainz A 6. 3. 73.
Karajan Th. v.: Bericht über die bisherigen Leistungen der historischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften B 2. 10. 52.
Meynert: Ein Kriegsreformator des XVI. Jahrhunderts (Beyrlin)
A 28. 1. 58. ff.
E. M.: Vaterländische Geschichte . . . . B 21. 11. 50.
Stögmann K.: Johannes Victoriensis und Peter von Königsaal, zwei Geschichtsschreiber des XIV. Jahrhunderts . . . . . ÖB 29. 3. 56.
Teschenberg E. v.: H. von Sybel und seine Gegner WS 62, 83. 93. 101.
Zeißberg Heinrich v.: Thomas Ebendorfer als Geschichtsschreiber
ÖWS 64, 769. 800.
Zeißberg Heinrich v.: Leopold von Ranke . . . . . . A 7. 6. 75. ff.
—z: Über die Monumenta Germaniae historica von Pertz ÖB 1. 1. 55.
Von der historischen Unparteilichkeit . . . . ÖB 20. 3. 54.
Thomas Carlyle . . . . A 21. 4. 54.
Johann Graf Majláth. Nekrolog . . . . ÖB 15. 1. 55.
Friedrich v. Hurter. Nekrolog . . . . ÖWS 65 II, 347.

Rezensionen.

Buckle Th.: Essays [Emil Kuh] . . . . M 19. 10. 67.
Cantu C.: Allgemeine Weltgeschichte . . . . B 4. 8. 49.
Cantu-Brühl: Allgemeine Geschichte des Mittelalters . . . B 7. 2. 52.
Heyd Wilhelm: Geschichte des Levantehandels im Mittelalter [Prof. Dr. Karl Menger] . . . . A 22. 7. 79.

Huth Alfred: Life and writings of H. Th. Buckle . . . A 7. 2. 80.
Meynert Hermann: Geschichte des Kriegswesens in Europa M 19. 7. 68.
Perthes Cl. Th.: Politische Zustände . . [J. F.] WS 62, 49. 58. 69. 76.
Ranke L. v.: Ursprung und Beginn der Revolutionskriege [Zeißberg] A 7. 6. 75.
Ranke L. v.: Historisch-biographische Studien . . . . . . A 26. 1. 78.
Sybel H. v.: Gesetze des historischen Wissens . . . . . ÖWS 64, 1685.
Weiß J. B.: Lehrbuch der Weltgeschichte. 3. Bd. [H. M. Richter] M 2. 7. 68.

B. Oesterreichische Geschichte.

Aufsätze.

a) Allgemeines.

Arneth A. v.: Die Relationen der venetianischen Botschafter über Österreich im XVIII.. Jahrhundert . . . . A 21. 6. 61.
Arneth A. v.: Die Wiener Universität unter Maria Theresia A 18. 3. 78.
Bc.: Österreichs klassischer Boden . . . . M 31. 5. 68.
Beer Adolf: Die orientalische Politik Josephs II.. . . . A 30. 4. 79. ff.
Chlumecky P. v.: Einiges über österreichische Geschichtschreibung ÖB 24. 5. 56.
V. E.: Josephinische Curiosa. — Franciscеische Curiosa . . B 25. 10. 49.
L. F.: Zur Charakteristik des gemordeten Kriegsministers Graf Latour B 7. 4. 49.
— f. F.: Der Kampf um Mantua im Jahre 1796 . . M 15. 7. 59. ff.
G.: Lebensbilder aus den Anfängen der Kaiserin-Königin Maria Theresia und Friedrichs II. . . . . M 3. 8. 59. ff.
Helfert: Der Wiener Kongreß . . . . A 2. 1. 77. ff.
Hoefler C.: Briefe über österreichische Geschichte . . . . ÖB 2. 7. 55.
Horawitz Ad.: Kaiser Maximilian und die Geschichtswissenschaft ÖWS 72 I, 545.
Huber Alfons: Österreich und Preußen im ersten Koalitionskrieg A 22. 2. 78. ff.
Huber Alfons: Wallenstein im Jahre 1633 . . . . . . A 8. 3. 80. ff.
Hüffer Hermann: Die Gesandtschaft des Generals Bernadotte in Wien A 27. 7. 77.
Hurter F. v.: Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinands II. . . . . B 24. 7.—11. 9.—18. 12. 52.
Jankó W. v.: Feldzeugmeister Franz Graf Kinsky und dessen Urteil über die Karlsakademie in Stuttgart . . . . . . A 27. — 28. 6. 77.
Jankó W. v.: Ferdinand Stücker Ritter v. Weyerhof, genannt „Der bergische Held“. . . . . A 7. 9. 77. ff.
Jankó W. v.: Die österreichische Invasion in Sachsen im Jahre 1809 A 20. 11. 77. ff.
Jankó W. v.: Andreas Baumkircher . . . . A 27. 4. 78.
Jankó W. v.: Ehen im Hause Habsburg-Lothringen . . . A 14. 11. 79.
Ilg Alb.: Kaiser Leopold I. als Drechsler . . . . A 5. 1. 78.

Ilg Alb.: Kaiser Maximilian II. und Giovanni da Bologna A 2. 12. 79.
Kerschbaumer Ant.: Die Herzen der Habsburger . . . . . A 28. 2. 78.
Klun: Die Habsburger in Rapperswyl . . . . ÖB 11. 4. 57.
Krainz Joh.: Ruprecht v. Eggenbergs letzte Ruhestätte . . A 26. 11. 79.
Kümmel Emil: Erzherzog Karl II. von Habsburg-Österreich in seiner Hauswirtschaft . . . . A 11. 8. 79.
Lorenz Ottokar: Die Korrespondenz zwischen Wallenstein und Collalto ÖB 4. 10. 56.
A. M.: Lorenzo Magalotti als Gesandter in Wien . . . . M 3. 11. 60.
Mayer F. M.: Österreichische Geschichte . . . . A 19. 3. 79. ff.
Mayer F. M.: Österreichische Geschichte . . . . A 20. 9. 80.
Meynert H.: Eine Erinnerung an Joseph II. und seine Regierung A 19. 2. 61. f.
Neumann Franz: John Law und sein Aufenthalt in Wien ÖWS 64, 4. 49.
Oberleitner K.: Die Verhandlungen der österreichischen Stände mit Kaiser Karl V. im Jahre 1520. Nach handschriftlichen Quellen M. 24. 5. 61.
Rogge Walter: Prinz Eugens Feldzüge gegen die Türken A 14. 12. 76. ff.
Schwicker J. H.: Aus Kaiser Josephs II. Reisetagebüchern . A 9. 8. 80.
F. St.: Die Seeschlacht bei Lissa . . . . M 9. 2. 67.
W.: Die pragmatische Sanktion . . . . M 11. 4. 61.
Willison W. v.: Der italienische Feldzug des Jahres 1848 B 2. 6. 49.
Wolf Ad.: Das Haus Schwarzenberg . . . . ÖB 24. 1. 53.
—z: Die Forschungen Dümmlers auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte ÖB 8. 1. 55.
Zeißberg: Die letzten Tage und der Tod Maximilians II. . A 19. 2. 78.
Zwiedinek-Südenhorst H. v.: Des Freiherrn Adam v. Herberstein Gesandtschaftsreise nach Constantinopel . . . . A 6. 6. 79.
Erinnerungen aus dem Jahre 1848 . . . . B 2.—3. 4. 49.
Erinnerungen an den Kriegsminister Latour . . . . B 21. 7. 49.
Die neuesten Geschichtswerke über Österreich . . . . B 22. 9. 49.
Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer 1849 B 14. 9. 50.
Französische Umtriebe gegen das Haus Habsburg zur Zeit Kaiser Ferdinands II. M 21. 5. 59. ff.
Die Schlachten bei Novi und Marengo . . . . A 4. 6. 59. ff.
Österreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger ÖWS 64. 1441. 1475.
Alte und neue Schriften über F. v. Gentz . . . M 23. 10.—18. 12. 67.
Marie Antoinette und Maria Theresia. Nach den geheimen Papieren des Grafen von Mercy-d'Argenteau . . . . A 12. 1. 74 ff.
Der Herzog von Reichsstadt . . . . A 10.—20. 4. 78.

b) Einzelne Kronländer.

Bergmann Josef: Der Untergang des Hauses Cilli (1456) ÖB 15. 11. 56.
Bischof Ferd.: Ottokars II. Altprager Stadtrecht (1269) ÖB 17. 1. 57.
Gindely, Dr.: Über die Exemption der mährischen Geistlichkeit vom weltlichen Gerichtsstande im XVI. Jahrhundert . . . . . ÖB 24. 9. 55.
Helfert: Ein Verteidiger Wiens während der Türkenbelagerung 1683 (Kaspar Graf v. Kaplíř) . . . . A 15. 4. 80. ff.

Kenner Friedrich: Diözesangeschichte von St. Pölten . . . A 7. 10. 75.
Klun, P. D.: Über die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Krain ÖB 10. 1. 57.
Mayer F.: Austro-Friulana . . . . A 10. 5. 78.
Mayer Franz Dr.: Zur Geschichte des Hussitentums . . . A 15. 1. 78.
Mayer F. M.: Genesis des Herzogtums Steiermark . . . A 29. 4. 80.
Monn, Dr.: Die historische Literatur über Kärnten ÖB 12. 7.—15. 11. 56.
Müller Willibald: Valentin Duval, der erste Direktor des kaiserlichen Münzkabinetts . . . . A 13. 4. 80. ff.
Tomek W., Prof.: Über Bartos Prager Chronik v. d. J. 1524 bis zum Schlusse des Jahres 1530 . . . . B 6. 12. 51.
Wolf Adam: Der Tiroler Bauernkrieg 1525 . . . . . ÖB 3. 1. 53.
Wolf Adolf: Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Österreich . . . . B 1. 6. 50.
Die Portraits von Andreas Hofer [von A.] . . . . A 8. 2. 79.

c) Länder der ungarischen Krone.

Krones F. X., Dr.: Beitrag zur Geschichte des Bauernaufstandes im östlichen Ober-Ungarn . . . . WS 62, 124.
Krones F. X., Dr.: Die akademischen Publikationen ungarischer Geschichtsquellen von 1850—1870 . . . . ÖWS 72 I, 447.
Krones F. X., Dr.: Das Tagebuch des siebenbürgischen Magnaten Ladislaus Rhädey 1655—1663 . . . . A 9. 10. 79. ff.
Krones F. X., Dr.: Zur Geschichte der beiden letzten Jahre (1628—1629) Gabriel Bethlens, des Fürsten Siebenbürgens . . . . A 24. 2. 80.
Schuler v. Liebloy: Beiträge zur Kirchengeschichte von Siebenbürgen ÖB 6. 6. 57.
Schwicker J. H.: Ungarns Millenarium . . . . A 23. 2. 80.
Sickel Th.: Quellen zur Geschichte Kroatiens . . . . . . A 16. 4. 74.

d) Okkupationsgebiet.

A. D.: Die Okkupation der Herzegowina . . . . A 21. 6. 79. ff.
A. D.: Der Ausgang des Okkupationsfeldzuges . . . . . A 13. 5. 80. f.
Helfert: Bosnisches. Römische Zeit und Mittelalter . . . A 26. 9. 79.
Die Entscheidungskämpfe in Bosnien . . . . A 13. 1. 80.

Rezensionen.

a) Allgemeines.

Arneth A.: Graf Guido Starhemberg [Ad. Wolf] . . . ÖB 20. 6. 53.
Arneth A.: Prinz Eugen . . . . M 10. 1. 58.
Arneth A.: dasselbe, 2. Bd. . . . . M 27. 6. 58. ff.
Arneth A.: Maria Theresias erste Jugendjahre [E. v. T. (Teschenberg)] ÖWS 63, 10.
Arneth A.: Maria Theresias erste Regierungsjahre . . . ÖWS 64, 662.
Arneth A.: Maria Antoinette, Josef II. und Leopold II. [H. M. R. (Richter)] M 28. 9. 66.

Arneth A.: Maria Theresia und Josef II. [H. M. R.]
M 25. 1.—21. 11. 67.
Arneth A.: Maria Theresia und der siebenjährige Krieg [Zeißberg]
A 6. 4. 75.
Arneth A.: Maria Theresias letzte Regierungsjahre 1. Bd. [Zeißberg]
A 9. 3. 76. ff.
Arneth A.: dasselbe, 2. Bd. [Zeißberg] . . . . . A 13. 4. 77. ff.
Arneth A.: dasselbe, 3. Bd. [Zeißberg]. . . . . . . A 31. 1. 79. ff.
Arneth A.: dasselbe, 4. Bd. [Zeißberg]. . . . . . . A 21. 5. 79. ff.
Balleydier A.: Histoire des révolutions de l'empire d'Autriche [D. O.]
ÖB 4. 4. 53.
Beer Ad.: Geschichte Josephs II. [Zeißberg] . . . . . A 7. 7. 73.
Beer Ad.: Zehn Jahre österreichischer Politik (1801—1810) [Zeißberg]
A 12. 1. 77. ff.
Bergmann Josef: Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates [Ad. Wolf] . . . . B 12.—15. 3. 51.
Buchberger K.: Briefe Laudons [Zeißberg] . . . . . A 5. 8. 73.
Büdinger M.: Österr. Geschichte. 1. Bd. . . . . M 10. 1. 58.
Büdinger M.: Lafayette in Österreich [Ficker] . . . . A 6. 5. 79.
Chlumecky P. v.: Karl v. Zierotin und seine Zeit [J. F.] WS 62, 81. ff.
Dudik: Waldstein vor seiner Enthebung [α. β.] . . . . . M 6. 11. 58.
Feil Jos.: Versuche zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften unter Maria Theresia [T.] . . . . M 15. 12. 60.
Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen [W. Rogge] A 26. 6. 76.
dasselbe, 3. Bd. [Rogge] . . . . A 29. 7. 76. ff.
dasselbe, 4. Bd. (Span. Sukzessionskrieg) [Rogge]. . A 7. 1. 78. ff.
dasselbe, 5. Bd. (Feldzug 1703) [Rogge] . . . . . A 28. 12. 78. ff.
dasselbe, 6. Bd. . . . . A 27. 4. 80. ff.
Fournier: Gentz und Cobenzl [Zeißberg] . . . . . A 3. 1. 80 ff.
Gentz' Tagebücher [h.] . . . . M 8. 6. 61.
Gindely: Rudolf II. und seine Zeit [T.] . . . . . . WS 62, 277. ff.
Gonzenbach Aug. v.: Der General Hans Ludwig v. Erlach A 4. 9. 80.
Habsburg-Österr. Urkundenschatz in den Villingen im Schwarzwald [F. . .]
ÖB 12. 1. 56.
Hallwich H.: Wallensteins Ende [Beer] . . . . A 4. 6. 79.
Haltaus C.: Geschichte des Kaisers Max I. [Ad. Wolf]. B 21. 3. 50.
Heigel K. Th.: Der österr. Erbfolgestreit [A. Huber] A 17. 9. 79. f.
Helfert J. A. v.: Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. [M. Wangenmüller] . . . . M 22. 2. 68.
Helfert J. A. v: Geschichte Österreichs [Lorenz] . . ÖWS 72 I, 172.
Helfert J. A. v.: dasselbe [Zeißberg] . . . . A 7. 1. 76.
Hirsch Rud.: Franz Graf Stadion. . . . . A 13. 5. 61.
Hock K. v.: Der österreichische Staatsrat . . . . A 13. 8. 78.
Hold A.: Geschichte des Feldzuges 1866 in Italien [—ee—] M 7. 6. 67.
Huber A.: Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich
ÖWS 65 II, 725.
Hurter F. v.: Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern.
B 15. 10. 50.

Hurter F. v.: dasselbe, 3. Bd. [Ad. Wolf] . . . . . B 4. 10. 51.
Hurter F. v.: dasselbe, 4. Bd. [Sebast. Brunner] . . B 28. 2. 52.
Hurter F. v.: dasselbe [Wolf] . . . . ÖB 14. 2. 53.
Hurter F. v.: dasselbe [Wolf] . . . . ÖB 25. 12. 54.
Hurter F. v.: Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolfs II.
B 14. 2. 52.
Hurter F. v.: Zur Geschichte Wallensteins [W.]. . . . ÖB 13. 8. 55.
Hurter F. v.: Friedensbestrebungen Ferdinands II.. . . M 1. 6. 60. ff.
Jäger Alb.: Joseph II. und Leopold II. [Wangenmüller]
M 28. 12. 67.
Janauschek, P. Leopoldus: Orginum Cisterciensium, Tom. 1. [Zeißberg] . . . . A 27. 3. 79.
Karajan: Österreichische Geschichtsquellen. 1. Bd. (Büdinger]
ÖB 16. 2. 56.
Klopp O.: Tilly im dreißigjährigen Krieg [T. N.] . . M 13. 12. 61. f.
Koch M.: Quellen zur Geschichte Maximilians II. [F.] . . M 14. 1. 62.
Der Krieg in Italien 1859. 1. Bd. [—n—] . . . . M 7.—14. 12. 72.
Krones F.: Die österreichischen Länder 1437—1526 . ÖWS 64, 932.
Krones F.: Handbuch der Geschichte Österreichs . . . . A 18. 4. 76.
Krones F.: dasselbe, 3. Bd. [Dr. Ad. Ficker] . . A 2. 9. 78.
Krones F.: Geschichte Österreichs für die reifere Jugend [s] A 3. 7. 79.
Mailáth Joh., Graf: Geschichte des österreichischen Kaiserstaats [Ad. W.]
B 2. 11. 50.
Aus Metternichs nachgelassenen Papieren [Ad. Beer] A 22. 12. 79. ff.
Meynert H.: Kaiser Joseph II. [J. F.] . . . . M 1. 1. 62.
Meynert H.: Kaiser Franz I. . . . . M 30. 4. 71.
Monumenta Habsburgica, 1. Bd. [—z] . . . . . ÖB 21. 1. 55.
Oncken: Österreich und Preußen im Befreiungskriege [Zeißberg]
A 2. 9. 76.
Piot G. J.: Le règne de Marie-Thérèse [Zeißberg] A 16. 7. 75.
Pröckl Vinzenz: Waldsteins, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre und Tod in Eger . . . . A 21. 2. 77.
Prokesch-Osten: Dépêches inédites du Chevalier de Gentz [Helfert]
A 20. 12. 76. ff.
Ranke L. v.: Geschichte Wallensteins [M. Koch.] . . . M 12. 9. 69.
Rausch Karl: Die burgundische Heirat Maximilians I. [Ad. Bachmann]
A 26. 2. 80.
Sacher-Masoch L. v.: Kaunitz [Lorm] . . . . ÖWS 65 II, 656.
Schimmer C. A.: Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Österreich . . . . B 1. 9. 49.
Schlossar A.: Erzherzog Johann von Österreich . . . A 20. 8. 78. f.
Sybel H. v.: Prinz Eugen von Savoyen [F. v. T.] . . M 28. 6. 61.
Thürheim A., Graf: Feldmarschall Ludw. Andr. Graf von Khevenhüller-Frankenburg . . . . A 9. 8. 78. ff.
Weidmann C. F.: Moritz Graf von Dietrichstein . . . M 30. 5. 67.
Weiß: Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg [☉]
ÖWS 64, 169.
Wittich: Gust. Adolf von Tilly [Huber] . . . . . . A 25. 5. 75.

Wolf Adam: Marie Christine, Erzherzogin von Österreich [C. von Teschenberg] . . . . WS 62. 325. ff.

Wolf Adam: Eleonore Liechtenstein [F. Mayer] . . . A 3. 12. 74.

Wolf Adam: Geschichtliche Bilder aus Österreich [Zeißberg] A 12. 10. 77.

Wolf Adam: dasselbe, 2. Bd. [Zeißberg] . . . . . . A 30. 3. 80.

Wurzbach C. v.: Biographisches Lexikon. Bd. 1—4 [M] M 25. 2. 59.

Wurzbach C. v.: dasselbe, 5. Bd. [H. L.] . . . . . . A 8. 3. 61.

Wurzbach C. v.: dasselbe . . . . ÖWS 65 II, 564.

Zeißberg: Der österreichische Erbfolgestreit nach dem Tode des Königs Ladislaus Posthumus [Ad. Bachmann] . . . . . A 11. 6. 80.

Zwiedineck-Südenhorst: Ruprecht von Eggenberg, ein österreichischer Heerführer des XVI. Jahrhunderts [F. M. Mayer] A 29. 11. 78.

b) Einzelne Kronländer.

Aschbach Jos. v.: Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Maximilians I. [Zeißberg] . . . . A 26. 10. 76.

Böhm J. G.: Über die Tiroler Landesverteidigung 1848 . B 4. 4. 50.

Camesina A. v.: Wiens Bedrängnis im Jahre 1683 [K. W.] M 10. 1. 69.

Chlumecky P. v.: Regesten der mährischen Archive [O. Lorenz] ÖB 20. 9. 56.

Dimitz: Geschichte Krains [F. Mayer] . . . . A 8. 3. 76.

Dudik B.: Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte [Adam Wolf] . . . . ÖB 17. 1. 53.

Dudik B.: Mährens allgemeine Geschichte [F. Mayer] A 15. 6. 75.

Dudik B.: dasselbe, 8. Bd. [Zeißberg] . . . . . A 5. 4. 78.

Dudik B.: Schweden in Böhmen und Mähren 1640—1650 [Zeißberg] . . . . A 10. 5. 79.

d'Elvert: Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder . A 4. 2. 76.

Fiedler: Aktenstück zur Geschichte Franz Rákóczys [H.] ÖB 12. 11. 55.

Fraknói W.: König Ludwig II. und sein Hof [Dux] . . A 1. 9. 76.

Friedenfels: Joseph Bedeus von Scharberg [Helfert] A 14. 1. 76.

Gindely: Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation [Rr.] ÖB 3. 10. 57.

Gindely: Quellen zur Geschichte der böhmischen Brüder [C. v. Teschenberg]. . . . . M 9. 5. 61.

Gindely: Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618 [Helfert] A 16. 11. 77. ff.

Gindely: dasselbe, 3. Bd. [Helfert] . . . . . . A 16. 7. 78. ff.

Goll Jaroslav: Geschichte der böhmischen Brüder [Zeißberg] A 15. 5. 78.

Helfert J. A.: Huß und Hieronymus . . . . ÖB 3. 1. 53.

Höfler K.: Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen [rrs.] ÖB 12. 12. 57.

Huber A.: Die Vereinigung Tirols mit Österreich [H. T.] ÖWS 64, 685.

Kállay Benj.: A szerbek története (Geschichte der Serben) [Dux] A 28. 4. 77.

Kerschbaumer: Diözesangeschichte von St. Pölten . . A 2. 10. 77. ff.

Kink Rud.: Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Österreich [Ad. Wolf] . . . B 28. 5.—1. 6. 50.

Lorenz O.: Ottokar II. von Böhmen und das Erzbistum Salzburg [U.]
M 3. 7. 60.
Mailáth: Geschichte der Magyaren [Ad. Wolf] . . . ÖB 15. 8. 53.
Mayer Ed. v.: Des Olmützer Bischofs Stanislaus Pawlowskis Gesandtschaftsreisen [Tk] . . . . M 10. 8. 61.
Oberleitner K.: Die evangelischen Stände im Lande ob der Enns [E. T.]
WS 62, 317.
Palacký F.: Geschichte von Böhmen [Krones] . . ÖB 31. 10. 57.
Palacký F.: dasselbe [E. T.] . . . . M 15. 2. 61. ff.
Pauler Jul.: Die Verschwörung Wesselényis [Dux] . . A 1. 9. 76.
Pritz F.: Geschichte des Landes ob der Enns . . . . . B 20. 11. 52.
Ranolder Joh.: Elisabeth, erste Königin von Ungarn [O.] ÖB 12. 6. 54.
Rezek A.: Geschichte der Regierung Ferdinands I. in Böhmen [Zeißberg]
A 9. 9. 78. ff.
Tomaschek: Geschichtsquellen der Stadt Wien, 2. Bd. [Zeißberg]
A 14. 2. 79.
Schwicker J. H.: Politische Geschichte der Serben in Ungarn [Alfons Danzer] . . . . A 13. 2. 80.
Tomek W.: Geschichte der Stadt Prag . . . . ÖB 19. 4. 56.
Wichner, P. Jakob: Geschichte des Benediktinerstiftes Admont [F. M. Mayer]
A 16. 2. 80.
Wiedenau Theod.: Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande ob der Enns [H—t.] . . . . A 29. 10. 79.

C. Deutsche Geschichte.

Aufsätze.

Helfert A. v.: Der Rastatter Gesandtenmord . . . . . . A 15. 9. 73.
Helfert A. v.: Zur Rastatter Gesandtenmordfrage . . . A 20. 11. 74. f.
Ilwof Franz: Die Schlacht am Lechfelde am 10. August 955 ÖB 6. 8. 55.
Lorenz Ottokar: Die siebente Kurstimme bei Rudolfs I. Königswahl
ÖB 23. 7. 55.
Mayer F. M.: Herzog Ernst der Eiserne . . . . A 1. 10. 77.
Sacher-Masoch L. v.: Die flämische Legende von Karl V. ÖWS 64, 1098.
Wolf Adam: Franz von Sickingen. Historische Skizze . . . B 2. 2. 50.
Wolf Adam: Jan Bockelson, der Prophet in Münster . . . B 28. 2. 50.
—z.: Giesebrecht und Hagens deutsche Geschichtswerke . . ÖB 18. 12. 54.
Zeißberg H. v. Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung
ÖWS 65 I, 9.
Ferdinand Herzog zu Coburg-Gotha . . . . B 31. 1. 52.
Die sächsische Armee und Preußen . . . . M 24. 6. 66.

Rezensionen.

Arneth A. v.: Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen [Alfons Danzer] . . . . A 8. 8. 79. ff.—A 19. 6. 80.
Arnold W.: Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte [F. B.]
ÖB 12. 2. 55.
Beer Ad.: Friedrich II. und van Swieten [Zeißberg] . . . A 3. 1. 74.

Bergmann Joh: Die Reichsgrafen von Hohenembs . . . M 22. 8. 61.
Carlyle: Friedrich II. [th.] . . . . M 6. 7. 59. ff.
Charras: Der Krieg von 1813 und Deutschland . . . . M 9. 5. 66.
Dieffenbach L. F.: K. Ludwig Schulmeister . . . . . A 22. 1. 79.
Droysen J. G.: Geschichte der preußischen Politik [Huber] A 18. 9. 79. f.
Dümmler E.: Geschichte des ostfränkischen Reiches [H. Z.] ÖWS 63 II, 289.
Falke J.: Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein [K. W.] M 20. 8. 68.
Friedjung: Kaiser Karl IV. [W. Rogge] . . . . A 1. 4. 76.
Giesebrecht W.: Geschichte der deutschen Kaiserzeit [Bm.] . WS 62, 12.
Helfert A. v.: Der Rastatter Gesandtenmord [Zeißberg] A 25. 4. 74.
Höfler K. A.: Ruprecht von der Pfalz [Z.] . . . . M 3. 1. 62.
Horn: Voltaire und die Markgräfin von Bayreuth [B.] . . . M 8. 4. 66.
Hüffer H.: Der Rastatter Kongreß und die zweite Koalition [Helfert]
A 17. 1. 80. ff.
Jürgens K.: Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes A 4. 4. 50.
Kapp F.: Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika
ÖWS 72 I, 189.
Karabacek Jos.: Eine Gesandtschaft Rudolfs von Habsburg nach Ägypten
[F. M. Mayer] . . . . A 23. 1. 79.
Klein K.: Geschichte von Mainz [F.] . . . . M 23. 10. 61.
Kraus V. v.: Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel . A 1. 2. 77. ff.
Lorenz O.: Deutsche Geschichte im XIII. u. XIV. Jahrhundert [Teschenberg]
ÖWS 63 II, 718.
Lorenz O.: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter [A. H.] M 8. 10. 70.
Meynert H.: Das Herz König Rudolfs I. [Ed. v. Heß] . . ÖB 216. 56.
Pertz G. H.: Leben des Ministers Freiherrn v. Stein . . . B 6. 7. 50.
Pertz G. H.: Leben Gneisenaus [Dr. R.—.] . . . . M 14. 3. 66.
Picher: Karls des Großen Kalendarium [Th. S. (Theodor Sickel?)]
M 3. 6. 58.
Riedel A. F.: Graf Rudolf von Habsburg und Burggraf Friedrich von
Nürnberg in ihren Beziehungen zu einander [Ch.] . . ÖB 22. 8. 53.
Sickel Th.: Zur Kritik der Karolingerurkunden [K. F. Stumpf] WS 62, 59.
Stirling W.: Das Klosterleben Karls V. [A. Wolf] . . ÖB 4. 7. 53.
Vivenot A. v.: Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall
M 15. 4. 66.
Vivenot A. v.: Zur Geschichte des Rastatter Kongresses [L. Neumann]
M 10. 3. 71.
Zeißberg H. v.: Die Blüte der nationalen Dynastien ÖWS 65 II, 819.

D. Außerdeutsche Geschichte.

1. Belgien und Niederlande.

Aufsätze.

Helfert A. v.: Erzherzog Albert und Infantin Isabella, Regenten der belgischen Niederlande . . . . A 3. 4 77. ff.
Sacher-Masoch L., Dr.: Der Aufstand in Gent unter Karl V.
ÖB 18. 10. 56.

Rezensionen.

Gérard: Les rélations politiques de la Belgique avec la Hollande [Ferdinand von Hellwald] . . . . A 26. 1. 76.
Müller P. L.: De unie van Utrecht [Ferdinand von Hellwald] A 30. 11. 78.

2. England.

Aufsätze.

Block M.: England unter den Königinnen Elisabeth und Viktoria M 13. 4. 66.
Schönherr D.: Die Heirat Jakobs III. von England und die Entführung seiner Braut aus Innsbruck 1719 . . . . A 5. 2. 77. ff.
Ein Blick auf die neueste geschichtliche und staatswissenschaftliche Literatur Englands B 17. 12. 50.
Zur Biographie des Herzogs von Wellington (nach englischen Quellen) B 25. 9. 52.

Rezensionen.

Ashley: The life of Palmerston . . . . A 22. 3. 76.
Baillon Graf v.: Henriette Marie de la France, reine d'Angleterre A 30. 10. 77.
Buckle: Geschichte der Zivilisation in England [J. F.] WS 62, 281. ff.
Buckle: dasselbe . . . . M 31. 12. 68.
Bulwer-Ruge: Palmerston [O. Lorenz] . . . . ÖWS 71 I, 65.
Eskin-May: Verfassungsgeschichte Englands [C. v. B.] WS 62, 169. ff.
Guizot: Geschichte der Revolutionen Englands . . . . . A 4. 2. 50.
Guizot: Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre B 12. 2. 50.
Klopp Onno: Der Fall des Hauses Stuart [Zeißberg] A 29. 9. 75.
Vgl. Entgegnung . . . . A 5. 10. 75.
Lecky W. E. H.: Geschichte Englands im XVIII. Jahrhundert A 26. 3. 79.
Lever Ch.: O'Leary . . . . A 9. 3. 50.
Morgan Lady: Memoires [J. F.] . . . . . ÖWS 63 II, 33. 82.
Pauli R.: Geschichte Englands [Zeißberg] . . . A 18. 11. 75.
Ranke L. v.: Englische Geschichte. 1. Bd. [m—n.] . M 20. 11. 59. ff.
Weiß J. B.: Geschichte Alfreds des Großen [Hurter] . ÖB 6. 6. 53.
(Wellington.) Depatches, correspondance and memorands of fieldmarshal duke of Wellington . . A 20. 3. 77. — A 28. 5. 78.

3. Frankreich.

Aufsätze.

Appell J. W.: L. Napoleon Bonaparte und seine Mutter B 27. 1. 49.
—t. F—.: Die Minister des Auswärtigen in Frankreich von 1589—1862. WS 62, 309.
Helfert: Abfall Murats von der Sache Napoleons . . . A 2. 8. 77.
Löher F. v.: Der letzte Normanne (= Johann von Bethemcourt) A 28. 3.—19. 4. 79.

Mayer F. M.: Der französische König Karl X. in Leoben (1833) A 27. 1. 79.
Heinrich IV. und die schöne Gabriele . . . . A 11. 8. 77.
Das französische Ministerium des Äußern während der Revolution A 27. 9. 77.

Rezensionen.

Böthlingk Arth.: Napoleon Bonaparte [Fournier] A 27. 8. 79. ff.
Brunnemann K.: Robespierre [Prestion] . . . . A 30. 6. 80. ff.
Cousin: La jeunesse de Mazarin . . . . ÖWS 65 II, 807.
Delord T.: Geschichte des zweiten Kaiserreiches . . . . M 23. 12. 70.
Goncourt: Geschichte der Königin Marie Antoinette [H. L.] M 9. 2. 60.
Guizot: Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps [L. Neumann] M 5. 5. 58. — WS 62, 17. — ÖWS 63, 111, 146. — M 19. 1. 66. — M 10. 9. 67.
Helfert A. v.: Maria Louise [F. D.] . . . . A 2. 1. 73.
Hüffer H.: Briefe Napoleons [Zeißberg] . . . . A 5. 8. 73.
Hüffer H.: Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution [Helfert] . . . . A 15. 1. 79. ff.
Jolly J.: Histoire du mouvement intellectuel [J. F.] . WS 62, 217.
L. Ernestine v.: König Jerôme und seine Familie im Exil [B.] M 14. 11. 69.
Loménie L. de: La comtesse de Rochefort et ses amis [Fournier] A 2. 11. 78.
Masson Frédéric: Le département des affaires étrangères pendant la révolution . . . . A 27. 9. 77.
Pipitz F. E.: Mirabeau . . . . B 5. 11. 50.
Ranke L. v.: Französische Geschichte [Zeißberg] . . . WS 62, 145.
Rocquain F.: Napoleon et le roi Louis . . . . A 1. 10. 75.
Rocquain F.: L'esprit révolutionaire avant la révolution [Fournier] A 13. 11. 78.
Taine H.: Les origines de la France contemporaine. . A 5. 1. 76.
Thiers M. A.: Histoire du consulat et le l'empire [—st—] A 4. 4. 57. — M 1. 1. 58. — M 28. 3. 61. ff.

4. Italien.

Aufsätze.

Hellwald Ferdinand v.: Sixtus V. und Ranuccio Farnese A 13. 9. 77. f.
☋: Die Päpstin Johanna . . . . ÖWS 63 II, 513.

Rezensionen.

Bertolotti A.: Francesco Cenci e la sua famiglia [Ferd. v. Hellwald] A 14. 1. 78.
Galibert L.: Geschichte der Republik Venedig . . . . . B 24. 12. 50.
Giudici P. E.: Storia dei communi Italiani [Dr. Ch. Th.] M 9. 4. 67.
Gregorovius: Lucrezia Borgia . . . . A 9. 7. 74.
Helfert: Königin Carolina von Neapel [Zeißberg] . . A 12. 3. 78. ff.
Helfert: Zeugenverhör über Maria Carolina von Österreich, Königin von Neapel und Sizilien (1768—1790) [Zeißberg] . A 27. 6. 76. ff.

5. Polen.

Aufsätze.

Rezension.

6. Rußland.

Aufsatz.

7. Schweden.

Rezension.

8. Schweiz.

Aufsatz.

Rezensionen.

9. Spanien.

Aufsatz.

Rezensionen.

E. Geschichte des Altertums.

Aufsatz.

Rezensionen.

F. Verschiedenes.

Aufsätze:

Rezensionen.

III. Kulturgeschichte.

a) Allgemeines.

Aufsätze.

Ilg Alb.: Ein Reisehandbuch vom Ende des XVI. Jahrhunderts ÖWS 72 I, 245.

Ilg Alb.: Von den alten „Schiltern" (=Wappen) . . . . A 26. 4. 78.

Ilg Alb.: Ein Panegyrikus der Drechslerbank (Joh. Mart. Teuber) A 8. 1. 80.

Klun: Die gewerbliche Arbeit . . . . A 23. 7. 67.

Krones F.: Zeitgenössische Stimmen über mittelalterliche Modetorheit A 28. 10. 79.

Krones F.: Der Aberglaube der Gegenwart und Vergangenheit A 24. 5. 80. ff.

Lewald Aug.: Feldmusik und Lärminstrumente . . . . . A 9. 9. 59.

Littrow-Bischof A. v.: Das Reisewerk des Erzherzogs Ludwig Salvator A 9. 6. 79.

Löher F. v.: Die Armenier . . . . A 5. 11. 78. ff.

Löher F. v.: Die russische Eigenart und Entwicklung . . A 2. 3. 80. ff.

Meynert H.: Zur Kriegsführung des XIV. Jahrhunderts WS 62, 110.

Meynert H.: Die allgemeine Wehrpflicht in älterer Zeit . A 10. 12. 68.

Meynert H.: Zur Geschichte der deutschen Schützenvereine A 1.—10. 7. 68.

Nagele A.: Mai und Minne . . . . A 24. 6. 80.

Oberleitner C.: Die Wikinger . . . . B 16. 10.—13. 11. 52.

Poestion: Berserker und Berserkerwut . . . . A 12. 11. 79.

du Prel K.: Das Wasser. Eine lyrische Studie . . . . . A 16. 5. 79.

Rossi: Der Staat. Hinterlassenes Fragment . . . . B 10. 5. 49.

Schasler M.: Mensch und Tier in der Kulturgeschichte . . . A 6. 4. 78.

Schasler M.: Zur Naturgeschichte des Geschmacks . . A 11. 9. 78. ff.

Stein L. v.: Die Frau auf dem Gebiete der sozialen Frage A 25. 2. 80. ff.

Steiskal Karl: Die Jagd in altdeutscher Dichtung . . A 13. 8. 80. ff.

E. v. T.: Die Gastlichkeit im Mittelalter . . . . ÖWS 63, 257.

Thürmer Jos.: Dr. Ehrlichs Randglossen zu Fröbels System der sozialen Politik . . . . B 5. 5. 49.

Toula Fr.: Das Einhorn der Sage und Wirklichkeit . . . A 16. 4. 79.

Tr. . . ß, Dr.: Das rote Kreuz im Kriege und im Frieden . A 26. 4. 80.

v. V.: Makarts Festzugentwürfe . . . . A 1. 3. 79.

M. W. . . . r: Die alten Fenier und ihre Literatur . . . . M 13. 3. 67.

Wahlberg P. D.: Wien und Göttingen. Ein Beitrag zur Schilderung deutscher Universitätszustände im XVIII. Jahrhundert . ÖB 8. 10. 55.

Zichy Ed., Graf: Vorwort zur heraldischen Ausstellung . . A 9. 3. 78. f.

Zur Geschichte der Post . . . . A 4. 2. 68.

Echte Robinsons . . . . A 10. 9. 69.

Zur Geschichte der Wohnungsausstellung . . . . M 8. 2. 71. f.

Von den Zigeunern . . . . M 17. 7. 76. f.

Der Krieg zur See . . . . A 9. 12. 76.

Gottesurteile und Eidschwüre . . . . A 5. 2. 77.

Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform . . . . . A 19. 9. 77. ff.

Tabak (1. Zigarren. — 2. Wasserpfeifen. — 3. Schnupftabak) A 22. 3. 78. ff.

Die verschiedenen Grußformen . . . . A 9. 12. 79. f.

Das Menuett . . . . A 29. 10. 80.

Rezensionen.

Carriere M.: Die Kunst im Zusammenhang mit der Kulturentwicklung [R. Z.] . . . . ÖWS 63, 624.
Cohn Jos.: Geschichte der Judenverfolgungen [C. H. Rosenberg] B 16. 10. 49.
Demay G.: Le costume au moyen âge . . . . A 23. 8. 80.
Eötvös Jos.: Der Einfluß der herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts auf den Staat [Ad. Wolf] . . . . ÖB 15. 1. 55.
Falke J.: Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus [B.] WS 62, 54.
Frauberger H.: Die Geschichte des Fächers [Aglaia von Enderes] A 17. 7. 80.
Freytag G.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit [L. F.]. M 23. 3. 60.
Freytag G.: Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes [J. F.] WS 62, 3.
Fromman Ed.: Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im XVI. Jahrhundert A 12. 10. 76.
Goldschmidt: Friedrich List . . . . A 14. 2. 78.
Graf und Dietherr: Deutsche Rechtssprichwörter [—l—] ÖWS 64, 494.
Gubernatis A. de: La mythologie des plantes . . . . A 12. 5. 79.
Guizot: Die christliche Kirche und die Gesellschaft im Jahre 1861 [—st—] M 12. 11. 61.
Hawels H. R.: The art of beauty . . . . A 18. 3. 78.
Henne am Rhyn O.: Kulturgeschichte der neueren Zeit [F. St.] M 4. 4. 71.
Hermann Em.: Naturgeschichte der Kleidung . . . . . . A 28. 11. 78.
Janner Ferd.: Die Bauhütten des deutschen Mittelalters . A 21. 6. 76.
Kneschke H. E.: Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart . . B 27. 11. 52.
Lobmeyer L.: Die Glasindustrie [Kábdebo] . . . . A 3. 3. 75.
Lorenz O.: Über den Unterschied von Reichsstädten und Landstädten [K. Weiß] A 1. 10. 78.
Müllenhoff Karl: Deutsche Altertumskunde [Jos. Strobl] ÖWS 72 I, 225.
Preger Wilh.: Beiträge zur Geschichte der Waldesier im Mittelalter [Mayer] A 30. 6. 76.
Radowitz J. v.: Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. A 15. 2. 50.
Richter H. M.: Geistesströmungen [K. Weiß] . . . . . A 31. 3. 75.
Riehl W. H.: Die bürgerliche Gesellschaft . . . . . B 20.—27. 12. 51.
Riehl W. H.: dasselbe . . . . B 3. 1. 52.
Ruge Sophus: Die Weltanschauung des Columbus . . . . A 6. 10. 76.
Samuelson J.: The history of drink . . . . A 5. 9. 78.
Schultz Alwin: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger [K. Reißenberger] . . . . A 24. 3. 80. ff.
Soldan-Heppe: Geschichte der Hexenprozesse [Grasberger] A 23. 10. 80.
Sonntag Waldemar: Totenbestattung und Totenkultus alter und neuer Zeit A 23. 5. 78. f.
Suttner Gust. Frh. v.: Der Helm von seinem Ursprung bis gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts . . . . A 22. 11. 77.
Suttner Gust. Frh. v.: Reiterstudien [Falke]. . . . . A 26. 6. 80.
Weinhold: Die deutschen Frauen im Mittelalter [Bratranek] B 29. 11. 51.

b) Österreich.

Aufsätze.

Ambros: Die k. k. Ambraser-Sammlung M 8. 10.—24. 10.—30. 11. 72.
H. B.: Zum österreichischen Archivwesen . . . . WS 62, 349.
Biedermann H. J.: Die Bukowina unter österreichischer Verwaltung 1775—1875 . . . . M 25. 9.—3. 10. 75.
Dux A.: Altwien in ungarischen Memoiren. . . . . . . A 26. 4. 79.
Falke Jakob: Geschichte der k. k. Porzellanfabrik in Wien M 13. 1. 67. ff.
Hamm W. R. v.: Im Hofburgkeller . . . . A 27. 10. 79.
Helfert: Bosnisches. Schrifttum und Nationalpoesie . . . . A 8. 7. 79.
Horawitz Adalbert: Zur Städtegeschichte Österreichs . . . M 24. 9. 70.
Kábdebo H. v.: Wiener Bäder . . . . M 1. 7. 79.
Kábdebo H. v.: Die ausländischen Monographisten der Stadt Wien zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts . . . . A 9. 8. 79.
Kink Rudolf: Zur Geschichte der Rechtslehre an der Wiener Universität ÖB 31. 1. 53.
Kümmel E.: Über den Genuß geistiger Getränke in Steiermark während des Mittelalters . . . . A 14. 7. 80.
M.: Die Ärzte Wiens in früheren Jahrhunderten . . . . . A 7. 8. 72.
H. M.: Österreichisches Zeitungswesen vor 200 Jahren . . A 18. 2. 59.
H. M.: Österreichisches Münzwesen im XVII. Jahrhundert A 22. 3. 59.
H. M.: Anfänge des Lotto in Österreich . . . A 31. 3. 59.
H. M.: Zur Geschichte des Gemeindewesens in Wien . . . . M 7. 10. 59.
H. M.: Der Karneval zu Wien in älterer Zeit . . . . . A 24. 1. 66. f.
H. M.: Die Fiaker Wiens in früherer Zeit . . . . . . A 8. 7. 71.
Meynert H.: Landsknechtwesen, Kriegsverfassung und Soldatenleben in Österreich unter Maximilian . . . . A 13. 1.—17. 3. 59.
Meynert H.: Das Kriegswesen Österreichs im dreißigjährigen Kriege A 31. 10. 59. ff.
Meynert H.: Zur Geschichte der früheren Leibgarden in Österreich A 17. 4. 60.
Meynert H.: Heeresaufbringung in Österreich vor Maximilian I. WS 62, 248.
Meynert H.: Die Reiterei und die Artillerie in Österreich während des XVI. Jahrhunderts . . . . A 11. 10. 62.
Meynert H.: Zur Praterchronik . . . . A 24. 6. 65.
Meynert H.: Jagdwaffen und Jagdbräuche in Österreich . A 11. 2. 69.
Meynert H.: Das Entstehungsjahr der k. k. Armee . . . A 24. 4. 69.
Meynert H.: Wallensteins Hausstand . . . . A 2. 1. 71. f.
Meynert H.: Österreichs Kunst- und Gewerbeindustrie im Mittelalter A 1. 9.—25. 11. 71.—3. 1.—8. 3. 72.
Mikowec F. B.: Die Alchymisten in Böhmen unter Rudolf II. ÖB 16. 10. 54.
A. P.: Die Denksäule am Wienerberge oder Die Spinnerin am Kreuz B 16. 10. 52.
Peyscha F.: Das historische Museum der Stadt Olmütz . A 2. 10. 79.

Peyscha F.: Das Bürgertum in Olmütz . . . . A 24. 8. 80.
Puff Rud.: Die Slovenen in Steiermark I. . . . . . . B 14. 5. 51.
II. . . . . B 23.—26. 7. 51.
III. . . . . B 27. 9. 51.
M. R.: Die finnisch-magyarische Frage . . . . ÖB 23. 2. 56.
Sacher-Masoch: Ein galizischer Edelhof . . . . A 11. 8. 80.
Schröer K. J.: Die Deutschen im ungarischen Berglande
ÖWS 65 I, 129. ff.
Schröer K. J.: Meistersinger in Österreich . . . . . A 3. 2. 73.
W.: Wiener Zustände vor und nach der Schlacht bei Aspern
A 17.—18. 5. 60.
Weiß K.: Zur Geschichte des Zeitungswesens in Wien ÖB 5.—26. 3. 55.
Weiß K.: Die volkswirtschaftliche Krisis in Wien im Jahre 1806
A 7.—9. 2. 74.
Weiß K.: Medaillen auf Wiener Bürgermeister . . . . A 29. 1. 78.
Weiß K.: Ein Wiener Stadterweiterungsprojekt aus dem Jahre 1577
A 23. 10. 79.
Weiß K.: Das Wiener Schützenfest im Jahre 1563 . . . A 14. 7. 80.
Werner K.: Über den Meistergesang in Iglau . . ÖB 3. 4.—24. 7 54.
Werner K.: Die Gewerbsverhältnisse des XVI. Jahrhunderts in Iglau
ÖB 16. 10.—4. 12. 54.
○: Die Tierhetzen in Wien in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts
M 6. 1. 72.
○: Die Redoute in Wien vor 120 Jahren. . . . . A 7. 3. 72.
Gedenkbuch der uralten Städte Krems und Stein . . . . . B 9. 5. 50.
Die Menagerie in Schönbrunn . . . . B 4. 9. 52.
Die früheren Entwicklungsphasen der österreichischen Kriegsmarine A 3. 7. 57.
Über einstiges Ritterwesen in Österreich. . . . . A 13. 8. 57. f.
Kriegswesen in Österreich unter Maximilian I. . . . . . . A 13. 8. 59.
Zur Wiener Friedhofsfrage . . . . M 7.—9. 11. 71.
Das Armenwesen in Wien . . . . M 30. 12. 75.

Rezensionen.

Bidermann J. H.: Die Romanen in Österreich [Ficker] . A 13. 5. 78.
Edlbacher Ludw.: Die Chronik der Stadt Steyr [F. Mayr] A 15. 2. 75.
Kink Rud.: Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien ÖB 28. 11. 53.
Krones F. v.: Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenlande
[Fournier] . . . . A 4. 12. 78.
Mayer Ant., Dr.: Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich A 18. 2. 79.
Reeve H.: Journal of a residence at Vienna 1805/06 . A 9. 4. 77. ff.
Schimmer: Das alte Wien [Ad. Ficker] . . . . ÖB. 8. 8. 53.
Schimmer: Das alte Wien . . . . A 10. 8. 53. f.
Schlossar A.: Innerösterreichisches Stadtleben vor 100 Jahren
A 22. 5. 77. ff.
Tomaschek J. A.: Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien [Zeißberg]
A 14. 3. 77.
Wengen Frdr. v. d.: Geschichte des Dragonerregiments Prinz von Savoyen
[Ficker] . . . . A 2. 7. 79. f.

Werner K.: Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft [J. A. T—k (Tomaschek)] WS 62. 306.
Winter G.: Das Wiener-Neustädter Stadtrecht des XIII. Jahrhunderts [Zeißberg] . . . . A 29. 5. 80.
Wolf G.: Geschichte der Juden in Wien [Franz Mayer] . A 23. 3. 76.
Zeibig, Dr. Hartmann: Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg M 2. 9. 69.
Zeißberg H. v.: Das älteste Matrikelbuch der Universität Krakau [K.] ÖWS 72 II, 286.
Zingerle Ign. Vikt.: Tirol . . . . B 23. 10. 52.

c) Ungarn.

Aufsätze.

Dux Adolf: Die Tagebücher und hinterlassenen Schriften des Grafen Stephan Széchényi . . . . A 31. 8. 75.
Dux Adolf: Deutsche Memoiren in und über Ungarn . . . A 4. 2. 76.
Dux Adolf: Franz Pulszkys Memoiren . . . . A 24. 1. 80.
Dux Adolf: Aus den Tagebüchern des Grafen Stephan Széchényi A 20. 2. 80.
Mayer F. M.: Der Bergbau der Fugger in Ungarn.

Rezension.

Fiath Fr.: Életem és elményeim (Mein Leben und meine Erlebnisse) [Dux] A 9. 10. 77. f.

d) Deutsches Reich.

Aufsätze.

Ambros: Nach Nürnberg . . . . M 21.—28. 7. 72.
Spielberg Otto: Hamburger Volkssitten und Volksfeste . M 17. 4. 67.
Berlin und Wien . . . . A 30. 7. 50.

Rezensionen.

Elze Th.: Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain [Zeißberg] A 22. 12. 77.
Lexer M.: Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg . WS 62, 65.
Schmoller Gust.: Die Straßburger Tücher- und Weberzunft [Dr. Karl Werner] . . . . A 3. 4. 79.

e) Außerdeutsche Staaten.

Aufsätze.

Brandes G.: John Stuart Mill . . . . A 3. 7. 79.
Falke J.: Das englische Haus . . . . A 2. 1. 75.
Hellwald Ferd v.: Cyperns Wert für England . . . . . A 7. 10. 78.
Haupt J.: Sklavenfreigebung und allgemeine Kulturfortschritte auf Sumatra A 30. 1. 78.
Haupt J.: Die Tulpe in Holland . . . . A 4. 4. 79.

(Helfert.) Über den. Ursprung der Carbonari . . . . . . A 28. 9. 77.
Hurter: Die Dames du Sacré coeur . . . . . B 19. 6. 52.
Janitschek Hubert: Die Frauen in der Renaissanceperiode Italiens
A 23. 9. 78. ff.
Janitschek Hubert: Florentinisches Familienleben im XV. Jahrhundert
A 26. 4. 79.
Löher F. v.: Türkische Haus- und Staatssitte und ihre Reformen
A 4. 2. 78. ff.
Migerka F., Dr.: Mitteilungen aus den Vereinigten Staaten A 9. 3. 77. ff.
Migerka F., Dr.: Der Monte di pietà in Venedig . . . M 1. 1. 60.
Migerka F., Dr.: Philadelphia 1776 und 1876 . . . . A 27. 4. 77.
Pichler Ad.: Allerlei aus Italien . . . . A 16. 10. 78.
A. R.: Ein englischer Edelmann des XVI. Jahrhunderts (=Philip Sidney)
WS 62, 287. ff.
Reinisch Leo: Kulturbilder aus Ostafrika . . . . A 5. 3. 78. ff.
Trumpp Luise: Ein Blick in das häusliche Leben der Ägypterinnen
A 18. 9. 79.
Wastler Jos.: Kunst und Frauen an einem italienischen Fürstenhofe
A 13. 6. 79.
Zschokke H.: Die Schatzkammer der Patriarchal- oder Synodal-Sakristei in Moskau . . . . A 31. 1. 78. ff.
Zschokke H.: Der Dom von Lund in Schweden und seine Legende
A 29. 12. 77. ff.
—b—: Die Prachtbarken und Prachtgondeln Venedigs. . . A 23. 4. 75.
O: Das gesellige Leben in Paris vor und nach der Schreckenszeit
A 23. 2. 64. ff.
Der Neujahrsmarkt im alten Rom . . . . A 15. 1. 77.
Guizot über die Demokraten in Frankreich . . . . B 30. 1. 49.
Der Einfluß der Literatur auf den öffentlichen Geist in Frankreich
A 27. 3.—2. 4. 52.
Die Bastille . . . . A 3. 7. 76. ff.
Pariser Salons im XVII. und XVIII. Jahrhundert . . . A 2. 9. 78 f.
Die Pariser Salons während der Republik und Restauration . A 6. 2. 79.
Die Comédie française . . . . A 17. 7. 79. f.
Deutsche Ramantik an der türkischen Grenze . . . . . . B 29. 12. 50.
Türkische Aberglaube . . . . A 15. 6. 78.
John Stuart Mill und die Frauen . . . . . . M 1. 10.—12. 11. 70.
Lord Chesterfield . . . . A 16. 2. 78.
Lady Karoline Lamb . . . . A 12. 10. 78. f.
Die Zigeuner im Königreich Polen . . . . B 23. 11. 50.
Amerikanische Städte:
1. Philadelphia,
2. San Franzisko
3. Charlestown
4. Montreal . . . . A 29. 10. 79. ff.

Der Fächer in China . . . . A. 6. 8. 79.

Rezensionen:

Brüggen Frh. Ernst v. d.: Polens Auflösung . . . A 15. 12. 77. f.
Doran: Mann and manners at the court of Florence 1740—1786 A 8. 1. 76.
Drygalski: Bilder aus dem russischen Soldatenleben . . . 13. 5. 78.
Dumreicher: Über den französischen Nationalwohlstand als Werk der Erziehung [R. v. E.] . . . . A 18. 11. 78.
Hoffmann W.: Studien über Italien . . . . A 22. 4. 76.
Hoffmeister E.: Moses und Josua. Eine kriegshistorische Studie [Ad. Horawitz] . . . . A 20. 2. 79.
Honegger J. J.: Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse [Lotheißen] . . . . A 23. 4. 75.
Houssaye A.: Les femmes du temps passé [J. F.] ÖWS 63. 552. ff.
Jackson, Lady Chaterine: Old Paris, its court and literary salons A 17. 12. 78.
Lehndorf G., Graf: Hippodromos (Pferderennen im griechischen Altertum) A 19. 6. 76.
Maquoid Th. u. K.: Pictures and legends from Normandy and Brittany . . . . A 3. 3. 79.
Masson Fréderic: Mémoires du Cardinal de Bernis 1715—1758 A 2. 12. 78.
Noyes J. H.: History of American socialism [L. v. S.] A 26. 3. 80.
Renan Erneste: Les rabbins français du commencement du quattuorzième siècle . . . . A 8. 11. 77.
Rußland vor und nach dem Kriege [B. W.] . . . . A 9. 10. 79. ff.
Schmitz Wilh.: Schriftsteller und Buchhändler in Athen . . A 8. 8. 76.
Strodtmann Ad.: Das geistige Leben in Dänemark [E. v. W.] A 24. 4. 73.
Strodtmann Ad.: dasselbe [A. Laun] . . . . A 26. 9. 73.
Villari Pasqu: Niccolò Macchiavelli e i suoi tempi . . A 3. 10. 77.
Vischer: Geschichte der Universität Basel [F.] . . . . . M 18. 1. 61.
Williams M.: Indian wisdom . . . . A 21. 7. 75.

IV. Kunstgeschichte.

a) Allgemeines.

Aufsätze.

Eitelberger R. v.: Die Kunst in der Kirche . . . . . M 12. 12. 69.
R. v. E.: K. Schnaase und G. F. Waagen . . . . . . A 14. 6. 75.
R. v. E.: Alfred Woltmann . . . . A 19. 2. 80.
Falke Jakob v.: Die arabische Kunst . . . . A 7.—29. 10. 76.
Falke Jakob v.: Die Kunst in Indien . . . . A 17. 8. 77.
Heider G., Dr.: Die typologischen Bilderkreise des Mittelalters M 13. 12. 59. f.
Ilg Albert: Salzburgs Kunstblüte . . . . A 30. 6. 79. ff.

Ilg Albert: Wiens Entsatz im Jahre 1683 in den Werken der bildenden Kunst. A 6. 3. 80. ff.
Kábdebo H. v. Dr.: Die Wanderungen der barocken Kunst in Österreich A 10. 1. 79. f.
Lützow K. v.: Reiseskizzen aus Kleinasien und Griechenland M 10. 4. 68.
Lützow K. v.: Zur Säkularfeier Michelangelos . . . . . A 6. 3. 75.
Mayer F.: Kunst und Künstler in Steiermark vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert . . . . A 1. 8. 79.
Perger A. R. v.: Die Kunstschätze Wiens . . . . ÖB 8. 8. 53.
W. R.: Das Heilige in der bildenden Kunst und in der Prosa M 21. 9. 66.
Rösner C.: Die Kunstdenkmäler Kärntens . . . . B 27. 11. 52.
Schlossar A.: Erzherzog Johann und das Kunstleben Österreichs A 11. 5. 80. ff.
*: Das Atelier in Hebbels „Michel Angelo" . . . . M 12. 4. 61.

Rezensionen.

Brücke Ernst: Die Landschaft. Bruchstück aus der Theorie der bildenden Künste. A 9. 7. 77.
Eitelberger R. v.: Quellenschriften zur Kunstgeschichte [Ilg] A 29. 7. 75.
Eitelberger R. v.: Gesammelte kunsthistorische Schriften [Grasberger] A 15. 7. 79.
Justi K.: Winckelmann . . . . M 26. 1. 67.
Menard R.: L'art en Alsace-Lorraine . . . . A 12. 8. 76.
S: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaats A 13. 1. 57.

b) Malerei und Holzschneidekunst.

Aufsätze.

Ambros: Josef Ritter von Führich . . . . A 17. 3. 76.
Ambros A. W.: W. v. Kaulbach . . . . A 10. 4. 74.
Ambros: Orcagna, Holbein, Kaulbach . . . . M 29. 9. 72.
Ambros: Matejkos Historienbild „Stephan Bathori" . . M 13. 10. 72.
Ambros: Matejkos „Iwan der Grausame" . . . . A 10. 4. 75.
Ambros: In den Raphaelsälen des Vatikans . . . . . . M 7. 7. 72.
Berger A.: Prof. Kupelwiesers Freskogemälde im neuen Statthaltereigebäude in der Herrengasse . . . . B 22. 3. 51.
Dux A.: Dürers Voreltern in Ungarn . . . . A 9. 9. 78.
Eitelberger R. v.: Über P. P. Rubens . . . . . A 24. 11. 76. ff.
R. v. E.: Friedrich Gauermanns Nachlaß . . . . ÖWS 63, 87.
Feldmann Siegmund: Tizian . . . . A 3. 10. 78.
F: Anton Einsle, k. k. Hofmaler . . . . M 20. 4. 71.
E. H.: Aus dem Leben der Eltern Rubens' . . . . . . A 22. 8. 74.
Ilg: Zur Charakteristik Daniel Graus . . . . A 13. 10. 79.
Ilg: Ein Deckengemälde von Maulbertsch (Residenz in Innsbruck) A 1. 7. 80.
Ilg: Josef Schöpf . . . . A 7. 9. 80.
Kábdebo H. v.: Ed. Kurzgebauer . . . . A 16. 1. 79.
Kábdebo H. v.: Der „Kremser Schmidt" . . . . A 11. 7. 79.
Kümmel Emil: Der Porträtmaler Benjamin von Blockh . . A 31. 1. 80.

Rezensionen.

Kinkel G.: Rubens . . . . A 22. 7. 74.
Mayer Jul.: Geschichte der modernen französischen Malerei [K. W.] M 7. 9. 66.
Thausing M.: Dürer [E. Ch.] . . . . A 11. 1. 76.
Woltmann: H. Holbein [K. W.] . . . . M 5. 8. 68.
Wurzbach Const. v.: Eduard Steinle [Ilg] . . . . . . A 7. 4. 79.

c) Plastik.

Aufsätze.

Dux Ad.: Der Hogarth der Plastik (=Messerschmidt) . . . A 24. 1. 79.
Exner W. F.: Das Schiller-Denkmal in Wien . . . . . A 18. 3. 75.
Falke Jakob: Die Patina der Bronzemonumente . . . . . A 15. 2. 77.
Frimmel Theod.: Beethoven und dessen Denkmal . . . . A 30. 4. 80.
Ilg: Von alten Wiener Brunnen . . . . A 25. 10. 77.
Ilg: Alte Elfenbeinschneider . . . . A 5. 2. 79.
Ilg: Der Salzburger Marktbrunnen . . . . A 10. 6. 79.
H. K.: Ein Wiener Prunkglas aus dem XVIII. Jahrhundert im Museum des Joanneums zu Graz . . . . A 23. 7. 80.
Kábdebo Heinrich: Die Wiener Plastik in XVIII. Jahrhundert A 20. 2. 78.
Kábdebo Heinrich: Die Bildhauer Donner und das Kabinett des Joseph de France . . . . A 27. 6. 78.
Kábdebo Heinrich: Das Neustädter Akademie-Denkmal . . A 10. 6. 80.
Lind K.: Das Monument des Grafen Niklas Salm . . . A 7. 5. 78.
Vincenti K. v.: Beethoven-Denkmal . . . . A 10. 5. 80.
K. W.: Das Schubert-Denkmal . . . . M 12. 5. 66.
K. W.: Rafael Donners Brunnenfiguren auf dem Neuen Markte M 8. 2. 68.
K. W.: Hans Gasser . . . . M 30. 4. 68.
*: Ernst Rietschel . . . . M 26. 2. 61.
Das Tizian-Monument in Venedig . . . . B 11. 9. 52
Hans Gassers Nachlaß . . . . M 3. 4. 69.
Gefäße der deutschen Renaissance . . . . A 22. 2. 76.

Rezensionen.

Göler von Ravensburg Frdr. Frh. v.: Die Venus von Milo [Ferd. v. Hellwald] . . . . A 2. 4. 80.
Hammerich M.: Thorwaldsen und seine Kunst . . . . A 19. 7. 76. f.
Plon—Münster: Thorwaldsen [B.] . . . . A 15. 1. 75.
Teirich V.: Bronzen aus der Zeit der italienischen Renaissance [R. v. E.] A 7. 6. 76.
Wilckens: Aus Thorwaldsens Leben . . . . A 16. 7. 75.

d) Architektur.

Aufsätze.

Altendorf H: Erwin von Steinbach . . . . A 25. 5. 72.
Bock Fr.: Die mittelalterlichen Burgen am Rhein und ihre heutige Wiederherstellung . . . . M 27. 9. 59.

O'Donnell H., Graf: Rede über christliche Architektur . . A 2. 3. 52.
Eitelberger R. v.: Die Porta aurea und der Diokletianische Palast in Spalato . . . . M 29. 12. 59.
Eitelberger R. v.: Die Restauration der Anima in Rom . A 8. 5. 79.
Falke J. v.: Das neue Kunstgebäude in Pest . . . . . A 14. 11. 77.
Falke J. v.: Die Hofkirche in Innsbruck . . . . A 6. 10. 80.
Hauser Alois: Die Restaurierung des Domes in Spalato . A 10. 8. 80.
Ilg A.: Das Lustschloß Hetzendorf . . . . A 20. 5. 80.
Krainz Joh.: Seckau und das Mausoleum Erzherzog Karls II.
A 20. 4. 80. ff.
Lind Karl: Die Restaurierung des Kreuzgangs im Stifte Klosterneuburg
A 25. 9. 77.
Lind Karl: Die Restaurierung der Stiftskirche in Heiligenkreuz A 31. 10. 77.
Lind Karl: Kirchliche Kunstdenkmale in Siebenbürgen . . . A 26. 1. 80.
Lind Karl: Schloß Stern . . . . A 9. 2. 80.
Melly D. E.: Das Westportal des Domes zu Wien . . B 14. 12. 50.
Radics P. v.: Die Gruft der Habsburger im Benediktinerstift St. Paul in Kärnten . . . . A 8. 11. 79.
Schönherr, Dr.: Das „goldene Dächlein" zu Innsbruck A 28. 11. 78.
W.: Die Votivkirche . . . . M 18. 8. 68.
K. W.: Eisenbahnarchitektur . . . . M 5. 1. 66.
K. W.: Sonne und Halbmond auf St. Stefan . . . . . M 20. 6. 66.
K. W.: Französische Renaissance . . . . M 13. 10. 69.
Weiß Karl: Eduard van der Nüll . . . . M 17. 4. 68.
Weiß Karl: Der Abschluß der Restauration des St. Stefansdomes
A 10. 1. 80. ff.
Weiß Karl: Die Restauration der Kanzel des St. Stefansdomes
A 7. 6. 80.
Zschokke Hermann: Der Dom von Lund in Schweden und seine Legende
A 29. 12. 77. f.
Zschokke Hermann: Die Moscheekathedrale in Cordova . . A 11. 4. 79.
Zschokke Hermann: Der Dom in Sevilla . . . . A 7. 5. 79. ff.
Zschokke Hermann: Der Park von Madrid. . . . . . . A 12. 5. 79.
Zschokke Hermann: Das Königsschloß in Madrid . . . . A 27. 5. 79.
Zschokke Hermann: Nürnberg . . . . A 3. 12. 79. ff.
Der Kirchturm von Ybbs . . . . M 7. 12. 68.
Das neue k. k. Opernhaus . . . . M 25. 5. 69.
Das österreichische Parlamentsgebäude . . . . M 22. 1. 73.

Rezensionen.

Fergusson J.: History of Indian and eastern architectures
A 9. 10. 76.
Schmidt Fr.: Über die Entwicklung der Architektur in Österreich
A 20. 12. 78.
Der Wiener Stefansdom und seine Sehenswürdigkeiten . . A 19. 9. 78.

e) Goldschmiedekunst und Kunstgewerbe.

Aufsätze.

Bock Franz: Kunstschätze des Mittelalters in der Schloßkirche zu Quedlinburg M 20. 4. 60.
R. v. E.: Die kunstgewerbliche Bewegung Galiziens 1877 . A 21. 9. 77.
J. F.: Moderne Goldschmiedekunst . . . . M 14. 11. 66.
Falke J.: Meerschaumarbeiten . . . . A 4. 5. 77.
Falke J.: Die moderne Kunstindustrie und die Renaissance A 10. 12. 77.
Falke J.: Delfter Faiencen . . . . A 15. 2. 78. f.
Falke J.: Bucheinbände . . . . A 2. 6. 80. ff.
Feldmann Siegmund: Terrakotten von Tanagra . . . . A 16. 11. 78.
H. G., Dr.: Die Spitzenfabrikation in Galizien . . . . . . A 3. 2. 80.
Kenner Friedrich: Die Bronzensammlung des k. k. Münz- und Antikenkabinetts M 5. 3.—24. 4. 61.
Kršnjavi, Prof. Dr.: Die erste Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung in Agram A 6. 2. 80.
Magner Ed.: Die österreichische Kunstweberei und die Webeschulen A 29. 1. 80. ff.
Noretz Alb. v.: Japanische Lackwaren . . . . A 6. 9. 76.

Rezensionen.

Bulliot-Fontenay: L'art de l'emaillerie chez les Éduens A 18. 4. 76.
Dubik: Kleinodien des Deutschen Ritterordens . . . . . . M 16. 2. 66.
Riaño J. F.: The industrial arts in Spain. . . . . A 22. 1. 80. ff.

V. Literaturgeschichte.

A. Geschichte der deutschen Literatur.

a) Allgemeines.

Ambros W. A.: Ein Wiener Bilderbuch aus dem XVII. Jahrhundert M 14. 7. 72.
Bauernfeld: Die Wiener Shakespeare-Übersetzer . . . . A 24. 2. 77. ff.
Diemer Josef: Über den Anteil Österreichs an der deutschen Dichtung des Mittelalters . . . . ÖB 27. 2.—3. 4. 54.
Dingelstedt Fr.: Schwäbisches Bilderbuch . . . . . A 27.—29. 7. 50.
Falke J.: Heroen der Schweizer Literatur . . . . . . M 20. 7. 61. f.
Gärtner Wilhelm: Briefliche Mitteilungen an einen Freund über die moderne Tragödie überhaupt und über „Simson" insbesondere B 25. 10. 49.
Hebbel Friedrich: Zur Anthologien-Literatur . . . . . . ÖB 3. 4. 54.
Heinzel Richard: Aus fünf Jahrhunderten deutscher Literatur ÖWS 64, 848. ff.
F. J., Dr.: Zur Geschichte des deutschen Volksepos in Österreich ÖB 9. 4. 55.
Kuh E.: Die moderne Erzählung. . . . . M 6. 1. 58.
Kuh E.: Die romantische Schule . . . . WS 62, 126. ff.

Lindau Paul: Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht . . A 1. 3. 76. ff.
Lorm Hieronymus: Der französische und deutsche Roman ÖWS 65 II, 417.
Lorm Hieronymus: Über das Buchdrama . . . . M 1. 4. 66.
Lorm Hieronymus: Reflexionsdichtungen . . . . A 22. 2. 77.
Lorm Hieronymus: Die lyrische Überproduktion . . . . . A 24. 5. 77.
Lotheißen Ferdinand: Der Roman im XVIII. Jahrhundert A 23. 3. 75. ff.
Meynert Hermann: Der Wiener Parnaß vor einem Vierteljahrhundert
A 27. 12. 65.—4. 10.—7. 11. 66.—11. 1.—10. 9. 67.
Obrist J. Georg: Mai und Herbst. Ein Tiroler Fastnachtsspiel
A 28. 7. 77.
Obrist J. Georg: Der Sterzinger Handschriftenfund . . . . A 1. 5. 77.
Palleskes: Vorlesungen . . . . M 10. 4. 69.
Pichler Adolf: Zur Geschichte des mittelalterlichen Dramas in Tirol.
ÖB 12. 12. 53.
Prechtler O.: Die Proletarier der Literatur . . . . . . B 14. 4. 49.
Reissenberger K.: Siebenbürgisch-deutsche Poesie . . . A 25. 5. 80. f.
Schlossar Anton: Die Wiener Musenalmanache im XVIII. Jahrhundert (1777—1796) . . . . A 2. 1. 78. ff.
Schlossar Anton: Zur Geschichte eines Volksliedes . . . . A 10. 2. 80.
Schmidt Julian: Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften A 25. 1. 76.
Schuler v. Libloy Friedrich: Literaturbericht aus Siebenbürgen
ÖB 19. 4. 56.
Sch. v. L.: Literatur aus und über Siebenbürgen . . . . ÖB 3. 10. 57.
Tomaschek K.: Die neuhochdeutsche klassische Dichtung und die Literaturgeschichte
A 29. 5. 75.
Wackernagel Wilh.: Das deutsche Kirchenlied . . . . ÖWS 65 I, 116.
Zingerle J.: Tirol als Schauplatz der deutschen Heldensage
ÖWS 64, 1025. 1062.
Deutsche Literaturbriefe . . . . B 24.—26. 2. 49.
Taschenbücher für 1850 . . . . B 20. 12. 49.
Bei Tomaschek . . . . B 11. 4. 50.
Die neueste Literatur Siebenbürgens . . . . B 14. 9. 50.
Österreichische Poeten in der Fremde . . . . A 3. 2. 52.
Das neue deutsche Drama . . . . A 23. 2.—4. 3. 52.
Populäre Belletristik . . . . A 8. 6. 52.
Der österreichisch-deutsche Roman . . . . ÖB 12. 9. 53.
Zur modernen Lyrik . . . . ÖB 11. 6. 55. ff.
Aehnliche Dramen und verschiedene Zeiten. (Spieß: Maria Stuart und Veit Weber: Wilhelm Tell) . . . . A 22. 3. 56.
Der literarische Verein in Stuttgart . . . . .ÖB 14. 6. 56.
Die Zauberposse . . . . .M 1. 5. 70.

b) Einzelne Autoren.

Feldmann Siegmund: Anzengruber als Erzähler . . A 9. 12. 79. ff.
R. Z.: Berthold Auerbach I. und II. . . . . ÖWS 65 I, 321. 365.
Ambros: Des Dichters und Doktors Medicinae Friedrich Bach erster Patient
M 9. 5. 72.
Lorm H.: Wolf Graf Baudissin. . . . . A 26. 7. 75.

Lorm: Rahel Varnhagen . . . . A 27. 3 78.
Pichler Ad.: „Die pluomen der tugent“ von Hans Vintler A 20. 4. 74.
Zingerle J. V.: Walther von der Vogelweide . . . . . A 11. 5. 76.
Wieland und Friedrich Graf Stadion. . . . . A 20. 11. 76. ff.
Lorm: Jul. Wolff . . . . A 20. 10. 77.
(Wolff P. A.) Zur „Preziosa“-Aufführung . . . . . . M 27. 5. 66.
Zedlitz † . . . . A 17. 3. 62.
Schlossar: Zieglers „Asiatische Banise“ auf der Bühne . . A 26. 9. 78.

c) Rezensionen.

Aprent Joh.: Briefe von Adalb. Stifter [Kuh] . . M 17. 3.—7. 4. 72.
Assing Ludw.: Aus Rahels Herzensleben [B. Paoli] A 20. 12. 77. f.
Auerbach B.: Der letzte Sommer Lenaus [—c....h—]. A 31. 1. 77.
Bartsch K.: Untersuchungen über das Nibelungenlied ÖWS 65 II, 784.
Bartsch K.: Karl der Große und der Stricker [S.] . . . ÖB 13. 6. 57.
Korrespondenz Bauernfelds mit Anast. Grün . . . . . A 11. 9. 77.
Bayer Jos.: Von Gottsched bis Schiller [Bratranek] . . ÖWS 64, 385.
Bernays Michael: Die Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. [Ad. Laun] . . . . A 9. 5. 73.
Blumenthal O.: Grabbe-Ausgabe [Lorm] . . . . . . A 17. 6. 74.
Bodemann: Julie v. Bondeli [E. v. W.] . . . . . . A 10. 9. 74.
Börne: Ges. Schriften [Tendler] . . . . M 10. 6. 68.
Brandes G.: Die Hauptströmungen der Literatur [Kuh] A 11. 4. 76. ff.
Bratranek: Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt [A. v. L. B] A 7. 3. 76.
Bratranek: Goethes Naturwissenschaftliche Korrespondenz [A. L. B.] A 2. 7. 74.
Bratranek: Handbuch der deutschen Literaturgeschichte . . . B 11. 7. 50.
Bratranek: „Egmont“ und „Wallenstein“. . . . . ÖWS 63, 56.
Brockenhoff: Rousseau. Sein Leben und seine Werke [J. F. S.] ÖWS 63, 33. 71.
Bruinier: Elisa v. d. Recke [E. v. W.] . . . . A 19. 12. 73.
Büdinger: Über einige Reste der Vagantenpoesie in Österreich [—z] ÖB 11. 12. 54.
Burkhardt: Der historische Hans Kohlhase [—l—] . . ÖWS 65 I, 144.
Burkhardt: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller [Kuh] M 10. 2. 70.
Caroline [Zimmermann] . . . . ÖWS 72 I, 193.
Briefe von Chamisso ꝛc. . . . Varnhagen v. Ense [Kuh] . M 28. 6. 67.
Curtze: Heinrich Stieglitz [Bratranek] . . . . . . ÖWS 65 II, 8. 52.
Diemer Jos.: Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts und die Kaiserchronik [Adolf Wolf] . . . . B 15. 1. 50.
Diemer Jos.: Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur (= Sitz.-Ber., Bd. XVIII, 1. Heft) . . . . ÖB 24. 5. 56.
Diemer Jos.: Genesis und Exodus [A. Zeitteles] . . . . WS 62, 291.
Ditfurth F. W. v.: Die historischen Volkslieder . . . . A 25. 6. 77. f.
Düntzer: Aus Herders Nachlaß . . . . A 6. 2. 57.
Düntzer: Knebels Nachlaß [—l—] . . . . M 7. 3. 58.

B. Außerdeutsche Literatur:

a) Englisch-amerikanisch.

Aufsätze.

Rezensionen.

b) Skandinavisch.

Aufsätze.

Oberleitner Karl: Karl Michael Bellmann . . . . . . B 15. 5. 49.
Oberleitner Karl: Graf Joh. Gabriel Oxenstjerna . . . B 23. 6. 49.
Oberleitner Karl: Gerda. Nachgelassenes Gedicht von Tegnér B 10. 9. 50.
Poestion J. C.: Norwegische Lyrik . . . . A 21. 8. 80.
Erik Gustav Geijer . . . . B 7. 11. 50.
Andersen . . . . A 21. 1. 53.
Dichter und Dichterinnen im Norden . . . . A 5. 10. 53.

Rezensionen.

Bille-Bøgh: Breve till H. Chr. Andersen . . . . A 1. 8. 78.
Brandes G.: Sören Kierkegaard . . . . A 13. 3. 79. ff.

c) Französisch.

Aufsätze.

Arneth Alfred v.: Ein ungedruckter Brief Voltaires . . . . A 3. 1. 73.
Heinzel Richard: Der französische Roman im XIII. Jahrhundert
ÖWS 72 II, 385. ff.
H. L.: Alex. Dumas auf Reisen . . . . A 7. 2. 58.
Lanckoroński Karl Graf: Alex. Dumas der Jüngere ÖWS 72 I, 211.
Lorm H.: A. de Musset . . . . A 24. 5. 77.
Lotheißen Ferd.: George Sand . . . . A 11. 2. 73.
Lotheißen Ferd.: Prosper Mérimée . . . . A 22. 12. 73. f.
Lotheißen Ferd.: Proudhon . . . . A 28. 1.—24. 6. 75.
Lotheißen Ferd.: Saint-Beuve . . . . A 1. 9. 75. ff.
Lotheißen Ferd.: Die Mutter zweier Dichter (Elisabeth Chénier)
A 30. 1. 80. ff.
C. M.: Frankreichs moderne Poeten . . . . A 5. 10. 77. f.
Schmidt Julian: Moderne Realisten (Zola, Daudet, Flaubert) A 22. 4. 76.
T.: Frau v. Stael . . . . WS 62, 28.
Wolf Adolf: Zur altfranzösischen Literatur . . . . WS 62, 260.
y.: Eugène Scribe . . . . A 26. 2. 61.
Chateaubriands Reise nach Prag im Jahre 1833 . . . . . B 28. 5. 50.
Balzac . . . . A 13.—14. 9. 50.
Gedichte der Troubadours . . . . A 20. 10. 52.
Fahrende Troubadours . . . . M 27. 10. 72.
Lamartine . . . . M 21. 2. 76.
Balzacs Briefe . . . . A 10. 1. 77.
Edm. About über V. Hugo . . . . A 1. 6. 77.
Marivaux . . . . A 17. 1. 78.
V. Hugos Afrika-Rhapsodie . . . . A 11. 6. 79.
Züge aus dem Leben Molières . . . . A 4. 9. 79.
Französische Dramatiker . . . . A 13. 10. 79.

Rezensionen.

d) Italienisch.

Aufsätze.

Rezensionen.

Karajan Th. G.: Aus Metastasios Hofleben [Mussafia] . . M 6. 6. 61.
Landau Marcus: Giov. Boccaccio . . . . A 5. 5. 77. f.
Masi E.: Vita, tempi, amici di Franc. Albergati [C. O.] A 29. 8. 78.
Ozanam A. F.: Le purgatoire de Dante [Mussafia] . . WS 62, 212.

e) Spanisch.

Aufsätze.

Wolf Adolf: Die Romane Fernan Caballeros in Deutschland M 27. 11. 59.
Ein spanischer Schriftsteller (Antonio de Trueba) . . . . . A 2. 12. 76.
Fernan Caballero . . . . A 26. 5. 77.

Rezensionen.

Wolf Ferdinand: Über eine Sammlung spanischer Romanzen auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag [R. H. Julius] . . . . . B 6. 8. 51.
Wolf Ferdinand: Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen [Ferd. Kürnberger] . . . . ÖB 28. 2. 57.
Wolf Ferdinand: Don José da Silva [r.] . . . . M 20. 7. 60.

f) Slavisch.

Aufsätze.

Bratranek F. Th.: Parallelen der deutschen und polnischen Poesie ÖB 3. 1. 53.
Bratranek F. Th.: Zwei Polen in Weimar (Odyniec, Mickiewicz) M 13. 10. 70.
Costa E. H.: Die alte kroatische Literatur . . . . . . ÖB 15. 10. 55.
L. F. Dr: Vincent Pol . . . . M 23. 3. 61.
Frankl L. A.: Ein slavisches Autosrakramental . . . . . A 26. 4. 54.
Jean Emil: Jos. Ignaz Kraszewski . . . . A 30. 9. 79. ff.
Jireček Jos.: Übersicht der böhmisch-slavischen Literatur . . ÖB 7. 3. 53.
Kapper Siegfried Dr.: Marko der Königssohn. Eine Gestalt aus den Heldengesängen Serbiens. Aus den bisher unbekannten serbischen Heldenliedern dargestellt . . . . B 2. 5. 50.
Kapper Siegfried, Dr.: Das National-Epos der Serben . . B 3. 12. 49.
Mikowec Ferd. B.: Šafařiks gelehrtes Wirken . . . . . . M 12. 7. 61.
L. R.: Joh. Nep. Kaminski . . . . M 27. 4. 61.
Singer Samuel: Ein serbischer Dichter (Branko Radičević) . A 18. 8. 80.
J. V.: Übersicht der literarischen Bestrebungen der Ruthenen 1848—1855 ÖB 5.—19. 7. 56.
Thienen-Zybiun E. v.: Der Volksdichter Kaltzoff . . . . A 5. 6. 75.
Thienen-Zybiun E. v.: Alex. Sergeiwitsch Griboyedoff als Satiriker A 3. 1. 80. ff.
Zschokke H.: Der russische Fabeldichter Krylof . . . . . A 25. 8. 79. ff.
Mozart und Salieri (Aus Puschkins Nachlaß) . . . . B 25. 7. 50.
Lermontoff . . . . A 28. 6. 52.
Ludwig Stur. — Nekrolog . . . . ÖB 16. 2. 56.
Serbiens byzantinische Monumente . . . . WS 62, 326.
Fedor Dostojewsky . . . . A 29. 1. 76.

Rezensionen.

Miklosich: Kopitars kleinere Schriften [Dr. F. St.] . . ÖB 22. 8. 57.
Wesselofsky A.: Deutsche Einflüsse auf das russische Theater A 28. 2. 76.

g) Ungarisch.

Aufsätze.

Dietze Alex.: Das antike Versmaß in der ungarischen Poesie ÖWS 65 II, 423.
Dux Ad.: Ungarische Literatur . . . . .A 3. 4. 78.
Dux Ad.: dasselbe .A 3. 6. 79.
Dux Ad.: Joh. Aranyi . . . . .A 3. 9. 79.
Gans M.: Berichte über magyarische Literatur . . . . . .B 22. 11. 51.
R—r: M. Jokai . . . . A 5. 10. 67.
Schmidt Julian: Maurus Jokai . . . . A 18. 8. 76. ff.

Rezension.

Erdelyi Joh.: Magyar népmesék [K. J. Schröer] . . ÖB 24. 12. 55.

h) Verschiedenes.

Aufsätze.

Grasberger H.: Zwei Übersetzungen des Rigveda . . . . A 12. 6. 78.
Hellwald Ferdinand v.: Vlämische Literatur . . . . . A 20. 4. 77. f.
Hellwald Ferdinand v.: Holländische dramatische Literatur . A 31. 7. 77.
Hellwald Ferdinand v.: Holländische Literatur. Rückblick auf das Jahr 1876
A 11. 1. 77.
H. J.: Zur armenischen Literatur in Österreich . . ÖB 11. 4.—26. 6 53.
Poestion J. C.: Die römische Sappho (Sulpicia) . . . . .A 5. 2. 78.
Die Sonnensöhne. Ein episches Gedicht der Lappen . . . . B 24. 7. 52.
Zur armenischen Literatur in Österreich . . . . .ÖB 13. 2. 54.
Das chinesische Drama . . . . A 16. 8. 80. ff.

Rezensionen.

Jebbes R. C.: The Attic orators . . . . A 22. 7. 76.
Müller Max, Dr.: Die Rig-Veda . . . . B 18. 4. 50.
Nicolai Rud.: Geschichte der neugriechischen Literatur . . . .A 8. 4. 76.
Rohde Erwin: Der griechische Roman . . . . .A 9. 6. 76.
Runeberg-Feves: König Fjalar (finnisches Epos) [Friedrich v. Hellwald]
A 14. 6. 78.

C. Anhang: Bibliothekswesen und Presse.

Aufsätze.

Goldenthal J.: Die k. k. Hofbibliothek in Wien und die hebräische Manuskriptensammlung . . . . .B 7. 7. 49.
Kábdebo H.: Die älteste Wiener Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst
A 29. 9. 77.

Kábdebo H.: Zur Geschichte der „Wiener Zeitung" . . . A 1. 12. 79. ff.
Radics P. v.: Die Fürst Carlos Auerspergsche Bibliothek im Laibacher Fürstenhofe . . . . ÖWS 63 II, 624.
Schmidt H.: Ein Beitrag zur Bibliographie und Geschichte der ältesten deutschen Zeitungen . . . . B 13. 8. 50.
Zschokke H.: Die Bibliothek des Escorial . . . . . . A 20. 2. 79. ff.
Das Museum in Salzburg . . . . B 4. 12. 52.
Die k. k. Studienbibliothek in Laibach . . . . ÖWS 64, 681. 720. 746.
Das k. k. Kriegsarchiv . . . . A 21. 12. 78. ff.

Rezensionen.

E. M.: Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien
B 31. 5.—14. 6. 51.
Opel J. O.: Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse . . A 18. 3. 79.

VI. Musikwissenschaft.

Aufsätze.

Ambros: Bachs Matthäus-Passion . . . . A 27. 3. 75.
Ambros: Das Triumphlied von Joh. Brahms . . . . . .M 11. 12. 72.
Ambros: „Das goldene Kreuz" von Ign. Brüll . . . . . A 5. 10. 76.
Ambros: Ein musikalischer Preßburger aus alter Zeit (Johannes Francisci)
M 4. 8. 72.
Ambros: Zur Geschichte des Klaviers . . . . A 19. 4. 76.
Ambros A. W.: Franz Lachners Requiem . . . . M 10. 3. 72.
Ambros: Jakob Meyerbeer . . . . ÖWS 64, 1089. ff.
Ambros: Ostern und der Frühling. Ostermusik und Frühlingsmusik
M 31. 3. 72.
Ambros: Franz Schubert . . . . M 26. 28. 5. 72.
Ambros: Verdis Requiem . . . . A 12. 6. 75.
Ambros: Volksmelodie . . . . M 18. 8. 72.
Ambros: Richard Wagner . . . . .A 2. 3. 75.
Euseb.: Die Musikwissenschaft der neuen Zeit in ihrem Unterschied von der älteren . . . . B 25. 5. 50.
Grasberger Hans: Über Richard Wagners Sprechmelodie . A 26. 9. 77.
Hanslick Ed., Dr.: Zur Biographie Mozarts und Beethovens
ÖB 28. 2. 53.
Hanslick: Mozart . . . . .ÖB 26. 1. 56.
Hanslick E.: Die erste stehende deutsche Oper . . . . . . ÖB 3. 9. 55.
Hanslick: Die italienische Oper in Wien . . . . .ÖB 13. 6. 53.
Hanslick: Johann Strauß. — Nekrolog . . . . B 6. 10. 49.
Helfert: Flamin, der Davidsbündler (=Ambros). . . . A 5. 7. 76. ff.
Hoven J.: Über die Gründung eines österreichischen Konservatoriums der Musik von Staatswegen . . . . B 27. 10. 50.
Hoven J.: „Die Folkunger" von Kretschmer . . . . . . A 25. 9. 76.
Kohl Ludw.: Neues aus Beethovens Leben und Schaffen A 29. 5. 73. ff.

Rezensionen.

Jahn Otto: Mozart [σπ] . . . . M. 25. 12. 59.
Karasowski M.: Fréderic Chopin . . . . A 23. 2. 77.
Müller Franz: „Die Meistersinger von Nürnberg" . . . M 16. 2. 70.
Offenbach Jaques: Offenbach en Amérique . . . . . A 12. 2. 77.
Pohl: Haydn [Ambros] . . . . A 18. 1. 76.
Prugin Arthur: Adolphe Adam . . . . A 11. 6. 77. ff.
Reißmann: Franz Schubert [A. W. Ambros] . . . . A 13. 2. 73.
Schmid A.: Gluck . . . . ÖB 3. 7. 54.
Thayer: Beethovens Leben [Ambros] . . . . M 7. 12. 71.
Wagner Richard: Oper und Drama . . . . A 20. 1. 52.
Wagner Richard: dasselbe . . . . A 11. 3. 52.

VII. Mythologie, Volksbrauch, Volksdichtung.

a) Allgemeines.

Berg Wilhelm Frh. v.: Deutsche Volkssagen in Beziehung auf die Waldbäume
A 29. 9. 78. ff.
Blaas C. M.: Der Marienkäfer im deutschen Volksglauben . A 20. 2. 77.
Blaas C. M.: Die Spinne in der Volksmeinung . . . . . A 5. 10. 77.
Blaas C. M.: Der St. Johannis-Segen . . . . A 27. 12. 79.
Blaas C. M.: Die Kräuterweihe . . . . A 20. 3. 80.
Branky Franz: Die Zahl Drei . . . . A 18. 8. 69.
Branky Franz: Der Michaelistag . . . . M 29. 9. 69
Branky Franz: Deutsche Totenopfer . . . . M 3. 11. 69.
Branky Franz: Das Osterfest. Aus der Geschichte der deutschen Volksfeste.
A 17.—23. 4. 70.
v. H.: Deutsche Pfingstgebräuche . . . . M 20. 5. 66.
v. H.: Das Frohnleichnamsfest in der guten alten Zeit . . . M 16. 6. 70.
Hörmann Ludwig v.: Osterfeier . . . . A 15. 4. 76.
L.: Weihnachten und Neujahr . . . . A 2. 1. 50. f.
Meynert H.: Zur Weinlese . . . . A 12. 10. 68. f.
Nagele Anton: Der Totenkultus . . . . A 15. 9. 80. ff.
Poestion J. C.: Zur deutschen Mythologie . . . . . . A 11. 2. 80.
Vernaleken Theodor: Die Wassergeister. Zur vergleichenden Mythologie
ÖB 10. 1. 53.
Vernaleken Theodor: Das Donauweibchen . . . . . . A 24. 4. 68.
Vernaleken Theodor: Der ewige Jude . . . . ÖWS 72 II, 456. ff.
Die Sage vom Kreuzschnabel . . . . A 15. 10. 79.

b) Einzelne Völker und Gegenden.

Exner W. F., Prof.: Die Hausindustrie in Galizien . . . A 16. 7. 79.
Hartel Wilhelm: Sappho und die Sappho-Sage ÖWS 72 II, 161 ff.
Klun, Prof. Dr.: Rojenice, die Schicksalsgöttinnen der Slovenen
ÖB 21. 11. 57.
Krainz Joh.: Das obersteierische Goneßspiel am Ostermontag A 27. 3. 80.
C. M.: Die Volkssagen der Buschmänner . . . . A 7. 10. 76.

Moser Peter: Beiträge zur deutschen Mythologie aus dem Unterinntal und dem salzburgischen Gebirge . . . . ÖB 12. 6. 54.
Moser Peter: Sprichwörter aus dem Unterinntal. . . . ÖB 24. 9. 55.
Pichler Adolf: Ein Weihnachtslied aus Tirol . . . . . ÖB 8. 5. 54.
Pichler Adolf: Über Bauernspiele in Tirol . . . . . ÖB 7. 8. 54. ff.
Schlossar Anton: Bergmannslieder aus Steiermark . A 20. 12. 78. ff.
Schlossar Anton: Der Schwerttanz in Steiermark. . . .A 17. 2. 79.
Schlossar Anton: Weihnachtslieder in den steirischen Alpen A 23. 12. 79. ff.
Schröer K. J.: Weihnachtsspiele bei den deutschen Bauern in Ungarn ÖB 16. 1. 54.
Schröer K. J.: Mythologisches in Österreich . . . . . ÖB 13. 8. 55.
Wolf Adam: Volksdichtungen aus Venetien . . . . . . ÖWS 63, 129.
Wolf Adolf: Über die Sagen und Märchenliteratur des österreichischen Kaiserstaates . . . . M 20. 4. 58. ff.
Wolf Adolf: Über oberitalienische Volkslieder . . . . . M 12. 9. 58.
Wolf Adolf: Über schottische Volksballaden . . . . . . A 15. 3. 59.
Wolf Adolf: Über die Basken und ihre Volkslieder . . . A 2. 5. 60
Zingerle J. W.: Karl der Große nach der deutschen Sage ÖWS 65 II, 225. ff.
Die Reigentänze der Russen . . . . A 17. 5. 50.
Pan Twardowski. Eine polnische Sage . . . . B 25. 7. 50.
Kalmückische Märchen. . . . . M 11.—16. 1. 68.
Sizilianische Volksdichtung . . . . A 1. 4. 76.
Hochzeitsgebräuche in der Ukraine . . . . A 10. 9. 77.
Eine bretonische Bauernkomödie . . . . A 22. 2. 78.

c) Rezensionen.

Chodzko A.: Les chants historiques de l'Ukraine . . A 25. 2. 80.
English Gipsy songs . . . . A 19. 7. 75.
Gray J. H.: Chinesische Sitten und Bräuche. . . . . . . A 8. 11. 78.
Grohmann J. V.: Sagenbuch von Böhmen und Mähren [Zingerle] ÖWS 63, 759.
Grün Anastasius: Volkslieder aus Krain . . . . . . .A 15. 10. 50.
Grundtvig Svend: Dänische Volksmärchen [Lorm] . .A 21. 10. 78.
Haltrich Josef: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen ÖB 6. 9. 56.
Holtzmann A.: Kelten und Germanen [Dr. A. Ficker] ÖB 23. 4. 55.
Ipolyi: Magyar mythologia [Schröer] . . . . . . ÖB 11. 12. 54.
Karadžič: Srpske narodne pripovijetke [B. Jülg] ÖB 17. 10. 53.
Kaufmann Alexander: Quellen zu Simrocks Rheinsagen [Zingerle] ÖWS 63 II, 495.
Kinkel Gottfried: Hochzeitstruhen und bemalte Tische . . A 18. 11. 75.
Lamman Charles: Indian Legends . . . . .B 25. 4. 50.
Mannhardt W.: Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker [F. St.] M 22. 8. 60. f.
Minaref J. P.: Indische Geschichten und Sagen . . . . A 6. 8. 77.

Müller Friedr.: Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens [A. Ipolyi] ÖB 21. 5. 55.
Moravské národní písně s nápěvy [Bratranek]. . . . ÖB 27. 6. 53.
Napier James: Folklore . . . . A 4. 1. 79.
Perger A. R. v.: Die Spinnerin am Kreuze [Th. V.] ÖB 23. 5. 53.
Ploß H. H.: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker . A 9 11. 76.
Ralston: Russian Folk-Tales . . . . A 5. 7. 73.
Richter H. M.: Österreichische Volksschriften und Volkslieder im siebenjährigen Kriege [K. W.]. . . . . M 3. 4. 69.
Rosen Georg: Bulgarische Volksdichtungen [O] . . . . A 25. 10. 79.
Schröer K. J.: Deutsche Weihnachtsspiele . . . . M 5. 2. 58.
Schultze M.: Handbuch der ebräischen Mythologie [Friedrich v. Hellwald] A 22. 1. 76.
Simrock Karl: Handbuch der deutschen Mythologie . ÖWS 65 II, 217.
Stokes M.: Indian fairy tales. . . . . A 6. 9. 80.
Vernaleken Th: Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich [Prof. Dr. Klun] M 4. 11. 59.
Wurzbach C. R. v.: Die Sprichwörter der Polen . . . A 12. 9. 51.
Wyatt Gill W.: Myths and songs from the South Pacific A 7. 3. 77.
Zingerle J. u. J.: Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland [—a—] ÖB 15. 1. 55.
Zingerle J. V.: Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter [Dr. Ludwig v. Hörmann] . . . . A 12. 12. 73.

VIII. Orientalistik.

Aufsätze:

Barb H. A.: Über die Zwecke der k. und k. orientalischen Akademie A 24. 3. 76.
Barb H. A.: Orientalische Sprachwissenschaft . . . . A 74. 5. 78. ff.
Barb H. A.: Umgestaltung des orientalischen Schriftsystems A 29. 7. 80. f.
Behrnauer, Dr.: Orientalische Literatur in Österreich . . ÖB 7. 5. 55.
Exner: Das orientalische Museum in Wien . . . A 5. 12. 79.—12. 2. 80.
Falke J.: Aus dem orientalischen Museum . . . . A 24. 4. 77.
Kruger J.: Die Bedeutung der orientalischen Studien, insbesondere für Österreich . . . . ÖB 19. 4. 56.
Löher Fr. v.: Aus der alten Türkei . . . . A 14. 8. 77.
Löher Fr. v.: Historische Wechselwirkung zwischen Morgen- und Abendland A 20. 8. 78.
M—r. F.: Über orientalische Studien und deren Richtungen ÖWS 63, 65.
Reinisch Leo: Das Leben am Hofe und die bürgerliche Gesellschaft im alten Egypten . . . . A 13. 3. 75. ff.
Seligmann, Prof.: Zur Geschichte der orientalischen Literatur in Österreich ÖB 29. 8. 53.
E. v. W.: Verwandte persische und okzidentalische Sagenstoffe A 15. 1. 73. f.
Hammer-Purgstalls 80. Geburtstag . . . . A 9. 6. 54.
Hammer-Purgstall (Nekrolog) . . . . ÖB 29. 11. 56.

Rezensionen.

Barbier de Ménard G.: La poésie en Perse . . . . A 10. 10. 78.
Hammer-Purgstall: Literaturgeschichte der Araber . . . B 15. 11. 51.
Hammer-Purgstall: dasselbe [R. Seligmann] . ÖB 2. 1.—11. 9. 55.
Hammer-Purgstall: dasselbe [Seligmann] . . . . . ÖB 5. 11. 55.
Hammer-Purgstall: Die Geisterlehre der Moslimen . . . B 7. 8. 52.
Hammer-Purgstall: Geschichte Wassafs [Prof. Seligmann] ÖB 1. 3. 56.
Kremer Alfred v.: Kulturgeschichte des Orients [Zeißberg] A 30. 11. 74. ff.
Kremer Alfred v.: dasselbe, 2. Bd. [Zeißberg] . . . A 2. 12. 76. ff.
Schack Ad. Fr., Graf: Das Königsbuch des Firdusi . . ÖWS 65 II, 862.
Schack Ad. Fr., Graf: Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien [Grasberger] . . . . A 1. 4. 78. ff.
Schlechta-Wssehrad O. M. Fr. v.: Der Fruchtgarten von Saadi A 14. 6. 52.
Schlechta-Wssehrad O. M. Fr. v.: Ibn Jemins Bruchstücke A 23. 6. 52.
Schlechta-Wssehrad O. M. Fr. v.: Der Fruchtgarten des Saadi und Ibn Jemins Bruchstücke [Dr. Behrnauer] . . . . . ÖB 31. 10. 53.
Wickenhauser M.: Wegweiser zum Verständnis der türkischen Sprache [Pisling] . . . . ÖB 4. 6. 55.

IX. Philosophie.

a) Allgemeines.

Bolzano, Bernard: Was ist Philosophie? . . . . B 5. 7. 49.
Hartmann Eduard v.: Zur Geschichte der Ästhetik . . ÖWS 72 II, 1. 43.
Hartmann Eduard v.: Über wissenschaftliche Polemik . . . A 14. 1. 75. ff.
Lorm Hieronymus: Naturbetrachtung . . . . A 22. 9. 77.
Lorm Hieronymus: Zur deutschen Philosophie . . . . . A 26. 2. 78. f.
Lorm Hieronymus: Anthropologische Kritik . . . . A 29. 4. 78.
Lorm Hieronymus: Zur deutschen Philosophie . . . . . A 23. 8. 78. ff.
Poestion J. C.: Griechische Philosophinnen . . . . . . A 31. 8. 77. ff.
Riehl A.: Darwinismus und Philosophie . . . . A 8. 4. 76.
Riehl A.: Das Wesen der Philosophie . . . . A 30. 10. 76.
Zimmermann Robert: Die ethischen Richtungen der Gegenwart:
I. . . . . B 18. 1. 51.
II. . . . . B 29. 1. 51.
III. . . . . B 22. 2. 51.
IV. . . . . B 8. 3. 51.
Zimmermann Robert: Die naturwissenschaftliche Methode in der Philosophie mit Rücksicht auf deren neueste Erscheinungen:
I. . . . . ÖB 24. 1.—31. 1. 53.
II. . . . . ÖB 9. 5. 53.
Zimmermann Robert: Die spekulative Ästhetik und die Kritik ÖB 6. 2. 54.
Zimmermann Robert: Die philosophischen Aufsätze in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften . . . . ÖB 27. 8. 55.

Zimmermann Robert: Über ästhetische Proportionslehren ÖB 19. 1. 56.
Zimmermann Robert: Auch ein Wort über Laokoon. Eine römische Studie ÖB 13. 12. 56.
Zimmermann Robert: Zur Kenntnis der psychologischen Richtungen der Gegenwart . . . . ÖB 7. 3. 57.
Vgl. Wilh. Volkmann: Bemerkungen zu dem Artikel „Die psychologischen Richtungen der Gegenwart" . . . . ÖB 4. 4. 57.
Zimmermann Robert: Aus der philosophischen Literatur der Gegenwart M 21. 6. 61. — ÖWS 72 I, 769.
Zur Geschichte des religiösen Indifferentismus . . . B 27. 3.—17. 4. 52.
Die ästhetische Literatur Österreichs . . . . ÖB 19. 11. 55.

b) Einzelne Philosophen.

B. Bolzano . . . . B 2. 1. 49.
Dr. C. W.: Noch ein Wort über Bolzano . . . . B 9. 1. 49.
Festl M. G., Dr.: Prof. B. Bolzano . . . . B 13. 2. 49.
Eine literarische Preisaufgabe. Ein Beitrag zur Charakteristik Bernhard Bolzanos . . . . B 30. 10. 49.
Lorm H.: Moriz Carrière . . . . A 21. 1. 78. ff.
Barach Sigmund, Dr.: Descartes und seine Reform der Philosophie M 15. 1. 60.
Barach: René Descartes und Fr. Bacon v. Verulam . . . M 8. 7. 60.
Riehl A.: Dührings philosophisches System . . . . A 14. 4. 75.
B.: Das Unsichtbare in der Schöpfung und die Bestrebungen Ehrenbergs B 3. 5. 1. 49.
Zimmermann R.: Fichtes Biographie . . . . WS 62, 122. ff.
Zimmermann R.: Zur Erinnerung an J. G. Fichte . . . WS 62, 1. 9.
Behr J. G.: Fichte im Stahrschen Lichte . . . . WS 62, 139.
Anton Günther und seine Schule . . . . B 18. 9. 52.
Lorm: Ed. v. Hartmann . . . . A 26. 3. 75.
Lorm: Ed. v. Hartmann als Essayist . . . . A 27. 2. 78.
Barach S.: Die historische Analyse des Hegelschen Systems M 1. 1. 58. ff.
Volkmann Wilhelm: Kant als Politiker . . . . ÖB 2. 3. 57.
Riehl: Die Philosophie Kants . . . . A 19. 8. 74.
Hartmann E. v.: Friedrich Albert Lange und sein Jünger Hans Vaihinger A 28. 12. 76.
Zimmermann R.: Leibniz und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien . . . . ÖB 4. 12. 54.
Zimmermann R.: Leibniz und Heräus . . . . ÖB 5. 11. 55.
Zur Leibniz-Literatur . . . . ÖB 29. 11. 56.
Wolf Ferdinand: Pietro Monti. — Nekrolog . . . . . . ÖW 6. 9. 56.
Lorm: Johann Scheffler . . . . A 23. 7. 77.
Barach S.: Über Schellings philosophischer Nachlaß . . M 12. 3. 59.
⊙: Über die philosophischen Werke von A. Schopenhauer und deren Bedeutung . . . . M 8. 5. 58.
Riehl: Spinozas Ethik . . . . A 19. 2. 76.
Riehl: Ein Gedenkblatt an Spinoza . . . . A 21. 2. 77.

c) Rezensionen.

Ambros W. A.: Über die Grenzen von Musik und Poesie [Zimmermann] ÖB 3. 12. 55.
Bahnsen Jul.: Das Tragische als Weltgesetz [Grasberger] A 23. 10. 77.
Bayer Josef: Ästhetik für weitere Kreise [H.] . . . . . . ÖB 23. 7. 55.
Bolzano B.: Selbstbiographie [Helfert] . . . . A 7. 9. 75.
Bratranek F. Th.: Beiträge zu einer Ästhetik der Pflanzenwelt ÖB 6. 6. 53.
Bratranek F. Th.: Ästhetische Studien [n] . . . . . . ÖB 21. 11. 53.
Carrière M.: Die sittliche Weltordnung [E. v. Hartmann] A 18. 6. 78.
Carus Karl Gustav: Über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung [C. Oberleitner] B 20. 6. 50.
Carus Karl Gustav: Natur und Idee [Zimmermann] . . M 2. 7. 61.
Döllinger: Heidentum und Judentum . . . . . . A 25. 6.—6. 7. 58.
Dumont Léon: Vergnügen und Schmerz . . . . A 29. 8. 76.
Fichte J. H.: Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen [Gtz.] M 10. 5. 67.
Fichte: Der neuere Spiritismus [Lorm] . . . . A 22. 11. 78.
Fischer: Spinozas Leben und Charakter [Barach] . . ÖWS 65 II, 85.
Fischer Kuno: Akademische Reden [Dr. S. B.] . . . . . . WS 62, 106.
Flaubert G.: La tentation de Saint Antoine [E. v. W.] A 20. 5. 74.
Frauenstädt Jul.: Das sittliche Leben [Lorm] . . M 16. 6.—5. 8. 66.
Froschhammer: Das Christentum und die moderne Naturwissenschaft [R. Z.] M 20. 4. 68.
Gerstell Albrecht: Bilder aus der Traumwelt . . . . . . A 19. 1. 52.
Goltz Bogumil: Die Weltklugheit und die Lebensweisheit [Kuh] M 11. 12. 69.
Grün Karl: Ludw. Feuerbach in seinem Briefwechsel . . . . A 9. 2. 75.
Guerrier W.: Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland [—g] A 2. 1. 74.
Gwinner: Schopenhauer [H. Lorm] . . . . A 28. 5. 62.
Hartmann E. v.: Die Philosophie des Unbewußten [Du Prel] ÖWS 72 I, 415.
Hellenbach L. B.: Philosophie des gesunden Menschenverstandes [Lorm] A 27. 4. 77.
Helmholtz H.: Das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften [R. Z.] . . . . ÖWS 63, 212.
Helmholtz H.: Die Tatsachen in der Wahrnehmung [B. David] A 10. 2. 79.
Heule J.: Anthropologische Vorträge . . . . A 25. 11. 76.
Kapp Ernst: Grundlinien einer Philosophie der Technik [Ed. v. Hartmann] A 8. 6. 78.
Lange F. A.: Zur deutschen Philosophie [Lorm] . . . A 26. 2. 68. f.
Littrows Planetarium der kleinen Planeten [Zimmermann] ÖB 5. 6. 54.
Lorm H.: Philosophische Streifzüge [Kuh] . . . . A 12. 9. 73.
Müller Max: Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft A 5. 2. 74.

Oersted H. C.: Der Geist in der Natur [Zimmermann] B 18.—21. 5. 50.
Oncken: Smith und Kant [Dr. Georg Jellinek] . . . . A 31. 7. 77.
Rénan Erneste: L'Antechriste . . . . A 25. 26. 6. 73.
Rénan Erneste: dasselbe . . . . A 2. 10. 7. 73.
Rénan Erneste: Dialogues et fragments philosophiques . . A 7. 8. 76.
Rénan Erneste: Les évangiles et la séconde génération chrétienne A 2. 8. 77.
Röth F.: Geschichte der ältesten griechischen Philosophie [Barach] M 31. 8. 59. f.
Rubinstein Susanna: Psychologisch-ästhetische Essays . . . A 20. 9. 78.
Schellings sämtliche Werke (Cotta 1856) II, 1 [Dr. Sch.] ÖB 3. 1. 57.
Aus Schellings Leben [Zimmermann] . . . . ÖWS 72 I, 793.
Schenach G.: Metaphysik [Zimmermann] . . . . . ÖB 20. 12. 56.
Vgl.: Noch einige Worte über die Metaphysik von Prof. G. Schenach [Schenach] . . . . ÖB 31. 1. 57.
Strauß D. Fr, Dr.: Kleine Schriften [Lorm] . . . . M 16. 6. 66. ff.
Urphues K.: Kritik des Erkennens [Lorm] . . . . . . A 26. 4. 77.
Vian Louis: Histoire de Montesquieu [Fournier] . . A 30. 10. 78.
Virchow Rudolf: Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate A 10. 11. 77.
Wagner Richard: Das Kunstwerk der Zukunft [Euseb.] . . B 30. 4. 50.
Wundt W.: Über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart [Riehl] A 8. 2. 75.
Wundt W.: Über den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften [Riehl] . . . . A 23. 3. 76.
Zimmermann Robert: Über die jetzige Stellung der Philosophie auf der Universität (Antrittsrede) . . . . B 11. 6. 50.
Zimmermann Robert: Das Rechtsprinzip bei Leibniz [Dr. W—g] B 8. 11. 51.
Zimmermann Robert: Über das Tragische und die Tragödie [—l—] ÖB 10. 12. 55.
Zimmermann Robert: Ästhetik [H. L.] . . . . . M 26. 2.—2. 3. 59.
Zimmermann Robert: Allgemeine Ästhetik [Barach] ÖWS 65 I, 496. 527.
Zwei Antrittsreden auf österreichischen Universitäten (Zimmermann und H. Ahrens) . . . . B 13. 6. 50.

X. Sprachwissenschaft.

a) Allgemeines.

Aufsätze.

Curtius Georg, Prof.: Was ist Philologie? . . . . . . ÖB 28. 3. 53.
Jülg B., Prof. Dr.: Sprachkenntnis, Sprachwissenschaft, Philologie. — Resultate der Sprachvergleichung . . . . ÖB 18. 7. 53.
Kohl J. G., Dr.: Moderne Phraseologie . . . . A 1. 8. 74. ff.
—r: Zur Sprachverderberei . . . . A 2. 4. 63.

Rezensionen:

Schleicher August: Kompendium der vergleichenden Grammatik. [F. M—r] WS 331.
Schleicher August: Zur vergleichenden Sprachengeschichte [Karl Oberleitner] B 4. 1. 50.
Schleicher August: Überblick der Sprachen Europas [Karl Oberleitner] B 4. 6. 50.
Steinthal H.: Die Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee [Oberleitner] . . . . . . B 21. 6. 51.

b) Deutsche Philologie.

Aufsätze.

Bergmann Josef: Gisela . . . . .ÖB 26. 7. 56.
Heinzel Richard: Th. G. v. Karajan. — Nekrolog . . . .A 5. 6. 73.
Karajan Th. G. v.: Zwei bisher unbekannte Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit [= Sitz.-Ber., Dez. 1857] . . . . . . M 11. 4. 58.
Kuh Emil: Franz Pfeiffer und seine Widersacher . . . M 19.—23. 6. 70.
M.: Wiener Familiennamen im XVII. Jahrhundert . . . . A 27. 5. 71.
Pauchly M.: Über den Artikel „Germanische Mundarten in Italien" B 28. 7. 49.
Petters Ignaz: Über die deutschen Ortsnamen Böhmens . .ÖB 11. 6. 55.
Pfeiffer Franz, Prof. Dr.: Wilhelm Grimm. Ein Nachruf. .M 1. 1. 60.
F. S.: Über den deutschen Namen des Landes Siebenbürgen. ÖB 4. 4. 57.
Schmitz K. v.: Germanische Mundart in Italien . . . . . .B 7. 7. 49.
Strobl Josef: Franz Pfeiffer. — Nekrolog . . . . M 26. 6. 68.
Weinhold: Zur Kenntnis der deutschen Philologie mit Berücksichtigung ihrer Pflege in Österreich . . . . ÖB 31. 10.—26. 12. 53.
Zur Frage der deutschen Rechtschreibung. . . . . ÖB 2. 1. 54.
Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache . A 28. 6. 55.
Wilhelm Grimm † . . . . .A 23. 12. 59.

Rezensionen.

Duncke Wilhelm: Die deutschen Verwandtschaftsnamen . . . A 14. 7. 71.
Förstemann E.: Altdeutsches Namenbuch [Dr. Franz Stark] ÖB 8. 8. 57.
Förstemann E.: dasselbe [Stark] . . . . . . .M 5. 10.—9. 12. 59.
Grimm: Deutsches Wörterbuch, 1. Lieferung. . . . . . . A 16. 7. 52.
Grimm: dasselbe [Adalbert Jeitteles]. . . . . WS 62, 192.
Grimm Hermann: Rede auf Wilhelm Grimm [B.] . . . ÖWS 64, 237.
Lexer: Kärntisches Wörterbuch [Weinhold] . . . . WS 62, 139.
Mareta, P. Hugo: Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache [A. E.]. . . . . . . M 16. 1. 62.—ÖWS 65, II, 280.
Muth Richard v.: Einleitung in das Nibelungenlied [—r—] A 12. 9. 77.
Pfeiffer Franz: Germania, 1. u. 2. Bd. [B.] . . . . . M 15. 4. 58.
Pfeiffer Franz: Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache [H.] M 10. 10. 61.

Schleicher August: Die deutsche Sprache [J. Fk.] . . . . M 10. 3. 61.
Schwenda Jul.: Der neuhochdeutsche Genitiv [F. St.]. . ÖB 26. 9. 57.
Vernaleken: Deutsche Syntax [Karl Tomaschek] . . . ÖWS 63, 208.
Weinhold: Mittelhochdeutsches Lesebuch [A. Jeitteles] . . WS 62, 249.
Wendeler Camillus: Briefwechsel Meusebachs mit J. u. W. Grimm [Prof. Dr. Steinmeyer] . . . . A 22. 4. 80. ff.

c) Klassische Philologie.

Aufsätze.

Boller: Das klassische Altertum und der Orient . . . . ÖB 24. 10. 53.
Bonitz Hermann: Beiträge zur Erklärung des Sophokles (= Sitz.-Ber. 1855, Oktober-Heft) . . . . ÖB 30. 8. 56.
Koch Albert, Dr.: Einige Worte über die Auffindung der Hydrarchos-Reste B 11. 5. 50.
Redtwitz O. v.: Über die griechische Tragödie . . . . . A 23. 4. 52.
Weiß K.: Über eine ältere Bearbeitung des Tumelicus. . ÖB 29. 1. 55.

Rezensionen.

Bernays Jakob: Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles M 19. 3. 59. ff.
Hermann K. F.: Philologische Bibliothek [L.]. . . . . . . ÖB 5. 4. 56.
Lanza Fr.: Monumenti Salonitani inediti [R. E. v. E.] ÖB 8. 3. 56.
Linker: Textausgabe Sallusts [—lb—] . . . . ÖB 1. 3. 56.
Müller Lucian: De re metrica poetarum latinorum [ll.] M 25. 10. 61.
Poestion J. C.: Griechische Dichterinnen . . . . A 14. 8. 76.
Riese A.: Historia Apollonii [Wilhelm Hartel] . . . ÖWS 72 I, 161.
Telfy Joh.: Studien über die Alt- und Neu-Griechen [G. Curtius] ÖB 18. 7. 53.
Weiß Fritz: Die attischen Nächte des Gellius [Dr. W. v. Hamm] A 1. 2. 76.
Zauper J. St.: Ilias-Übersetzung . . . . B 21. 8. 52.

d) Romanische Philologie.

Aufsätze.

Hellwald Ferdinand v.: Römische Volksetymologien. . . . A 9. 11. 77.
Mussafia: Ferdinand Wolf. — Nekrolog. . . . . .M 1. 3. 66.
Mussafia: Friedrich Diez. . . . . ÖWS 72 I, 2.
Schmidt Julian: Übersetzungen aus dem Italienischen . . .A 3. 9. 77. ff.
Schuller J. Karl: Romänische Studien . . . . ÖB 14. 5. 55.

Rezensionen.

Diez F.: Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen [Ferd. Wolf] ÖB 17. 4. 54.
Diez F.: Kritischer Anhang zum Wörterbuch der romanischen Sprachen [Mussafia] . . . . .M 23. 12. 59.
Paris Gaston: Étude sur le sol del accent latin [Mussafia] WS 62, 207.

e) Slavische Philologie.

Aufsätze.

Dr. D.: Dr. Franz Miklosich und die altslavische Sprachforschung B 5. 2. 50.
Petters Ignaz: Zur slavischen Ortsnamen-Forschung . . ÖB 13. 12. 56.
Petters Ignaz: Neues zur slavischen Ortsnamen-Forschung ÖB 5. 9. 57.
Schleicher August: Die verschiedenen Richtungen der slavischen Sprachwissenschaft in Österreich . . . . ÖB 16. 5. 53.
Schleicher August: Kurzer Abriß der Geschichte der slavischen Sprachen ÖB 7. 5. 55.

Rezensionen.

Miklosich F.: Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum [A. Schleicher] WS 62, 138.
Miklosich F.: Die slavischen Elemente im Rumänischen. M 15. 10. 61.

f) Verschiedenes.

Aufsätze.

Bacmeister A.: Keltische Studien . . . . ÖWS 72 I, 255.
J. G.: Grundzüge der Indianer-Sprachen . . . . B 15. 5. 49.
Gliulrich Al. S.: Über die Sprache Dalmatiens. . . ÖB 25. 7. 57.
M.—r F.: Über das Wesen und die Bedeutung der iranischen Sprachen WS 62, 85.
M.—r F.: Wesen und Bedeutung der semitischen Sprache. . WS 62, 10.
Müller Fr.: Die Sprachen Indiens. . . . . ÖWS 65 II, 801.
R.: Über die magyarische Orthographie . . . . ÖB 21. 6. 56.

Rezensionen:

Bang-Poestion: Voluspá und die sibyllinischen Orakel [Anton Nagele] A 20. 8. 80.
Mone F. J.: Keltische Forschungen [Franz Stark] . . ÖB 28. 3. 57.
Schleicher Aug.: Litthauische Forschungen [Th. P.] . . . ÖB 17. 5. 56.
Schmeller J. A.: Cimbrisches Wörterbuch [F.]. . . . . ÖB 28. 6. 56.
Smith G.: The Chaldean account of Genesis . . . . . A 5. 4. 76.
Steub L.: Zur Rhätischen Etymologie [Prof. K. Halder] ÖB 19. 11. 55.

XI. Theater.

a) Theatergeschichten.

Aufsätze.

A. B.: Scholz und Carl. Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte M 26. 8. 66.
Bauernfeld: Die Wiener Volksbühne . . . . .ÖB 18. 4. 53.

H. G.: Das Jubiläum der Theater-Zeitung . . . . A 23. 1. 56.
Lorm H.: Zur Chronik des Burgtheaters . . . . A 19. 2. 76.
Meynert H.: Stranitzky und seine Gefährten . . . . . A 5. 7. 61.
Meynert H.: Epochen des Theaterwesens in Wien [bis Hafner]
A 28. 3.—8. 8. 66.
Peyscha Franz: Das Theater in Olmütz . . . . A 3. 3. 80.
Prechtler Otto: Zur Reform der Wiener Hofbühne . . . . B 7. 4. 49.
Schlossar Ant.: Zur Geschichte des Grazer Theaters im XVIII. Jahrhundert
A 4. 8. 77.
Uhl Friedrich: Laubes Szenierung des „Sommernachtstraums" A 4. 9. 77.
Weiß Karl: Beiträge zur Geschichte des deutschen und insbesondere des Wiener Theaters . . . . ÖB 5. 4.—31. 5. 56.
* *: Das Wiener Lokalstück . . . . A 17. 7. 60.
Die Wiener Bühne im XVIII. Jahrhundert:
I. Kampf und Sieg des regelmäßigen Schauspiels . . B 20. 11. 49.
II. Weitere Entfaltung der verschiedenen Kunstgattungen B 1. 12. 49.
Stranitzky und Hafner . . . . A 23. 4. 59. ff.
Das Repertoire der deutschen Bühnen . . . . A 16. 5. 62.
Über englisches Bühnenwesen . . . . A 2. 1. 80.

Rezensionen:

Burnaud: The A. D. C. . . . . A 2. 1. 80.
Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 5. Bd. A 22. 5. 74.
Fölsch A.: Theaterbrände . . . . A 26. 2. 78. ff.
Holbein: Deutsches Bühnenwesen . . . . A 28. 10. 53.
Koffka Wilh.: Iffland und Dalberg [Bratranek] ÖWS 65 II, 685.
Laube H.: Das Burgtheater . . . . M 5. 2. 69.
Monatschrift für Theater und Musik [K. W.] . . ÖB 23. 4. 55.
Prölß Robert: Geschichte des Hoftheaters zu Dresden . . A 22. 11. 77.
Prölß Robert: Das herzoglich Meiningensche Hoftheater . A 26. 3. 78.
Weiß Karl: Die Wiener Haupt- und Staatsaktion [L J. S.] ÖB 3. 4. 54.
Witz F. A.: Versuch einer Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg [Ferd. v. Hellwald] . . . . A 26. 3. 77.
Wlassack Eduard: Chronik des k. k. Hofburgtheaters [K. v. Vicenti]
A 15. 2. 75.

b) Schauspieler.

Aufsätze.

1. Allgemeines.

Littrow H. v.: Die dramatische Kunst in Italien . . A 12. 11. 77. f.
Schasler, Dr. M.: Die Stellung der Mimik im System der Künste
A 1. 10. 79. ff.
Schauspielerinnen . . . . A 5. 9. 79.

2. Einzelne Schauspieler.

Zur Erinnerung an Heinrich Anschütz . . . . M 31. 12. 65.
Ein englischer Schauspieler (Frederik Cooke) . . . . . . A 17. 11. 77.

Rezensionen.

XII. Unterrichtswesen.

Aufsätze.

Unterrichtswesen in den Niederlanden . . . . M 28. 3. 68.
Der Schulgarten als wesentlicher Hebel der Volkserziehung . M 20. 7. 71.
Johann Amos Comenius . . . . M 19. 11. 71.

Rezensionen.

Beer A. und Hochegger F.: Die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europas [L. Schd.] . . . . M 6. 2. 68.
Dühring E.: Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen A 9. 12. 76.
Helfert J. A. v.: Die Gründung der österr. Volksschule . . M 13. 6. 60.
Helfert J. A. v.: Die sprachliche Gleichberechtigung in der Schule [rm] M 14. 8. 61. ff.
Wagner H.: Der Unterricht im Deutschen [K. Heinzel] . A 26. 1. 74.
Zannini: Delle necesità e dei modi di riformare le scuole elementari e ginnasiali [Dr. F. Migerka] . . . . M 5. 10. 58. f.

XIII. Anzeigen zeitgenössischer Belletristik. *)

a) Deutsche Literatur.

Amalie von Sachsen: Dramatische Werke . . . . A 27. 2. 73.
Anschütz Roderich: Brutus und sein Haus . . . . A 31. 3. 57.
Anschütz Roderich: Brutus und sein Haus [A. P.] . . ÖB 12. 9. 57.
Anschütz Roderich: Johanna Gray . . . . M 10. 3. 61.
Anzengruber Ludwig: Elfriede . . . . A 28. 4. 73.
Auerbach Berthold: Andree Hofer [Ad. W.] . . . . . B 27. 4. 50.
Auerbach Berthold: Auf der Höhe [A. Stifft] . . . . M 6. 1. 66.
Auerbach Berthold: Barfüßele [Emil Kuh] . . . . . . M 6. 1. 58.
Auerbach Berthold: Dorfgeschichten, 3. Bd. . . . . . A 30. 11. 52.
Auerbach Berthold: Volkskalender für 1861 . . . . . . A 9. 10. 60.
Auerbach Berthold: Waldfried [Ferd. Lotheißen] . . . A 24. 4. 74.
Bartsch Karl: Wanderung und Heimkehr [K. J. Schröer] A 16. 1. 74.
Bäuerle Adolf: Memoiren, 1. Bd. [L.] . . . . . A 3, 6, 14. 5. 58.
Bauernfeld: Aus der Gesellschaft . . . . M 14. 2. 76.
Bauernfeld: Exzellenz . . . . A 28. 1. 65.
Bauernfeld: Die Freigelassenen . . . . A 20. 3. 75.
Bauernfeld: Der kategorische Imperativ . . . . A 18. 3. 51.
Bauernfeld: Der kategorische Imperativ . . . . M 3. 10. 71.
Bauernfeld: Landfrieden . . . . A 20. 1. 70.
Bauernfeld: Moderne Jugend . . . . M 20. 1. 69.
Bauernfeld: Der neue Mensch . . . . B 14. 4. 49.
Bauernfeld: Selbständig . . . . A 31. 10. 74.
Bauernfeld: Franz von Sickingen . . . . A 9. 2. 50.
Bauernfeld: Soldatenliebchen . . . . A 11. 12. 63.
Bauernfeld: Zu Hause . . . . A 6. 2. 52.
Baumann A.: Ehrenbuschen . . . . B 16. 10. 49.

*) In dieser Abteilung — besonders im Abschnitt b — wurde nur eine Auslese aufgenommen. Was heute bereits gänzlich verschollen ist, wurde nicht verzeichnet.

Baumbach Rudolf: Neue Lieder eines fahrenden Gesellen [Bruno Walden] A 27. 1. 80.
Beck Karl: Frische Quellen . . . . A 29. 3. 55.
Beck Karl: Mater Dolorosa . . . . A 13. 2. 54.
Beck Karl: Täubchen im Nest [Kuh] . . . . M 21. 11. 68.
Bekk Adolf: Ranken [E. Kuh] . . . . M 28. 3. 69.
Benedix Roderich: Der Liebesbrief . . . . A 31. 3. 51.
Bequignolles H. v.: Blondel . . . . A 2. 4. 51.
Bodenstedt Friedrich: Ada, die Lesghierin . . . . A 13. 4. 53.
Bodenstedt Friedrich: Ausgewählte Gedichte [Kuh] . . ÖWS 65 I, 753.
Bodenstedt Friedrich: Gedichte . . . . A 1. 4. 57.
Bodenstedt Friedrich: Gedichte [H. L.] . . . . M 11. 1. 60.
Bodenstedt Friedrich: Tausend und ein Tag im Orient A 25. 2.—1. 3. 50.
Bodenstedt Friedrich: Gesammelte Schriften [Lorm] . ÖWS 65 II, 361.
Böttcher Karl: Deutsche Dichterhelden [Lorm] . . . . . A 27. 5. 76.
Bowitsch Ludwig: Gedichte . . . . M 13. 7. 58.
Brachvogel A. E.: Beaumarchais [Lorm] . . . . . ÖWS 65 I, 211.
Brachvogel A. E.: Benoni . . . . M 24. 12. 59.
Brachvogel A. E.: Historische Novellen, 1. Bd. [Lorm] ÖWS 63 II, 161.
Brachvogel A. E.: Historische Novellen, 2. Bd. [Lorm] ÖWS 64, 1458.
Brachvogel A. E.: Ein neuer Falstaff. [Lorm] . . . . ÖWS 63, 801.
Brachvogel A. E.: Prinzessin Montpensier . . . . . . A 13. 3. 65.
Breier Eduard: Die Geheimnisse von Wien . . . . . . A 6. 7. 52.
Bülau F.: Geheime Geschichten . . . . A 19. 6. 50.
Burow Julie: Erinnerungen einer Großmutter . . . . A 31. 12. 56.
Byr Robert: Der wunde Fleck . . . . A 29. 2. 72.
Carmen Sylva: Sappho [Poestion] . . . . A 25. 9. 80. f.
Chézy Helmina v.: Erinnerungen aus meinem Leben [B.] ÖWS 64, 470.
Christen Ada: Aus der Tiefe. [H. Lorm] . . . . A 22. 3. 79.
Christen Ada: Lieder einer Verlorenen [Kuh] . . . . . M 21. 3 69.
Christen Ada: Schatten [B. W.] . . . . A 2. 1. 73.
Cerri Cajetan: Dichtungen [Kuh] . . . . ÖWS 65 I, 401.
Cerri Cajetan: Glühende Liebe . . . . B 13. 7. 50.
Cremer J. J.: Die Arbeiterprinzessin [Ferd. v. Hellwald] A 15. 5. 76.
Cubasch Karl: Salvator [Meynert] . . . . A 23. 3. 65.
Dahn Felix: Gedichte. 2. Sammlung. [B. W.] . . . . . A 21. 7. 73.
Dahn Felix: Markgraf Rüdeger von Bechelaren . . . . . A 28. 4. 75.
Dahn Felix: Prokopius von Cäsarea . . . . ÖWS 65 II, 88.
Dahn Felix: Sind Götter? [B. W.] . . . . A 2. 1. 74.
Detlef Karl [Klara Bauer]: Zwischen Vater und Sohn [Lorm] A 27. 12. 73.
Dingelstedt Franz: Literarisches Bilderbuch . . . . . . A 6. 2. 78.
Dingelstedt Franz: Lyrische Dichtungen [Dr. Alfr. Berger] A 4. 3. 78.
Dingelstedt Franz: Münchener Bilderbogen [Gr.] . . . A 13. 11. 79.
Dingelstedt Franz: Sämtliche Werke. 1. u. 2. Bd. . . . . A 7. 5. 77.
Dioscuren, Die: 1. Jahrgang [A. W. Ambros] . . . . A 2. 7. 72.
Dioscuren, Die: 1. Jahrgang [Z.]. . . . . A 23. 2. 74.
Dioscuren, Die: 6. Jahrgang [Hans Grasberger] . A 17. 1. 77.
Dioscuren, Die: 8. Jahrgang [Grasberger] . . . . . A 8. 1. 79.

Halm Friedrich: Neueste Gedichte [Kuh] M 2. 6. 72.
Halm Friedrich: Wildfeuer [B.] M 20. 10. 66.
Hamerling Robert: Ahasverus in Rom [R. Z] M 6. 4. 67.
Hamerling Robert: Aspasia [Kuh] A 4. 1. 76.
Hamerling Robert: Germanenzug [Kuh] ÖWS 65 I, 939.
Hamerling Robert: Der König von Sion [R. Z.] M 10. 11. 72.
Hamerling Robert: Lord Luzifer [Walden] M 26. 9. 58.
Hamerling Robert: Ein Sangesgruß vom Strande der Adria A 21. 12. 57.
Hamerling Robert: Schwanenlied der Romantik [H. L.] A 4. 12. 61.
Hamerling Robert: Die sieben Todsünden [Riehl] ÖWS 72 II, 620.
Hamerling Robert: dasselbe [B. Walden] M 10. 11: 72.
Hamerling Robert: Venus im Exil [H. L.] M 26. 9. 58.
Hammer Julius: Leben und Heimat in Gott [H. L.] A 25. 1. 61.
Hammer Julius: Schau um dich und schau in dich A 12. 1. 52.
Hartmann Moriz: Gesammelte Werke [F. Lotheißen] A 28. 5. 74.
Hebbel: Agnes Bernauer M 24. 12. 68.
Hebbel: Feuchterslebens sämtliche Werke [K. Weiß] ÖB 20. 2. 54.
Hebbel: Gedichte [D.] ÖB 31. 10. 57.
Hebbel: Gyges und sein Ring [—b—] ÖB 17. 12. 55.
Hebbel: Herodes und Marianne [Robert Zimmermann] B 11.—15. 5. 50.
Hebbel: Krimhilds Rache A 25. 9. 71.
Hebbel: Magellona A 17. 1. 54.
Hebbel: Maria Magdalena M 21. 11. 69.
Hebbel: Michel Angelo [R. Zimmermann] ÖB 6. 8. 55.
Hebbel: Der Rubin B 24. 11. 49.—B 25. 1. 51.
Hebbel: Trauerspiel in Sizilien B 25. 1. 51.
Hebbel: dasselbe (= Dramatische Studien I) [R. Zimmermann] B 17. 5. 51.
Hebbel: Sämtliche Werke. 1. und 2. Bd. [—h] M 3. 1. 61.
Hebbel: dasselbe [B.] M 17. 12. 67.
Hertz W.: Hugdietrichs Brautfahrt [F. Pfeiffer] ÖWS 63, 1.
Hettner Hermann: Griechische Reiseskizzen A 28. 4. 53.
Heyse Paul: Antonius und Cleopatra [Kuh] M 15. 8. 67.
Heyse Paul: Die Grafen von der Esche [B.] M 16. 1. 61.
Heyse Paul: Das Ding an sich A 28. 1. 79.
Heyse Paul: Hermann A 10. 8. 54.
Heyse Paul: Kinder der Welt [E. v. W.] A 14. 3. 73.
Heyse Paul: Meraner Novellen [Lorm] ÖWS 64, 1615.
Heyse Paul: Neue Novellen A 22. 1. 75.
Heyse Paul: Im Paradiese [Lorm] A 27. 1. 76.
Heyse Paul: Syritha [Kuh] M 31. 3. 67.
Heyse Paul: Der Weinhüter von Meran [Z.] ÖWS 64, 752.
Hoffmann von Fallersleben: Mein Leben M 25. 12. 68.
Holtei: Ein Schneider A 28. 4. 54.
Holtei: Schwarzwaldau A 9. 5. 56.
Holtei: Die Vagabunden A 7. 1. 52.
Hopfen Hans: Der graue Freund [E. v. W.] A 16. 6. 74.
Hopfen Hans: Peregretta [Lorm] ÖWS 64, 688.
Horn Uffo: Aus drei Jahrhunderten A 27. 9. 50.

Horn Uffo: Bunte Kiesel . . . . A 1. 12. 59.
Horn Uffo: König Otakar . . . . B 6. 6. 50.
Jellacic J. Fr. v.: Gedichte . . . . A 13. 3. 51.
Jellacic J. Fr. v.: Eine Stunde der Erinnerung . . . . A 8. 3. 50.
Jösting Albert: Vorgefühle [Kuh] . . . . M 28. 3. 69.
Johann I., König von Sachsen: Dantes Göttliche Komödie, übersetzt
M 15. 12. 66.
Junghans Sophie: Haus Eckberg [Franz v. Löher] . . A 7. 2. 79.
Kaltenbrunner K. A.: Österreichische Feldlerchen . . . . ÖB 9. 5. 57.
Kaltenbrunner: Geschichten aus Oberösterreich [B. Walden] A 27. 1. 80.
Keller Adalbert: Italienischer Novellenschatz . . . . . . A 29. 5. 52.
Keller Gottfried: Legenden . . . . ÖWS 72 II, 222.
Keller Gottfried: Die Leute von Seldwyla . . . . . . A 8. 10. 57.
Keller Gottfried: dasselbe [Kuh] . . . . A 28. 12. 74.
Keller Gottfried: Züricher Novellen . . . . A· 30. 1. 78.
Kerner Theobald: Dichtungen [Ferdinand v. Hellwald] . A 24. 10. 79.
Kleist Heinrich v.: Die Familie Schroffenstein . . . . . A 7. 5. 55.
Klencke H.: Swammerdamm [H. L.] . . . . A 4. 7. 60.
Kletke Hermann: Gedichte [E. v. W.] . . . . A 8. 10. 73.
Kompert Leopold: Am Pflug . . . . A 8. 5. 55.
Kompert Leopold: Böhmische Juden . . . . A 23. 10. 50.
Kompert Leopold: Zwischen Ruinen [Aglaia v. Enders] . A 30. 4. 75.
König Heinrich: Marianne [H. L.] . . . . M 15. 12. 58.
Konrad Guido: Atho, der Priesterkönig [Friedrich Uhl] . . A 19. 12. 76.
Kruse Heinrich: Die Gräfin [Bchz] . . . . M 27. 2. 70.
Kuh Emil: Drei Erzählungen . . . . A 26. 6. 57.
Kühne F. Gustav.: Drei Novellen . . . . B 2. 7. 50.
Kühne F. Gustav: Die Freimaurer . . . . A 10. 1. 55.
Kühne F. Gustav: Gesammelte Schriften [H. L.] . . . . . WS 62, 79.
Kürnberger Ferdinand: Ausgewählte Novellen . . . . . A 7. 7. 57.
Kürnberger Ferdinand: Der Amerikamüde [H. Koenig] . ÖB 15. 3. 56.
Kürnberger Ferdinand: Catilina [—d.] . . . . ÖB 2. 7. 55.
Kürnberger Ferdinand: Das Goldmärchen [H. L.] . . M 17. 7. 58.
Kürnberger Ferdinand: Novellen [H. L.] . . . . A 6. 12. 61.
Kurz Hermann: Der Sonnenwirt . . . . A 10. 1. 55.
Laube Heinrich: Die Böhminger [Walden] . . . . A 23. 3. 80.
Laube Heinrich: Demetrius [Kuh] . . . . ÖWS 72 II, 577.
Laube Heinrich: Demetrius . . . . A 19. 9. 72.
Laube Heinrich: Der deutsche Krieg [H. L.] . . A 24. 11.—2. 12. 63.
Laube Heinrich: Gottsched und Gellert . . . . A 5. 3. 62.
Laube Heinrich: Graf Essex . . . . A 4.—19. 2. 56.
Laube Heinrich: Waldstein [H. L.] . . . . A 2. 1. 65.
Leitner Gottfried R. v.: Gedichte [H. L.] . . . . M 26. 1. 58.
Lessing Hermann: Spaziergänge . . . . A 18. 7. 56.
Levitschnigg H. v.: Brennende Liebe . . . . A 28. 11. 51.
Lewald August: Die Insurgenten [Lorm] . . . . . ÖWS 65 II, 656.
Lewald Fanny: Die Erlöserin [Lorm] . . . . A 17. 2. 74.
Lewald Fanny: Neue Novellen [F. F.] . . . . A 15. 9. 77.

Wachenhusen Hans: Säbel und Skapulier . . . . . . A 11. 2. 75.
Waldmüller R.: Leid und Lust [Kuh] . . . . A 14. 5. 75.
Weilen J.: Edda . . . . A 13. 12. 64.
Weilen J.: Graf Horn . . . . A 4. 11. 70.
Weilen J.: Heinrich v. d. Aue . . . . M 30. 11. 60.
Weilen J.: Tristan . . . . M 8. 4. 59.
Weilen J.: Tristan [σπ] . . . . A 22. 9. 59.
Weilen J.: Unersetzlich [Grasberger] . . . . A 18. 4. 79.
Wertheimer Jos. v.: Eudocia [Dr. Jellinek] . . . A 24. 10. 79.
Widmann Ad.: Nausikaa . . . . A 12. 1. 56.
Wilbrandt Ad.: Arria und Messalina . . . . A 15. 12. 74.
Wilbrandt Ad.: Fridolins heimlische Ehe [B.] . . . . . A 29. 5. 75.
Wilbrandt Ad.: Gracchus, der Volkstribun [Walden] . . M 20. 11. 72.
Wilbrandt Ad.; Der Graf von Hammerstein . . . . . . A 18. 11. 72.
Wilbrandt Ad.: Die Maler . . . . M 29. 10. 71.
Wilbrandt Ad.: Nero . . . . A 2. 12. 75.
Wilbrandt Ad.: Ein neues Novellenbuch . . . . A 22. 1. 75.
Wilbrandt Ad.: Die Reise nach Riva [Uhl] . . . . . A 24. 9. 77.
Winterfeld A. v.: Der stille Winkel [Lorm] . . . . ÖWS 65 I, 609.
Wolff Julius: Der Rattenfänger von Hameln [Lorm] . . A 20. 10. 77.
Wolff Julius: Till Eulenspiegel redivivus [Lorm] . . . A 20. 10. 77.
Zedlitz: Altnordische Bilder . . . . B 21. 5. 50.
Zedlitz: Soldatenbüchlein, 2. Heft . . . . B 25. 6. 50.
Zedlitz: Waldfräulein . . . . A 27. 9. 64.

b) Außerdeutsche Literaturen.

Abranyi Cornel, jun.: Titkolt szerelem (Verheimlichte Liebe) [Ad. Dux]
A 8. 1. 79.
Björnson B.: Magnild . . . . A 31. 1. 78.
Boz: Bleakhouse . . . . A 26. 5. 52.
Boz: Edwin Drood . . . . M 15. 7. 70.
Bret Harte: Gabriel Conroy [Lorm] . . . . A 27. 9. 76.
Bret Harte: Gabriel Conroy [Julian Schmidt] . . . . A 13. 11. 76.
Bret Harte: Complete works . . . . A 6. 8. 80.
Claretie Jules: La maison vide . . . . A 24. 4. 78.
Coppée Fr.: Olivier . . . . A 13. 1. 76.
Daudet A.: Fromont und Risler . . . . A 30. 11. 76.
Daudet A.: Le Nabab [?] . . . . A 28. 12. 77. ff.
Dux Adolf: Ungarische Dichtungen . . . . A 3. 11. 54.
Erdélyi Joh.: Das venetianische Weib . . . . B 24. 1. 52.
Feuillet Oct.: Les amours de Philippe . . . . . . A 17. 8. 77.
Feuillet Oct.: Le journal d'une femme [Lorm] . . . A 19. 10. 78.
Feuillet Oct.: Une mariage dans le monde . . . . A 16. 10. 75. ff.
Feuillet Oct.: Monsieur de Camors [M. W....r] . . M 19. 11. 67.
Gubernatis A. de: Francesco dall' Ongaro [A. Pichler] A 10. 9. 75.
Hugo V.: Das Jahr 93 [Ferd. Lotheißen] . . . . . A 3. 3. 74. f.
Hugo V.: La légende des siècles . . . . A 3. 4.—17. 7. 77.

Ibsen H.: Kaiser und Galiläer . . . . A 10. 7. 76.
Ibsen H.: Die Stützen der Gesellschaft . . . . A 31. 1. 78.
Kertbeny C. M.: Album hundert ungar. Dichter [L. J. S.] ÖB 29. 5. 54.
Lamartine: Toussaint Souverture . . . . B 18. 4. 50.
Lisznyai Kalman: Palócz dalok . . . . B 17. 1. 52.
Malot H.: Cara . . . . A 23. 7. 78.
Malczewski: Maria [Dr. Jülg] . . . . ÖB 18. 4. 57.
Mark Twain: Abenteuer Bob Sawyers [Jul. Schmidt] . A 17. 11. 76.
Mérimée Pr.: Lettres à une autre inconnue [Agl. v. Enderes]
A 22. 7. 75.
Sardou V.: Dora [Uhl] . . . . A 27. 3. 77.
Sardou V.: Fernande [B. W.] . . . . M 6. 10. 72.
Steinacker Gust.: Ungarische Lyriker . . . . A 5. 1. 75.
Sükei: Hulló csillagok . . . . B 17. 1. 52.
Szász Karl: Goethes Gedichte, übersetzt [Dux] . . . . . A 2. 8. 75.
Tailor Henry: Dramatic poems . . . . A 2. 10. 76.
Tennyson: Harold [B. Walden] . . . . A 23. 12. 76.
Tennyson: The lovers tale . . . . A 21. 7. 79.
Tennyson: Queen Mary . . . . A. 10. 7. 75.
Turgeniew J.: Erzählungen, übersetzt von Bodenstedt [Lorm]
M 11. 2. 66.
Turgeniew: Nov (Neuland) . . . . A 5. 3. 77.
Turgeniew: Nov . . . . A 20. 4. 77. f.
Verne Jules: L'île mystérieuse [E. v. W.] . . . . . A 7. 11. 74.
Verne Jules: dasselbe . . . . A 29. 4. 75.
Vörösmarty Michael: Drei Märchen . . . . B 17. 1. 52.
Zola E.: Les Rougon-Marquardt [Jul. Schmidt] . . A 2. 2. 75. ff.
Zola E.: L'assommoir [Jul. Schmidt] . . . . A 12. 4. 77.
Zola E.: Une page d'amour. . . . . A 23. 7. 78.
Zorrilla José: Don Juan Tenorio [J. Heinsius] . . . . B 3. 10. 50.

Anhang.

a) Verzeichnis der nachweisbaren leitenden Redakteure.*)

Hieronymus Gmainer[1]) † 27. April 1729.
Konrad Bartsch[2]) 1782—1793 (?),
?—1799.
Joh. Michael Armbruster[3]) November 1805 (?) – Mai 1809,
November 1809—31. Jänner 1810.
J. M. Ritter v. Zimmerl[4]) 1810—1812.
Konrad Bartsch 1812–1817.
J. C. Bernard[5]) 4. Oktober 1819—21. Dezember 1848.
Dr. Moriz Heyßler[6]) 22. Dezember 1847—18. März 1848.
Dr. Moriz Heyßler und Dr. Moriz v. Stubenrauch[7]) 19. März 1848—30. Juni 1848.
Dr. A. Adolf Schmidl[8]) 1. Juni 1848—15. September 1848.
Dr. Rudolf Eitelberger v. Edelberg[9]) 16. September 1848—17. Jänner 1849.
Dr. Leopold Schweizer[10]) 1. Jänner 1850—30. September 1865.
E. v. Teschenberg[11]) und G. Seuffert[12]) 17. Oktober 1865—14. Februar 1871.
Georg Seuffert 15. Februar 1871—3. Oktober 1871.

*) Diese werden bis 1819 Redakteure schlechtweg genannt; am 4. Oktober 1819 erscheint zum erstenmal die Bezeichnung Hauptredakteur. Der Titel Chefredakteur gehört der neuesten Zeit an. In der Regel zeichnet der Chefredakteur als verantwortlicher Redakteur.

[1]) S. oben S. 7.

[2]) ebenda S. 27 u. f., 88 f., 117 u. f.

[3]) ebenda S. 111 u. f.

[4]) Vgl. oben S. 112; s. auch Wurzbach LX, 109.

[5]) S. oben S. 29, 146. S. auch A. D. B. II, 409 nach Goedekes Grundriß III, 847. — Seiner Tätigkeit bei der „Wiener Zeitung“ wird da nicht gedacht.

[6]) ebenda S. 123.

[7]) ebenda S. 123, 127 u. f.; s. auch Wurzbach XL, 147 u f.

[8]) S. oben S. 31, 138 und Wurzbach XXX, 199 u. f.

[9]) ebenda S. 31, 138. S. auch „Wiener Zeitung“ vom 20.—22. Mai 18·5 (Nekrolog von Jakob von Falcke; auch im Sep.-Abdruck erschienen).

[10]) S. oben S. 33; fehlt bei Wurzbach, dürftige biographische Angaben im Nekrolog der „Wiener Abendpost“ vom 9. Juli 1896.

[11]) S. oben S. 42 und Wurzbach XLIV, 22 u. f.; ferner den Nekrolog in der „Wiener Abendpost“ vom 25. Februar 1886. Bis 1869 erscheint im Hof- und Staatshandbuch Teschenberg mit Seuffert unter der Bezeichnung „Redakteure“, 1870 wird Teschenberg als Chefredakteur (erstes Vorkommen dieser Bezeichnung), Seuffert als Redakteur bezeichnet.

[12]) S. oben S. 42. S. den Nekrolog der „Wiener Abendpost“ vom 3. Februar 1879. Darnach hätte er die Leitung der „Wiener Zeitung“ von Mitte 1867 bis Mitte 1872 innegehabt (?).

Alois Gironcoli[13]) und Dr. Max Engel[14]) 4. Oktober 1871—30. September 1872.
Friedrich Uhl[15]) 1. Oktober 1872 – 31. Mai 1900.
Oskar Teuber[16]) 1. Juni 1900—16. Juni 1901.
Dr. Eugen Guglia[17]) seit 1. September 1901.

b) Nachweisbare Redaktionslokale.

1703 Haus zum rothen Igel, Wildpretmarkt.
1722 Fleckhammer-Haus am Michaelerplatz Nr. 3 (existiert nicht mehr).
1741 Neues Michaeler-Haus, ebenda.
1800 Rauhensteingasse 983 (neu Nr. 3).
1858—1860 Singerstraße 913 (jetzt 26) Gebäude der Staatsdruckerei.
1860—1865 Jakoberhof.
1865—1869 Herrengasse 4.
30. April 1869 – 6. August 1894 Herrengasse 7, seit 7. August 1894 Bäckerstraße 28 (im ehemaligen Universitätsgebäude im Trakt der juristischen Fakultät).

Das Comptoir scheint bis zur Übersiedlung der Redaktion aus der Staatsdruckerei in den Jakoberhof mit dieser verbunden gewesen zu sein; von da an bis Ende November 1870 befand es sich Schulerstraße Nr. 1, dann bis 30. Juli 1895 Grünangergasse 1. Von da an wieder in demselben Gebäude wie die Redaktion. — Das erste Druckereilokal befand sich im Regensburgerhof am Lugeck.

c) Berichtigungen.

Seite 29, Zeile 15 und 18 von oben muß es heißen „Bernard" statt Bernhard.
Seite 91, Zeile 5 von unten muß es heißen „Schlözers" Staatsanzeiger statt Schlossers Staatsanzeiger.

---

[13]) S. oben S. 42, fehlt bei Wurzbach. Das Hof- und Staatshandbuch von 1872 bezeichnet ihn als Statthaltereirat; bereits am 29. September 1872 wurde er pensioniert.

[14]) ebenda S. 42, fehlt bei Wurzbach. Im Hof- und Staatshandbuch für 1872 ist bloß Gironcoli als Redakteur genannt, doch zeichnet Dr. Engel die „Abendpost"; Engel war Doktor der Medizin, Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde und, als Vertreter dieser, Mitglied des n. ö. Landesschulrates.

[15]) ebenda und Wurzbach XLVIII, 239 u. f. Im Hof- und Staatshandbuch 1873 wird er allein als Redakteur bezeichnet, von 1874—1876 mit Dr. Engel als „Mitredakteur der ‚Wiener Abendpost'".

[16]) S. oben S. 42 und Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter im XIX. Jahrhundert, 5. Auflage, IV. Band, S 198; ferner den Nekrolog der „Wiener Abendpost" vom 17. Juni 1901.

[17]) S. oben S. 43 Vergleiche Brümmer, a. a. O. Nachtrag zum II. Band, S. 476.

Personen-Register.

Die Namen der in dem von Dr. Egon von Komorzynski zusammengestellten Verzeichnisse der in der Wiener Zeitung 1849—1880 veröffentlichten literarischen Beiträge sind in dieses Register nicht aufgenommen.

Die mit einem * bezeichneten Personen sind Mitarbeiter der Wiener Zeitung gewesen.

Num. I.

Wiennerisches Diarium,

Enthaltend
Alles Denckwürdige / so von Tag zu Tag
so wohl in dieser Käyserlichen Residentz-Stadt Wienn
selbsten sich zugetragen / als auch von andern Orthen
auß der gantzen Welt allda nachrichtlich
eingeloffen /

Mit diesem besondern Anhang /

Daß auch alle diejenige Persohnen / welche wochentlich
allhier gestorben / hingegen was von Vornehmen gebohren /
dann copuliret worden / ferner anhero und von dannen
verreiset / darinnen befindlich.

Mit Jhro Römischen Käyserlichen Majestät allergnädigsten Privilegio.

Beilage zur Jubiläums-Festnummer der kaiserl. Wiener Zeitung
vom 8. August 1903.

Anmerckung.

DEmnach von schon geraumer Zeit hero von vielen der Staats Wissenschafft begierigen verlanget worden/angesehen bey diser wegen der Römischen Kayserlichen Residentz in aller Welt höchst geehrt- und berühmtesten Stadt Wienn/ insonderheit ein grosser Zu- und Abgang derer bey dasiger Hoff-Staat/ auch in dem Burgerlichen Weesen allda befindlicher hoher und niederer / ferners allerhand ein- und außziehender/ so wohl einheimisch- als frembder Persohnen/ täglich in grosser Anzahl bemercket wird/ daß sothane Verwechslungen und von allerhand Haupt-Ursachen/ als Lebens- und Todtes-Zufällen dependirende Veränderlichkeiten zu allerhand/ so wohl Christlich- als politischer Betrachtung / jedermann/ insonderheit aber denen allhiesigen Inwohnern offentlich bekandt und vorgestellet werden möge; Als hat man der Curieusen Welt/ absonderlich bey jetzigen Begebenheiten und Kriegs-Läuffen länger nicht entfallen können / mit einem richtigen Wiennerischen Diario oder Tag-Buch hiermit auffzuwarten; Dabey dann zu mehrerer Annehmlichkeit und Satisfaction deß geneigt begierigen Lesers/ bevorder von obig zu vermercken habendē Persohnen herauß gegebener Lista, jederzeit ein kurtzer Bericht und Extract, als ein Kern derer hin und wider in der Welt merckwürdigsten / wahrhafftigsten/ und allerneuesten/ so schrifftlich als gedruckter allhier einlauffenden Begebenheiten/ ohne einigen Oratorischen und Poëtischen Schminck / auch Vorurtheil / sondern der blossen Wahrheit derer einkommenden Berichten gemäß/ Wochentlich zwey mahl/ als Mittwochs und Sambstags / ordentlich vorgestellt werden / und in dem so genannten rothen Igel befindlich seyn solle.

Allhie-

Mittwochs den 8. Augusti 1703.

NAchdieweilen sich die grosse Armée unter Ihro Durchleucht dem Printz Louis zu Baaden fast täglich vermehret / als hat man von hier auß grosse Geld-Summen durch den General Schallenberg dahin abgeschicket. Auch werden Ihro Durchleucht der Printz Eugenius ein grosses Magazin vor selbige Armee auffrichten lassen. Hingegen ist auß Tyrol wiederumb ein Courier angelanget / mit Bericht / daß der Herr General von Guttenstein nach seinem Einzug zu Insprugg daß Te Deum Laudamus, unter 3. mahliger Lösung der Stucken halten lassen: Chur Bayern seye vor seine Persohn zwar durch den Paß Scharnitz durchkommen / man weiß aber nicht wohin / oder zu was Intention; Seine Mannschafft in 3000. Mann meistens Granadiers, verschantzten sich gegen Insprugg und gedachten Scharnitz. Nachdem die Frantzosen den Venetianischen Paß Monte-Baldo erobert / und ferner gegen die Tyrollerische Päß avancirt / und den Herrn General Vaubonne, unwissend / daß die Bayern in Tyroll nicht wohl stehen / angegriffen / seynd sie nach einem 7. Stündigen Gefecht repoussirt worden; der Herr General Solari ist nicht bey disem Gefecht gewesen / aber den dritten Tag erwartet worden. In Tyroll als die Bayern von Hall abmarschiren musten / hat der Chur-Fürst seinen Leuthen alles Preyß gegeben / welche auch allda grausamb gehauset haben. Auß Ober Hungarn kombt / daß die Rebellen sich noch immer verstärcken / und mit denen antreffenden Teutschen grausamb verfahren / sie gehen schon über die Theyß gegen Erlau / es ist nur ein lauter Rauber-Gesindl / und so bald nun unsere regulirte Miliz zu denen Hungarn stossen wird / hofft man sie bald zu dämpffen / massen sie mit keinen rechten Waffen versehen seynd.

Den 2. Augusti. Celebrirten Ihro Käyserliche und Königliche Majestät Majestät / wie auch Ihro Hochheit Ertz-Hertzog Carl / sambt der Durchleuchtigsten jungen Herrschafft das Fest Portiuncula genannt / und haben in dem Königl. Closter dem hohen Ambt nachmahls dem Mittagmahl daselbsten beygewohnet / deß Abends aber nach gehaltener Vesper und Litaney bey den PP. Capucinern auff dem neuen Marck wieder in dero Favorita revertirt; Eben selbigen Tag seynd drey grosse Schiff mit allerhand Kriegs-Munition, als Gestuck / Mörser / Bomben / Granaten / und

Ku-

Kugeln beladen von Ungarn herauff kommend/ allhier angelangt/ welche allhier außgeladen/und in hiesiges Kayserl. Zeug-Hauß gelieffert werden sollen.

Den 3. dito divertirten sich Ihro Kayserl. und Königl. Majestät mit einer Hirsch-Jagt/ bey welcher dieselbe mit eygener Hand etliche Hirschen von ungemeiner Grösse gefället.

Den 4. dito verfügte sich deß Morgens Ihro Majestät die Römische Kayserin mit den Durchl. Ertz-Hertzoginnen in den Klag-Baum/ wo dieselbe die daselbst befindliche arme Leuth gespeisset und reichlich beschencket/ nachdem begaben sie sich wieder in die Favorita, von dannen dieselbe mit Ihro Kayserl. und Königl. Majestät in die Kirch der PP. Dominicanern ad S. Mariam rotundam genannt/gefahren/ umb allda das Fest deß grossen Patriarchen Dominici mit einem hohen Ambt zu celebriren/ von dannen sie wieder zuruck nach der Favorita kehreten/ und deß Abends sich mit einer Lust-Jagd bey Schönbrunn divertirten.

Den 7. dito begaben sich Ihro Kayserliche und Königl. Majestät sambt der Durchl. jungen Herrschafft in dero Hoff-Kirchen zu den PP. Augustinern zu S. Maria Loretta, allwo sich auch alle anwesende Neapolitanische Printzen eingefunden/und haben allda das Fest deß H. Cajetani mit einem hohen Ambt solenniter celebrirt.

Auß dem Käyserl. Feldlager zu Gaunßheim/ vom 28 Julij.

Die Redouten, welche wir vor unserer Armée angefangen/ seynd nunmehro zur völligen Perfection gebracht. Der Feind thut so wol mit Infanterie als Cavallerie an seinem Retrenchement starck arbeiten/ und nehmen täglich ab/ indeme fast bey allen Compagnien 15. biß 20. und mehr Krancke sich befinden/ und guten Theils dahin sterben. Immittels ist das Käyserl. Lager nun auch dergestalt vertrenchiret/ daß eine geringe Mannschafft das Würtenberger Land bedecken/ und der Rest über die Donau wird gehen können/ zu welchem End die ledernen Schiff-Brücken schon parat liegen. So stehen auch die Fränckische Trouppen noch immer eine Stund von der Haupt-Armée, und dörffte etwan ein absonderliches Dessein gegen Donauwerth vorgenommen werden. Der Herr General Feld-Marschall-Lieut. Graff de la Tour ist mit seinem unterhabenden Corpo an der Donau bey Ehingen angelangt/ welches so wohl auß dem Käyserl. Lager als anderwärts her mit mehrer Cavallerie wird verstärcket werden. So hat man auch Nachricht/ daß 4000. Mann bereits über die Donau marschirt/ und auch noch 8000. ihnen nachfolgen sollen.

Ober-

Ober-Elsaß/ vom 24. Julij. Die Armée deß Hertzogen von Burgund stehet noch bey Willstädt/ und vermeint man/ daß solche den Rhein wieder repassiren werde; Es hat zwar neulich verlauten wollen/ daß derselben Vorhaben gewesen wäre Freyburg zu belägern/ weilen aber die Ingenieurs und Mineurs, so der Hertzog zu der Armée beschrieben/ wiederumb contramandirt worden/ auch verlauten will/ daß ein Detachement von derselben nacher Flandern gehn solle// als dörffte so wol von der Belagerung als auch von Forcirung der Linien bey Stollhoffen wenig mehr zu beförchten seyn.

Ober-Rheinstrohm vom 28. Julij. Vor etlichen Tagen ist einige Cavallerie auß dem Lager zu Schwaighofen über den Rhein detachirt worden/ welcher Seits sich frische ankommene Völcker in 6000. Mann ungefähr befinden/ und in die Linien zu Ober-Bühl zu denen andern Völckern eingerucket. Hingegen sollen die Holländische Trouppen in Schwaben zu der grossen Armée marchiren. Der Herr General von Thüngen ist zu Stollhofen/ und ist Willens auß denen Linien weiter hinauff zu rucken/ hingegen erwarten die bey Philipsburg von Landau angekommene Constabler mit ihrer Artillerie auff weitern Marsch die Ordre. Man will versichern/ daß ein grosses Dessein obhanden/ dessen Vollführung sich aber bald zeigen wird.

Cölln/ den 28. Julij. Die drey Holländische Regimenter so in Bonn liegen/ sollen noch nicht herauß marschiren/ wie neulich verlauten wollen: Es haben aber die Herren Staaten von Holland dem hiesigen Hochwürdigen Thomb-Capitel vorstellen lassen/ daß man selbsten so viel Völcker anwerben möge/ als zu Besetzung der Ertz-Stiffts-Städten und Vestungen vonnöthen wären/ massen die Hochm. Herren Staaten bey jetzigen Zeiten lieber noch mehr Völcker annehmen wollen: zu Folge disem wird man vorerst noch 2. Regimenter jedes von 1000. Mann annehmen müssen/ dahero auch die Cöllnische Beambten auß den vom hohen Thom-Capitel/ und den Landständen vor dises Jahr außgeschriebene Simplen dem Kriegs-Commissario einliessern müssen/ zu Außführung der zur Defension destinirten Werbungen der Regimenter. Innerhalb 3. Wochen wird das neüe Chur-Pfältzische Jagd-Schiff in Perfection seyn/ umb hinauff nach Franckfurth zu fahren/ und die Ankunfft deß Ertz-Hertzogen Carl von Oesterreich abzuwarten/ umb nach Holland abzuführen.

Auß der Schweitz vom 24. Julij. Der neue Spannische Minister wird nun zu Baaden anlangen/ weil er schon über Gotthard passirt ist. Der Herr Graff zu Trautmannsdorff wird auch zu Baaden wieder erwartet.

wartet. Sonst hat man bericht/ daß abermalen eine Action zwischen denen Malcontenten und denen Königl. Frantzösis. Völckern bey St. Felix vorgegangen/ wobey die letzten ziemblich gelitten haben / dem wird auch beygefugt/ daß ein starckes Detachement Malcontenten in das Vivarez eingeruckt wäre / und anjetzo auch Reuterey bey sich habe. Pariser Brieffe von 28. dises melden/ daß der König von Franckreich den 10. dito dem Portugesischen Envoyé die verlangte Audientz abgeschlagen/ welches er alsobald durch einen Courier an seinen König nach Lisabonn abgeschickt hat. Der König von Franckreich habe den Herrn Graffen von Wallenstein/ so zu Vincennes den 10. dito angelanget/ wieder vor 50. tausend Livres an Kleinodien zustellen lassen.

Berlin vom 20. Julij. Ihro Königl. Majest. in Preussen seynd vor etlichen Tagen nach Oranienburg abgereiset/ umb sich 8. Tag allda zu divertiren. Hierbey ist ferner zu sehen die Inscription, welche unter der metallenen Statua deß grossen Friderich Willhelms zu lesen: die bey solcher Eröffnung vorgegangene Solennitäten sind schon bekandt.

Divo Friderico Guilelmo magno
S. R. I. Archi-C. & Elector. Brandenb.
Suo, Patriæ, Exercituum Patri Opt. Max.
Inclyto.
Qui incomparabilis Heros.
Dum vixit Amor Orbis atque Terror Hostium extitit
Hoc Pietatis & Glor. Æter. Monum.
L. M. Q. P.
FRIDERICUS
Primus e sua stirpe Rex Borussiæ.
An. A. Chr. Nat. cIɔ Iɔ CCIII.

Londen vom 29. Julij. Die Flotte unterm Ritter Chovel/ ist den 13. Dortmouth passiret/ 8. Capital Schiffe/ sollen ehestes demselben folgen/ so/ daß er 58. Schiffe von der Linie, ausser denen Fregatten / Branders/ Bombardirer/ Galliotten/ starck ist: Er wird zugleich alle nach Türcken destinirte Kauffarbey-Schiffe/ Neapolis und Sicilien vorbey convoiren. Gestern wurde abermahlen ein grosser Rath über die Sachen von Portugal/ und Savoyen zu Hamptoncourt in Gegenwart deß Hertzogen von Schomberg gehalten / welcher in Portugall die Englischen Völcker commandiren solle. Hingegen hat der Portugesische Ambassadeur mit vielen Waffen-Schmiden von diser Stadt gehandelt / wegen 10000. Musqueten/ und auch so vielen Degen/ welche er nach Lissabon senden solle.

Die

Die Königin hat eine considerable Summa Gelds/so Ihro Hoffhaltung zugeeygnet ware/zu dem Gemeinen besten gegeben. In einem eintzigen Kirch-Spill in hiesiger Stadt Londen/hat man diser Tagen 4000. Pfund Sterlings freywillige Collecten erhoben/ umb den Malcontenten in denen Sevennes zur Hülff übersand zu werden. Zu Fallmuyden seynd 2. Frantzösische Capers von S. Malo, einer mit 36. Stücken und 240. Mann/ der ander von 28. Stücken und 110. Mann/durch 2. unsere Kriegs-Schiffe auffgefangen worden.

Haag den 27. Julij. Mit Brieffen auß der grossen Armée vom 4. dito hat man/daß mit anbrechendem Tag selbige auffgebrochen/umb den Feind auffzusuchen/nachdem man die gantze Nacht über die Morasten zu passiren/Brücken geschlagen. Es hätte zwar der Feind selbige abgewartet/biß sie eine halbe Stund von Lager arrivirt/weilen er aber gesehen/daß man die Gründe und Thäler passiret/und sich en Battaille vor sein Retrenchement, und Linien stellen thäte/ hat sich der Feind auß seinem Lager in die Linien bey Antorff retirirt/ indessen war unsere Armée zum Schlagen wohl gemuth/und ihr bestes zuthun gesinnet. So gleich vernimbt man/ daß unsere Armée, weilen die Frantzosen zum Schlagen nicht zu bringen/ und sich wohl retranchirt/selbige wegen Mangel der Fourage zuruck gezogen. Es scheinet aber/daß innerhalb wenig Tagen die grosse Armée/ so/ wie man sagt/anjetzo 75. biß 80000. Mann starck ist/die Völcker deß General Schlangenberg damit begriffen/stündlich erwarten/ und alsdann die Feinde in ihren Linien angreiffen/ oder eine andere Expedition vornehmen werde. Der Herr Hill/ welcher als Englischer Envoye, nach seiner Hochheit dem Hertzog von Savoyen gehen soll/ wird stündlich auß Engelland erwartet: Beynebens soll die Esquadre deß Herren Admiral Roocks oder Churchills nicht eher abgehen/ biß Ihro Ertz-Hertzogliche Durchleucht Printz Carl von Oesterreich angekommen sey/umb mit selbigen nach Portugal zu gehen.

Preßlau vom 1. Augusti. Auß Pohlen verlautet/daß der König und Republic die Antwort deß letzt abgelassenen Schreibens an den König von Schweden/und von demselben die endliche Resolution erwarten wollen/ um so fern der Fried nicht bald erfolge/ihn mit gesambter Hand anzugreiffen. Die Brucken bey Thorn hat das Wasser den Schweden weggenommen/ und haben sie vill Schiff mit Proviant, welche Jenseit Thoren stunden/daß sie den Sachsen nicht zu Theil würden/ versencken müssen.

Lista

Lista

Deren/so vom 1. Augusti biß den 8. ejusdem vor und in der Stadt gestorben.

Den ersten Augusti starb in der Stadt.

Der Matthias Placht/ Guardi-Soldat in einem Guardir-Häußl am Saltz-Grieß: ist am hitzigen Fieber beschaut/ alt 40. Jahr.

Vor der Stadt.

Der Georg Weinlinger Burgerl. Gartner in seinem Hauß in der Leopold-Stadt/ ist am hitzigen Fieber beschaut/ alt 22. Jahr.

Die Maria Haberlin/ ein Wittib beym grünen Baum bey Maria Hülff/ ist am hitzigen Lungel-Cathar beschaut/ alt 76. Jahr

Den 2. Aug. starb in der Stadt

Dem Johann Parutisch/ eim Büchsen-Spanner beym schwartzen Elephanten am rothen Thurn sein Kind/ Anna/ ist an der Fraiß beschaut/ alt ¼. Jahr.

Der Andreas Stanitzky/ Guardi-Soldat in seim Hauß beym neuen Thor; ist am hitzigen Lungen-Cathar beschaut/ alt 53. Jahr.

Der Bartholmæ Tersch/ Guardi-Soldat auff der Biber-Pastey; ist an der Gall beschaut/ alt 41 Jahr.

Vor der Stadt.

Dem Herrn Augustin von Damian, Käyserl. Wasser-Ambts Gegenhandler/ beym rothen Thurn in seim Hauß aussers rothen Hoff/ sein Frau Anna gebohrne von Hoffmann; ist am Schlag-Fluß beschaut/ alt 46. Jahr.

Der Joseph N. ein Sessel-Trager im Gräfl. Strattmannischen Hauß in der Alster-Gassen; ist am hitzigen Fieber beschaut alt 30. Jahr.

Die Catharina Weissin/ ein Wittib/ im Graff Lambergis. Hauß in der Leopold-Stadt/ ist an der Lungelsucht beschaut alt 33. Jahr.

Den 3. starb in der Stadt.

Der Paul Ardtner/ ein Haffner ins Johann Ardtner Hauß in der Himmelports-Gassen; ist am Hectica-Fieber beschaut/ alt 78. Jahr.

Die Barbara Mayrin/ ein Wittib im Gatterburgis. Hauß in der Roßau/ ist am Schlag beschaut alt 61. Jahr.

Dem Matthiæ Kupitsch/ ein Reitknecht ins Straub-Hauß am Spittlberg sein Weib Johana/ ist an innerl. Fäulung beschaut alt 27. Jahr.

Den

Den 4. starb in der Stadt

Dem Herrn Johann Georg Suckoffsky Kayserl. Sabel-Knecht / in Schöcklischen Hauß in der Ainfalt-Straß / seine Frau Barbara ist am Hectica-Fieber beschaut alt 33. Jahr.

Dem Johann Gerhard Kayserl. Regiments-Schmid / in seinem Hauß auff der Mölcker Pastey / sein Kind Joseph ist an der Wassersucht beschaut alt ½. Jahr.

Der Johann Rendt / ein Zuckerbacher in Berdronischen Hauß in Offenloch ist an der Lungelsucht beschaut alt 35. Jahr.

Vor der Stadt.

Die Brigitta Winckelmanin ein Wittib / beyn Wallfisch bey Sanct Ulrich / ist an hitzigen Fieber beschaut alt 52. Jahr.

Die Christina Klingerin ein ledigs Mensch in der Prunerin Wittib Hauß am Neubau / ist an der Lungelsucht bschaut alt 50. Jahr.

Den 5. starb in der Stadt.

Dem Herrn Joseph Weiß / Königl. Cam̃er-Diener in Weissl. Hauß / am alten Bauern-Marck / sein Kind Johannes ist an der Frayß alt 1. Jahr.

Dem Gregori Wittwer / Kays. Trabant in ein Beneficiat-Hauß auff der untern Sailler-Straß / sein Weib Maria ist am hitzigen Fieber alt 32. Jahr.

Die Anna Sedlerin / ein Wittib in ein Beneficiat-Hauß in der Schuller-Straß ist an der Wassersucht alt 67. Jahr.

Der Antoni Ließ / ein Cammer-Diener in Gräfl. Hoysi. Hauß in der Rossau / ist an hitzigen Cathar alt 30. Jahr.

Den 6. starb in der Stadt.

Dem Frantz Graboroll / ein Seiden-Färber in Perthol. Hauß / bey unser Frauen Stiegen / sein Weib Anna ist an der Wassersucht alt 32. Jahr.

Der Andre Freymihler ein Baroquenmacher-Gsell / beyn 3. Hacken aussers rothen Hoff ist an der Lungensucht alt 33. Jahr.

Die Maria Hoffmannin ein Wittib beyn Gulden Adler bey St. Ulrich / ist an Stöck-Cathar alt 58. Jahr.

Den 7. starb in der Stadt.

Dem Georg Schober / ein Schneider beyn Waag-Hauß sein Kind Johannes ist an der Frayß beschaut alt ¾. Jahr.

Dem Hanß Brichner / ein Schneider beyn 2. weissen Löwen am Neustifft sein Kind Johannes ist an Bladern beschaut alt 4. Jahr.

Von hohen Vermählungen.

Den 6ten Augusti wurde in der Käyserl. Hoff-Capellen in allerhöchster Gegenwart beyder Käyserl. und Königl. Mayt. Mayt. wie auch der

Durl.

Durchl. jungen Herrschafft nicht weniger aller vornehmen Ministren und Dames vermählet/ Herr Johann Adam deß Heil. Römis. Reichs Graff Graff von Paar/ rc. Der Römis. auch zu Hungarn Königl. Majestät. Cammerherr/ Ihrer Excellentz Herrn Carl Josephs deß Heil. Römischen Reichs Graffen von Paar/ Freyherrn auff Hardberg/ und Krottenstein/ Herrn der Herrschafften Fürstenfeld/ rc. der Römis. Käyserl. Majestät. würckl. geheimben Rath und Cämmerern/ Obrist-Reichs-Hoff- wie auch zu dero Erb-Königreich und Landen General/ Erb-Postmeistern/ und Mariæ Renatæ Ihrer Excellenz Herrn Wratislaw Adolph deß Heil. R. Reichs Graffen von Sternberg/ rc. Rittern deß gulden Fluß/ der Römis. Käyserl. Majest. geheimben- und Conferenz-Rath wie auch Obristen Burggraffen im Königreich Böhmen Frauen Tochter/ Herr Sohn. Mit Maria Josepha Gräffin zu Oettingen/ Ihro Majest. der Römis. Käyserin Cammer-Fräule/ weyland Ihro Gnaden Herrn Herrn Johann Willhelm regierenden Graffen zu Oettingen Spielberg/ und Mariæ Annæ ältisten Tochter Ihrer Hochgräfl. Excellenz Herrn Wolffgang deß H. R. Reichs Graffen zu Oettingen rc. der Römis. Käys. Maj. Geheimben und Conferenz-Raths/ Cämmerern und Reichs-Hoff-Raths Præsidenten/ wie auch gewesenen Käyserl. Groß-Pottschaffters an der Ottomanis. Pforten hinterlassenen Fräule Tochter.

Von Hohen und Niedrigen Standts-Persohnen Ankunfft.

Rothenthurn/ den 1. Aug. Herr General Reventlau ist komen von Leipzig/ logirt im gulbenen Hirschen.

Kärners Thor/ den 2. Aug. Herr Johann Baptist Dusch Cammer-Officier zu Inspruggg/ ist komen von dannen/ log im Mattschacker-Hoff.

Stuben-Thor/ den 3. Aug. Ein Käyserl. Courier/ ist kommen von Inspruug. log. im Post-Ambt.

Rothenthurn/ Herr Hauptmann Scheps/ vom Gschwindis. Regiment ist kommen auß Tyroll/ log. im guldenen Hirschen.

Herr Bortulando Cornet vom Chussanis. Regiment kombt als Courier vom Prinz Louis/ log. beym Herrn Baron Greiff.

Kärner-Thor/ 4. Aug. Hr. Baron Lindtenberg/ kombt von Gratz/ log. in den 3 Hacken.

Herr Graff von Weltz/ kombt von Clagenfurth/ log. bey seinem Herrn Vettern.

Rothenthurn/ Herr von Weinberg/ Königl. Dähnis. Gesandter/ kombt von dannen/ log. in 3 Hacken.

Kärnerthor/ den 5. Aug. Ein Käys Courier/ komt auß Tyrol/ log im Post-Ambt.

Stubenthor/ Herr Gen. Gschwind/ kombt auß Tyroll/ log. in seim Hauß.

Rothenthurn/ Hr. Lieut. Tromp/ kombt auß Dennemarckt/ log. im gulden Hirschen.

Rothenthurn/ den 6. Aug Zwey Herrn von Stumsalls/ kommen von Prag/ logiren im wilden Mann.

Den 7. Aug. ist niemand kommen.

Druckerei der kaiserl. Wiener Zeitung.



